



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

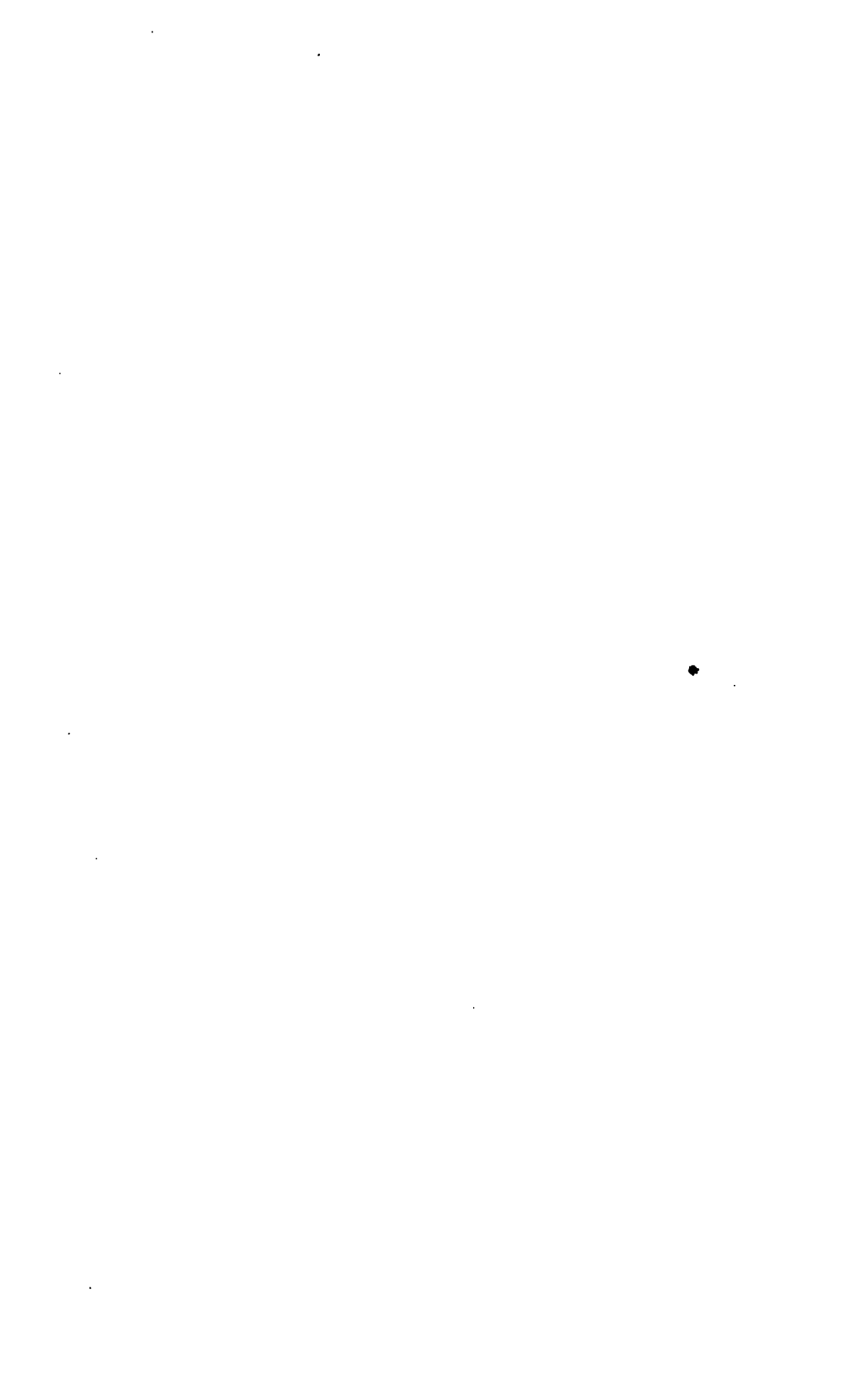
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



IA 230

Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des

Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Fünfzehnter Jahrgang.



Wien, 1886.

Kauzische k. k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

(Stadt, Kohlmarkt: 7.)

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
SEP 8 - 1978

DB1

D5

v.15

1886

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer höheren Töchter Schule gewidmet.

Inhalts-Verzeichniß.

| | Seite |
|--|-------|
| Milow, Stephan: Gedichte | 1 |
| Ebner-Eschenbach, Marie von: Aphorismen | 3 |
| Pongrácz, Anna, Gräfin: Die Mama. (Skizze) | 5 |
| Paoli, Betty: Gedichte | 12 |
| Foglár, Ludwig: Latomia | 14 |
| Kaempfer, Luch: Unsere Zeit und die Syril. (Studie) | 17 |
| Terri, Cajetan: Apophthegmatisches aus Italiens neuerem Geistesleben | 26 |
| Kant, Josef: „Karnalles.“ (Eine Geschichte; den Gedächtnißblättern der ältesten Leute nachgezählt) | 35 |
| Rajmájer, Marie von: Berghymne | 85 |
| Gagern, Rag Freiherr v., sen.: Jugenderinnerungen aus dem Gebiete der Nationalität | 87 |
| Reitner, R. G. Ritter v.: Gedichte | 114 |
| Gnad, Ernst, Dr.: Ueber Goethe's Lasso | 117 |
| Nordmann, Johannes: In excelsis | 136 |
| Proschko, Hermine C.: Die Königsmuschel | 141 |
| Demermayer, Fritz: Gedichte | 149 |
| Saar, Ferdinand v.: Freie Rhythmen | 152 |
| Friedmann, Alfred: Ein Gastspiel. (Luftspiel in einem Aufzuge) | 155 |
| Marg, Friedrich: Gedichte | 173 |
| Perch, Ludwig: Das spanische Miramar | 177 |
| Franzl, Ludwig August: Gedichte | 188 |
| Landler, J.: Gedichte | 190 |
| * * * Situations-Thorheiten | 193 |
| Ganser, A.: Bilder aus dem Hochgebirge | 198 |
| Vincenti, Carl von: Frau Medusa | 201 |
| Weiß, Albert: Zwei Lieder. (Nach Wladimir Belza) | 226 |
| Hathelt, Egon, Dr.: Religion und Lebensversicherung | 228 |
| Littrow-Wischoff, Auguste v.: Zukunftsfrage | 235 |
| Fischer, L. B.: Das Phantom. (Nach dem Rumänischen des A. Sihleanu) | 237 |
| Constant, W.: Aus vergilbten Blättern | 240 |
| Gagern, Dora von: Horatius. (Tragödie von P. Corneille. Aus dem Französischen) | 243 |
| Gernerth, Franz: Lied von der armen Arje. (Aus dem Ungarischen des Josef Riß) | 289 |
| Walden, Bruno: Verschiedene Zeiten. (Humoreske in zwei Briefen) | 291 |
| Rübed, Guido Freiherr von: Gedichte | 293 |
| Pichler, Fritz: Monos | 297 |
| Bühne-Harfort, Henriette: Giannina, das römische Mädchen auf deutschem Boden. (Aus Familienpapieren nachgezählt) | 298 |
| Weisbrodt, Gustav: Gedichte | 329 |
| Elze, Theodor: Italienische Shakespeare-Landschaften | 333 |
| Rnor, Josephine Frein v.: Schmetterlinge. (Gedichte) | 344 |
| Greif, Martin: Gedichte | 346 |

IV

| | Seite |
|--|-------|
| Hebest, Ludwig: Ein Stück Zukunft. (Phantasiebild) | 348 |
| Wartenegg, Wilhelm von: Fragment aus dem Trauerspiele: Maria Stuart in Schottland | 356 |
| Monte, Ambros del: Lieder | 375 |
| Verbit, Andreas: Gedichte | 377 |
| Rothenstein, Bernhard: Romanesca | 378 |
| Mautner, Eduard: Im Gebirge | 396 |
| Murau, Karoline: Miramare | 397 |
| Silberstein, August: Des Glückes Wandel | 398 |
| Reiter, Ernst: Zur Gnadenreichen. (Aquarellen aus der Bergwelt: Oesterreichs) | 399 |
| Ringast, Ch.: Aus meinen Sommertagen. (Gedichte) | 409 |
| Rohn, G.: Prosa und Verse | 413 |
| Neugebauer, Ladislaus: Christus. (Aus dem Ungarischen des Josef Kih) | 417 |
| Zeit, Alfred v.: Edelweiß. (Ein Blumenmärchen) | 419 |
| Messeny-Vielle, Frig, Graf: Frühlingserwachen | 425 |
| Lothar, Julius: Soldatensprüche | 427 |
| Abler, Gabriele: Zu spät. (Eine Erzählung) | 429 |
| Raab, Franz: Scheltreime | 501 |
| Prilius, Leo: Frühling. (Nach Masart's Gemälde) | 503 |
| Bedmann, Josef D.: Von den heutigen Arabern | 504 |
| Rauscher Ernst: Gedichte | 527 |
| Orm, Marie: Aus „Ultima Thule“. (Um die Sonnenwende) | 529 |

| | |
|---|-----|
| Schwingenschlögl, Rudolf, Dr.: Der Erste allgemeine Beamten-Verein der österreichisch-ungarischen Monarchie, seine Entwicklung und Thätigkeit im Jahre 1884 | 533 |
|---|-----|



Die Dioskuren.

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Gehet sich, wirkend erst, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.

Goethe.

Gedichte

von

Stephan Milon.

Von der Liebe.

Rein, sie darf nicht stürmisch kommen,
Soll sie mächtig sein und dauern,
Sondern zugend und beklommen,
Mit geheimnißvollen Schauern.

Nicht in Worten darf sie sprechen,
Noch sich überreden lassen,
Schwüre könnte sie nur brechen,
Und es kann kein Laut sie fassen.

Stets am tiefsten wird sie binden
Und sie ist in stärksten Banden,
Wenn die Herzen still sich finden,
Ahnungslos, uneingestanden.

Abendroth.

Du wunderbares Abendroth,
Wie mächtig rührt an's Herz dein Schein!
Du überschimmerst mild den Tod
Und hüllst das Leben dämpfend ein.

Ob ich gestürmt im Tagsgewühl,
Ob ich verzagt gehemmt den Lauf:
Es löst sich jegliches Gefühl
Vor dir in süße Wehmuth auf.

Am Meere.

Ausblick im Sonnenscheine
Des Südens blaues Meer;
Rings alles lichte Reine,
Sanft weht ein Wind daher.

Wohl fänd' ich nie die Stelle;
Doch klag' ich, daß sie flieht,
Wenn's auf der Schaukelwelle
Mich immer weiter zieht?

Fortschweben möcht' ich gerne,
Vom weichen Hauch entführt,
Bis hin, wo in der Ferne
An's Meer der Himmel rührt.

Mag sich die Welt nur dehnen!
Was will ich mehr, als Raum
Für mein unendlich Sehnen,
Für meines Glückes Traum?

Weg zur Erlösung.

Ich sei're Dich, Du tiefer Lebensdrang,
Der ewig eine solche Fülle zeugt!
Wie viel Dich treffen mag, verwirrend bang,
Du loderst sieghaft, stark und ungebeugt.

Was trugst Du nicht in all der Zeiten Lauf,
Dich selbst zerfleischend oft, an Qual und Noth!
Allein Du schnelltest immer wieder auf,
Stets neu verjüngt in allem Graun und Tod.

Quillt auch aus tausend Wunden Dir das Blut,
Zerstörst Du selbst im Wahn oft was Du baust;
Dir wächst doch immer neu des Ringens Muth,
Gleichwie Du immer klarer um Dich schaust.

Und ist's die fluchbelad'ne Sünde nur,
Der Du, begier'ger Lebensdrang, entstammst;
Du findest doch zuletzt des Heiles Spur,
Wenn Du, trotz jeder Prüfung, strebst und flammst.

Nicht durch Entfagung bringst Du himmelan
Aus der Bedrängniß, die das Sein Dir schafft:
Was Dich erlösen und befreien kann,
Ist einzig Deine ungebroch'ne Kraft.



Aphorismen.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Der völlig vorurtheilslos ist, muß es auch gegen das Vorurtheil sein.

Ein stolz getragener Spitzname wird zum Ehrentitel.

Was der Dichter seinem besten Freunde nicht anvertrauen würde, ruft er in's Publikum.

Nur die Franzosen verstehen anmuthige Bücher zu schreiben, voll Gedanken, bei denen man vom Denken ausruht.

Deine Liebe zu Deinen Nächsten ist nur so lange berechtigt, als sie Deiner Nächstenliebe nicht Eintrag thut.

Wie soll ein Mensch, der oft aufgefordert wird, sein Urtheil abzugeben, sich nicht einbilden, daß er eines habe?

Anspruchslosigkeit ist Seligkeit.

Am Ziel Deiner Wünsche wirst Du jedenfalls Eines vermissen: Dein Wandern zum Ziel.

Die glücklichen Sklaven sind die erbittertesten Feinde der Freiheit.

Der niemals Ehrfurcht empfunden hat, wird sie auch nie erwecken.

Mit zu wenig kritischem Verstand ist man ein armer Poet, mit zu viel wird man gar keiner.

Die Leidenschaften überwunden haben, aber fähig geblieben sein jeder höchsten und tiefsten, jeder feurigsten und zartesten Empfindung, das wäre ein idealer Zustand.

Der Unheilbare hat keine Achtung vor der Medicin.

Es gibt keinen besseren Grund höflich zu sein als die Ueberlegenheit.

Leid ist manchmal leichter zu ertragen als Verdruß.

Man genirt entweder sich oder die Andern, eine dritte Möglichkeit gibt es nicht.

Mitleid mit den Jungen, Ihr Alten — sie haben noch das Leben vor sich!

Der Starke kann fallen, aber er strauchelt nicht.

Die Mama.

S k i z z e

von

Anna Gräfin Pongracz.



„Geh Mama heut' auf den Ball?“

„Ja, Lily.“

„Werde ich sie vorher nicht sehen?“

„Die Frau Gräfin dürfte kaum Zeit finden noch herüberzukommen.“

Comtesse Lily schwieg. Sie war ein kleines Ding von vier bis fünf Jahren mit einem zarten, blassen aristokratischen Gesichtchen. In diesem Gesichtchen arbeitete es jetzt heftig; doch die Bonne sah es nicht, denn sie blickte durch das Fenster, an dem sie saß, nach dem großen hellerleuchteten Confectionsgeschäft gegenüber und erwog gerade im Stillen, welcher von den dort ausgestellten Anzügen sie wohl am besten kleiden würde.

„Warum spielst Du nicht?“ fragte sie endlich doch, da sie zufällig bemerkte, daß die Kleine noch immer neben ihr stand.

Lily antwortete nichts, begab sich aber plötzlich zu ihren Puppen zurück, denen eine ganze Ecke des hübschen Kinderzimmers eingeräumt war. Hierliche Wiegen und Bettchen, Miniatur-Toiletten, Schränke, Sofas und Stühle bildeten die Meubilirung dieser Ecke, deren Anblick sich solchergestalt wohl eignete, die Herzen kleiner Mädchen höher schlagen zu lassen. Die glückliche Besitzerin aller dieser Herrlichkeiten schien ihnen jedoch sehr gleichgültig gegenüberzustehen. Zerstreut vollendete sie die begonnene Entkleidung eines wächsernen Wickelfindes, brachte es zu Bett und deckte es mit dem seidenen Deckchen bis über die Nase zu.

Mit einem Male sagte sie während dieser Beschäftigung ganz laut vor sich hin: „Vielleicht kommt sie doch!“

„Wer?“ fragte die Bonne, die sich soeben für eine hellblaue Toilette mit seidenen Schleifen entschieden hatte.

„Nun, die Mama“, sagte das Kind verwundert.

„Sie kommt ja nie, ehe sie fortfährt“, äußerte die Bonne ihrerseits erstaunt, indem sie das Fenster verließ und nach Lily's Abendsuppe schellte; „warum erwartest Du sie heute?“

„Ich weiß nicht“, antwortete die Kleine trotzig und machte sich mit ihrer Puppe zu schaffen, die sich in diesem Augenblicke eine ziemlich unsanfte Behandlung gefallen lassen mußte. Die Wahrheit war: Lily erwartete die Mama alle Abende, nicht nur heute; aber das schämte sie sich instinctiv zu sagen — denn die Mama erschien ja nicht, oder doch höchstens ein-, zweimal im Monate. Lily wußte das, ließ aber doch nicht ab im Hoffen.

Sie liebte sie sehr, ihre schöne Mama! Wenn die Bonne ihr Märchen erzählte und es war darin von einer liebreizenden Fee die Rede, dann dachte Lily sogleich: „sie sah gewiß so aus wie Mama!“ Oder wenn die Güte einer Königs-tochter gepriesen wurde und es hieß etwa: „besser als sie konnte ein irdisches Wesen gar nicht sein“, dann fiel das kleine Mädchen der Erzählerin eifrig in's Wort: „Nur Mama; nicht wahr, die ist noch besser?“

Aber diese gute, schöne, angebetete Mama — Lily sah sie immer nur flüchtig! Ein Bißchen am Morgen während sie im spitzenbesetzten Negligée ihre Chokolade trank, und ein Bißchen am Nachmittag, wo mit dem schwarzen Kaffee auch Lily für einen Augenblick im Salon erscheinen durfte. Sie war dann immer hübsch angezogen, erhielt von Papa und Mama je ein Bonbon, das ihr vom Dessert aufbewahrt worden und einen Kuß, und wurde hierauf wieder hinausgeschickt.

Das war so die Tagesordnung, von der nur äußerst selten abgewichen wurde.

Im Uebrigen ging die Bonne mit Lily spazieren, die Bonne überwachte ihre Mahlzeiten, die Bonne kleidete sie an und aus, brachte sie Abends zu Bett und betete ihr Nachtgebet mit ihr. Eben für alles das war die Bonne da.

Nicht daß die Gräfin ihr Kind nicht lieb gehabt hätte. Aber sie selbst war in ähnlicher Weise aufgewachsen und ringsum, in den meisten anderen Familien ihres Kreises, sah sie den gleichen Brauch. Ob es der rechte sei, darüber dachte sie nicht nach. Du lieber Himmel! Wann hätte sie nachdenken sollen? Ihr Leben verflog in immerwährender Heße! Besuche, Corsofahrten, Theater, Bälle, Soiréen und alle die Vorbereitungen dazu; im Sommer

Badereisen, Jagden, Ritte und Gebirgspartien; — es war gar nicht möglich zu Athem zu kommen!

„Nicht Jede ist Mutter, die einem Kinde das Leben gab!“

Am Gitterthor des väterlichen Parkes sah Lily eines Tages ein kleines, ärmlich gekleidetes Mädchen, das sein rundes Gesichtchen von Außen gegen die eisernen Stäbe drückte und mit respectvoller Bewunderung nach der eleganten Altersgenossin lugte. Diese betrachtete ihrerseits neugierig das fremde Kind. Ein kurzes, dickes blondes Pöpschen fiel ihr auf, übermäßig fest geflochten und vielleicht dadurch seltsam emporstrebend vom Hinterhaupte der Kleinen.

„Was für ein Popf! nein, was Du für einen spaßigen Popf hast!“ rief sie ohne böse Absicht, lediglich ihrer Bewunderung Ausdruck gebend.

Aber die Andere nahm die Sache übel auf. Bewunderung und Respect waren wie fortgeblasen.

„Mein Popf ist gut“, fuhr sie die Comtesse ohne Umstände zornig an; „Mutter hat ihn geflochten“.

„Deine Mama?!“ rief Lily mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke.

Die Kleine hinter dem Gitter hatte es sofort weg, daß die Situation sich zu ihren Gunsten zu wenden begann. „Ja, meine Mama“, sagte sie stolz, „sie kämmt mich alle Tage.“

„Hat sie denn Zeit dazu?“ fragte Lily.

Die Andere sah sie verblüfft an. Der Stolz wuchs ihr, denn obgleich sie es nicht recht verstand, fühlte sie doch immer deutlicher, daß das vornehme Kind in den schönen Kleidern sich in diesem Augenblicke im Nachtheile gegen sie fand. „Zeit?“ rief sie nicht ganz ohne Affectation; „natürlich! Sie wäscht mich auch und legt mich zu Bett und in der Fröh hilft sie mir mich anziehen. — Hast denn Du keine Mutter?“ setzte sie mit naiver Grausamkeit hinzu und sah ihrer Gegnerin, deren Augen immer größer geworden waren, dabei voll in's Gesicht.

Die Comtesse stand in rathloser Verwirrung. Sie wußte absolut nicht was sie antworten sollte und empfand doch instinctiv, daß sie der kleinen Plebejerin gegenüber ihre Würde um jeden Preis wahren mußte. „Sei nicht so dumm!“ stieß sie endlich hochfahrend hervor, wandte jener den Rücken und ging langsam und aufrecht zur Bonne zurück, die ein Buch in der Hand behaglich in einem Gartenstuhle lag.

„Du, sei nicht so grob!“ rief die unerschrockene Plebejerin ihr als Antwort nach. Dann sprang sie vom Gitterthor fort und lief dem niederen Hause des Schullehrers zu, dessen Tochter sie war. Wahrscheinlich wollte sie allsogleich der Mutter die merkwürdige Begebenheit berichten.

gespielt und war dann still und gehorsam zu Bett gegangen. Die Bonne blieb ungewöhnlich lange auf; sie nähte an einem Kleide für sich. Gegen eilf Uhr begab sie sich zur Kammerjungfer hinüber, um sich bei dieser einen Rath in Betreff der Schneiderei zu holen; dort verschwägte sie eine ziemliche Weile, endlich, da es nahe an Mitternacht war, kam sie zurück und wollte sich nun zur Ruhe begeben. Ihr Lager stand neben dem der kleinen Comtesse; als sie an diesem vorüber ging und einen Blick darauf warf, sah sie — daß es leer war.

Die Französin glaubte zu träumen. Alle Schauer geschichten von geraubten Kindern, die sie je gelesen oder gehört, flogen ihr im ersten Moment durch den Kopf. Aber das war doch bärer Unsinn! Scheltend begann sie zu suchen und zu rufen; allein Lily kam nicht zum Vorschein.

Jetzt erfaßte wirkliche Angst das Mädchen. Von dem Unerklärlichen auf's Aeußerste aufgeregt, jagte sie das ganze Haus aus dem Schlafe. Mit vereinten Kräften wurden von der gesamten Dienerschaft die eifrigsten Nachforschungen unternommen — allein gleichfalls ohne jeden Erfolg: Comtesse Lily blieb verschwunden.

Die Bonne, von dem Gefühle ihrer Verantwortung erdrückt, wand sich in Krämpfen; eine unendliche Verwirrung riß ein. Man wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Sollte man die Herrschaft vom Balle holen? Niemand fand den Muth dazu.

Allen Ernstes begannen die erschreckten Leute an eine Entführung zu glauben. Auch abergläubische Regungen zeigten sich. Die neunzigjährige Mutter des Portiers bekreuzte sich in einem fort und murmelte dabei unverständliche Laute vor sich hin, denen die Anderen, das Bett der Alten umstehend, mit zagem Grausen lauschten.

Inzwischen war es drei Uhr geworden — der herrschaftliche Wagen rollte in die Einfahrt. Die schöne Gräfin entstieg ihm, gefolgt von ihrem Gemal. Im Treppenhaus kamen ihnen geisterbleich die muthigsten ihrer Diener entgegen. Bei ihrem Anblick schrie die junge Frau laut auf und klammerte sich an den Arm ihres Gatten. „Um Gotteswillen — es ist etwas geschehen!“

Stotternd erstatteten die Leute einen verwirrten Bericht.

Die Gräfin war einer Ohnmacht nahe, der Graf aber rief barsch: „Unsinn! das Kind muß da sein. Ihr habt die Köpfe verloren und seht schlecht nach.“ Nichtsdestoweniger klopfte ihm selbst das Herz, als er die Treppe hinaufeilte. War denn die Kleine mondsüchtig, daß sie Nachts ihr Lager verließ? Und wo mochte sie in solchem Zustande hingerathen sein?!

Man suchte und suchte nun von Neuem. Durch alle Räume tönte Lily's Name. Am heißesten, mit der zärtlichsten Betonung, zuletzt in völliger

Billy war die geduldigste und glücklichste kleine Reconvalescentin, die sich denken läßt. Saß doch ihre angebetete Mama fast den ganzen Tag bei ihr. Auch einen Kopp hatte sie ihr bereits versprochen alle Morgen zu flechten: „genau so wie der von der Schullehrer-Diese!“

„Nur etwas hübscher,“ sagte unter Thränen lächelnd die junge Frau.

Sie hielt ihrem Kinde, das ihrer so sehr bedurfte, Wort in Allem was sie ihm laut — und in Allem was sie ihm still gelobte in dieser Zeit. Die Mama war zur Mutter geworden.

Gedichte

von

S e l l y M a s o l i.

An vermaißter Stätte.

Die hoffnungsfroh sich hie
Ein Heim gegründet hatten,
Nicht länger wandeln sie
In dieser Bäume Schatten.

Sie schauen länger nicht
Den Segen dieser Fluren,
Entrückt sind sie dem Licht,
Verweht sind ihre Spuren.

Doch wie durch Nebelrauch
Seh' ich die theuern Schemen,
Und mein' im Windeshauch
Ihr Wort noch zu vernehmen!

S o n e t t.

Aus dem Englischen der Mrs. Browning-Barrett.

Ja! laß mich jenen Rosenamen hören,
Mit welchem meine Aeltern und Verwandten
Mich in den Tagen meiner Kindheit nannten! —
Wie gern ließ ich von ihm beim Spiel mich hören!

Die mir ihn gaben, sind zu Geisterghren
Schon längst entrückt, und Sehnsuchtswunden brannten
Im Herzen mir, bis Gnad' und Guld Dich sandten,
Aus finst'rer Gruft herauf ihn zu beschwören.

Gelöst ist jeder dunkle Schicksalsknoten
Seit jenem Tage, da Du mir erschienen,
Du echter Erbe der geliebten Tobten!

In Deinem trauten Zuruf, Deinen Mienen
Wird mir ein Gruß von ihnen noch entboten,
Und froh gehorch' ich Dir wie vormal's ihnen.

Das Heute, im typischen Vollbewußtsein seiner Errungenschaften, zieht jene Aera gern des Barbarismus, es sucht dort mit Vorliebe dunkle blutige Thaten, Irrthümer, wie sie keiner Zeit fehlen, hervor und sonnt sich in seiner Aufklärung und Humanität. Humanität ist das charakteristische Stichwort unserer Zeit; doch ist es heute der Ausdruck der Sorge um den vergänglichen Leib. Darin spricht sich die Richtung dieses Zeitalters aus und wie lobenswerth dieses Streben auch sei, es ist gefährlich geworden, seit es die Pflege des höhern Menschen zu vernichten droht, denn die Erziehung des Geistes ist heute mehr ein Anlernen als wirkliche Bildung. Es ist gefährlich geworden, selbst für den Leib, weil er an Kraft verlor, und so erzielte auch für ihren Zweck unsere Humanität nur ein weiches schwaches Geschlecht, das sich mit den Recken der Vorzeit nicht messen kann.

Es ist wahr, das Geschlecht jener Tage war fern von unserer subtilen Rechtspflege, in den meisten Fällen focht der Mann Recht und Ehre für sich und die Seinen selbst aus in hartem, oft rohem Kampfe — es war das ein dunkler Flecken jener fernen Zeit. Doch versöhnt uns mit ihm des Dichters Wort: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes ist die Schuld,“ wenn wir auf die Zustände unserer Tage blicken, wo so viel Gemeinheit in glänzendem Gewande geduldet, so manches Verbrechen durch übermäßige Schonung genährt, so viel Falschheit und Untreue behütet wird. Unsere Zeit schützt den Leib, den die Vergangenheit geschädigt, aber sie schädigt vielfach das Höhere im Menschen. Das gewissenhaft prüfende Auge wird in jenen alten Tagen viel strenge Tugend und ehrliches Streben sehen, wo heute Leichtsinns und gleißender Betrug herrschen. Unsere Zeit schritt voran, das ist wahr, sie zeitigte viel Gutes und Schönes, sie feierte Triumphe des Menschengewisses. Sie wollte noch Besseres gewiß, aber im Voranschreiten zertrat sie viel unendlich Werthvolles, das die kritische Nachwelt einst schmerzlich in ihr vermissen wird.

Jene Vergangenheit, des Liebes Wiege, sehen wir zunächst vom Bande eines Glaubens umschlossen und in dieser Einheit stark und sicher. Der ideale Geist des Christenthums war es, der die streng geschiedenen Stände im Grunde doch innig vereinte, indem er alle, nicht als Wissenschaft, sondern als Lebenselement durchdrang. Der Glaube war nicht, wie den Meisten heutzutage, eine unter Zweiflern aus dem Zweifel eroberte, immer kampfbereite Errungenschaft, sondern der friedvolle Vollgenuß eines gleichsam angeborenen Besitzes, der, wie das ganze Volk, so auch den ganzen Menschen erfüllte, indem er nicht nur den Geist, sondern auch das Sinnliche durchdrang, das er dadurch wieder vergeistigte. Dieses sichere Glaubensgefühl, das dem Reinen Alles rein zeigt, dem die irdische Liebe im glühendsten Verlangen nur ein Abglanz der höchsten Himmelsjugend bleibt, das mit allen

Empfindungen in einem höheren Leben aufgeht — dieses allein konnte jenen Ausdruck im Worte finden, den man Lyrik nennen darf. Ein voller reiner Klang war es, den die Lieder jener Zeit anschlugen, der fortklang von Fürstenhof zu Fürstenhof, von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt. Kaum mehr als ein irdisches Wesen erscheint uns der Träger desselben, der Troubadour und der Minnesänger, wie er, ein fleischgewordenes Lied, durch's Land zieht, überall daheim, wo Menschenherzen schlagen, weil alle seinem Worte verständnißvoll sich erschließen; überall dem Fürsten seines Volkes Glück und Leid, dem Volke seines Fürsten Kraft und Herrlichkeit in holden Weisen meldend, an der Klosterpforte um fromme Fürbitte flehend und dem Laien sinnenden Auges von Denen kündend, die dieser Welt entsagt, um sich eine bessere zu sichern. Der immer wache Hinblick auf jene bessere Welt ist es allein, der den Drang menschlicher Leidenschaft zu einer Harmonie versöhnt, die in der Lyrik ausklingt; wo er fehlt, zeigt sich uns nur ein wüstes Durcheinander häßlicher Triebe, dem kein reiner Ton sich je entringt. Der Literatur des Mittelalters ist die heidnische Vorzeit nicht fremd. Sie feiert ihre Helden und Heldinnen mit gerechtem Epigonenstolze, aber immer auf der Grundlage ihrer christlichen Anschauungsweise, und der daraus hervorgehenden scharf entwickelten Scheidung von Gut und Böse, nicht mit dem verworrenen Sophismus von heute, dem jede geschichtlich überlieferte Handlung, zumal wenn sie in classischer Form geschieht, moralisch berechtigt erscheint. Wie auch unsere Zeit auf ihre geistigen Errungenschaften pocht, die Charakterbildung jener Vergangenheit war eine höhere und allgemeinere. Wenige wohl dachten nur daran, sich Wissen zu sammeln, aber Jeder, ohne Ausnahme, erwarb die hohe Bildung, welche in den ethischen Grundsätzen des christlichen Glaubens liegt. Aus dieser allein entsteht, in erhabenem und geläutertem Denken und Empfinden, das Streben nach jener psychischen Vollkommenheit, das dem wahrhaft Gebildeten einzig das Leben des Lebens werth macht.

„Unsere Zeit ist schlecht!“ ist ein gewöhnlicher Ausspruch, — ein richtigerer, präciserer wäre: „sie ist nüchtern und gleichgiltig!“ Ihre Schlechtigkeit besteht darin. Sie erhob den Gedanken auf den Thron, um das Gefühl zu vergessen, bis sie es verlernte und in ihm nichts mehr sehen konnte, als eine verächtliche Schwäche, die unterdrückt, ausgerottet werden sollte; bis dann das Gefühl, rebellisch geworden in seiner Erniedrigung, im Kleide roher Leidenschaft sich erhob, und stürmisch die Herrschaft verlangte, in unerquicklichem Streite mit dem kalten Gedanken ringend, dessen Wesen es einst verschönend und versöhnend der Menschheit nahe gebracht, während es jetzt ihm, dem verzerrten verkommenen, bitter scharf und kalt gegenüber steht — so erscheint mir die Geschichte unserer Zeit. Ihr Bild aber ist eine Masse, die nur den Leib schätzt, die weder Gefühl noch höheres Denken in

Verflachung von Herz und Geist, eine Abstumpfung des Gewissens. Denn in unserer Gesellschaft thut Jeder, was er Andere thun sieht, und heißt gut, was Andere thun, weil Alle es thun.

Nähere Grundsätze, die der Mensch sich sonst bildete und wornach er der Andern Handeln maß, herrschen nicht mehr; man sieht zu, wie die Leute es machen und macht es nach.

Eigene Urtheilskraft leitet kaum Vereinzelte, dazu ist die Menschheit heute zu bequem. Ja, es ist soweit gekommen, daß eines Höherstehenden Laster nachahmen den Meisten wie höhere Vereblung erscheint.

Das Lied, das Rind einer Helbenzeit voll ernstester Frömmigkeit, strenger Rittersugend und ehrlicher bescheidener Arbeit, denen sein Klang von keuscher Minne, begeistertem Kampf und Sieg und muthvollem Dulden entsprang, das Lied, das einst Tausende entzückt wiederholten und als ihr Eigenthum erfaßten, es ertönt nur noch vereinzelt in unserem Zeitalter; es klingt nicht fort, es kann nicht Wurzel fassen, weil es scheu, mit Kopfschütteln begrüßt wird von der verblendeten Menschheit, die nur an Aeußerlichem hängt und leer und hohl im Innern geworden, weil sie gelernt, daß es unpraktisch, daß es lächerlich sei zu fühlen, zu empfinden. Wehe der Zeit, die Gefühle zeitigte, deren sie sich zu schämen hat, der des Weibes Rosen, wie des Mannes Ehre käuflich geworden, die von Geld und Sinnlichkeit allein bewegt wird, die keine Ritter und keine Damen im Sinne jener ritterlichen Zeit mehr kennt, sondern fast nur noch Titelhelden und Comödiantinnen.

Das sind denn eben auch die Helden unserer Literatur: geschminkte, aufgepuckte Personen, deren wahres Gesicht nur wenig Eingeweihte kennen, die das Publicum so nehmen muß, wie sie ihm so vorgeführt werden. Eine verhimmelte Petäre und ein genialer Boulevardier, der gelegentlich Anwandlungen von Humanität hat, sind die Lieblingsgestalten. Gut und Böse sind unserer bequemen Zeit Begriffe, die nur lächerlich erscheinen; so kraftvolle Worte braucht heutzutage höchstens das Kindermärchen, für den Erwachsenen wird in subtileren Ausdrücken gesprochen.

Psychologische Probleme interessieren, je unglaublicher sie sind; je mehr Sophisterei und unwahre Gefühle der Dichter dazu verwendet, desto besser werden sie aufgenommen, sie sind bequem, man kann Alles hineinpacken. *Le laid c'est le beau!* sagen die gepriesenen Realisten und es sagen dies auch solche, die von der Neuzeit mit dem Namen Lyriker beehrt werden. Hinter den Sternen am Himmel der sogenannten heutigen Lyrik sind Viele, sehr Viele, an denen sich des Meisters Wort: „Der Dichter soll nicht nur ein Gefühl schön beschreiben, sondern soll es auch schön empfinden,“ nie erfüllt hat, denen es auch nie gelingen kann, der Menge jene Achtung abzurufen, die die Wahrheit sich immer und überall, trotz Haß, Neid und Parteienspaltung,

Und doch geht eine Frage durch die Menschheit von heute, durch die blasirte, eine bange unwiderstehliche Frage nach verlorenem Glücke.

Denn was ist ihr rastloses Drängen, ihr Suchen und Wühlen, ihr nimmerfettes Eilen von Wunsch zu Wunsch, von Genuß zu Genuß, anders, als eine laute Klage, daß sie den Frieden verloren und schmerzlich entbehrt. In diesem Gefühle, im krampfhaften Suchen nach Befriedigung oder Betäubung, stürmt sie dahin, zu den Dingen, die alle eitel sind, und sieht nicht das Eine, Ewige, worin allein die Seligkeit ist. Warum werdet Ihr nicht wie die Kinder? möchte man mit den uralten heiligen Worten fragen. Warum schaut Ihr nicht zurück zu Eueren Vätern, wie sie liebten und litten, kämpften und siegten, wagten und duldeten und so groß, so ewig groß waren, daß ihr Geist noch leben und wirken wird, wenn Ihr und eure Zeit, mit all ihren Erfindungen und all ihrem Wissen längst der Vergänglichkeit anheimgefallen sein werdet?

Die Lyrik ist das Kind jener Zeit und in ihr lebt ihr Geist fort. Unserer Zeit steht sie feindlich gegenüber. Unsere kalte nüchterne Zeit muß ja das Lieb, den Ausdruck des Idealismus, hassen.

Die echten Kinder dieser Zeit bekämpfen es auch; aber oft scheint es in unsern jüngsten Tagen, als sei es eben jener heftige, jedoch letzte Kampf, jenes Stürmen, das durch die Natur geht, wenn der Winter schwinden und der Lenz siegen soll. Es ist nicht mehr die eifig starre Gleichgiltigkeit, es ist ein Aufbrechen und Wühlen, das dem Lenz entgegenreibt. Einer langen Vergangenheit gegenüber ist unsere Zeit nicht arm an Liebern; doch arm ist noch die Menge an Verständniß dafür. Noch liegt sie tief im Winter gefangen und von einer Lyrik überhaupt kann keine Rede sein; nur vereinzelte Sänger sind es, die das Andenken an die Vergangenheit und die Hoffnung der Zukunft für unsere verarmte und erkaltete Aera festhalten, zu Nutz und Frommen weniger Getreuen, zu Spott und Aerger für die Menge.

Wenn der Held von heute keine erhabene Ritterpflicht vor Gott und den Frauen kennt, wenn der Frau Alles Spiel, wenn sie selbst käuflich ist, wenn eine verdorbene Gesellschaft jedes vergoldete Laster erhebt und keine Lehre von höheren Dingen als der Genuß, den die Stunde schafft, ihre Richtschnur bildet, so mag die Literatur aller Art diese Verhältnisse gleißend übertünchen, sie mit allen Reizen aufputzen und schmeichelnd schön nennen, so mag eine falsche Philosophie dem Menschen vorreden, daß eigene Kraft ihn zurückführen könne auf die rechten Pfade und seiner Seele die Glorie jener Veredlung geben, die in Wirklichkeit nur die systematische Vereinigung aller ethischen Principien und deren ewige Erfüllung: die Religion, verleiht — die echte Lyrik wird dieser Methode unwillkürlich nur um so lauter ihr Anathema entgegenrufen und sich um so fester an das einzig Wahre und darum einzig

Heim finden, werden sie zu Schaaren kommen und der Lenz wird mit ihnen kommen, voll fruchtverheißender Blüthen, der Lenz einer besseren Zeit, das heißt einer veredelten Menschheit, deren innigen Zusammenhang mit der Dichtkunst, und damit zugleich der Besten Aufgabe der Meister uns kündet in den Worten:

Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben;

Bewahret sie.

Sie sinkt mit Euch, mit Euch wird sie sich heben.

Aprophthegmatisches

aus Italiens neuerem Geistesleben.

Deutsch mitgetheilt

von

Cajetan Cerri.

Auf die Menschen in dem Sinne wirken, daß sie zum Guten gelenkt werden, ist ein weit höheres Ziel als jenes, selbst als der größte Schriftsteller oder Dichter der Welt gelten zu wollen.

Massimo D'Azeglio.

Erfasstes gilt's erwägen stets; zufrieden
Mit Wenigem auch sein; vom letzten Ziele
Abwenden nie den Blick; rein sich erhalten
Im Denken und im Thun; vom Weltgetriebe
So viel mitmachen nur, als eben nöthig,
Es zu verachten; werde nie zum Sklaven;
Schließ' keinen Frieden je mit dem Gemeinen;
Bleib' treu dem heilig Wahren, und sprich niemals
Zum Lob des Lasters und zum Hohn der Tugend. ¹⁾

Alessandro Manzoni.

Die unbedacht Ruhelosen und Zügellosen unter den Vertretern des freien Gedankens sind es, welche, aus übertriebener Idolatrie für die Wissenschaft und Freiheit, das gewaltige Bild des Allmächtigen verhüllen möchten. Sie sollen es thun! Dies wird nicht hindern, daß der Mensch, dem Unglücke verfallen, den erhabenen Namen Gottes anrufe; wird nicht hindern, daß ein armes, auf

¹⁾ Aus der didaktischen Dichtung: „In morte di Carlo Imbonati“. (Ueber Manzoni, siehe: „Die Diogenen“, XI. Jahrgang.)

einamer Felsen Spitze, oder tief im Dunkel eines Waldes ragendes Kreuz Sinn und Auge des Wanderers erquide; nicht hindern, daß selbst die Wissenschaft im kleinsten der Infusorien, so gut wie im größten Organismus der Schöpfung, die Spuren dieses Gottes ahnungsvoll merke; nicht hindern, daß die Kunst ihn erkenne, ihn bewundere, ihn verherrliche Angesichts des überwältigenden Schauspiels des Meeres und des Himmels! ²⁾

Giovanni Prati.

— Socrates starb; doch künftigen Geschlechtern
 Ließ er zurück das stolze Vermächtniß
 In jener Ahnung, daß „die Seele ewig“.
 Oh, du Verkünder nie gehörter Dinge,
 Du großer Seher, du Prophet der Gottheit,
 Du hättest mit der Sehnsucht Blick ergründet
 Mehr als Gott selbst erdacht? . . . Daß diese süße
 Gewißheit, meine Mutter noch zu sehen,
 Nur bitt're Ironie des Himmels wäre?
 Nein, gute Mutter, nein! ich werde sicher
 Dich wiederseh'n, und Du wirst mir von Neuem
 Zulächeln mild mit deinen sanften Augen. ³⁾

Aleardo Aleardi.

Wird die Religion bei Seite gelassen, und die Basis jeder Wahrheit zerstört, dann bleibt den Menschen als Zufluchtsstätte nur noch die Absurdität übrig: an Alles zu zweifeln. Dieser entsetzliche Indifferentismus kann vielleicht mitunter der niedrigen Anmaßung unseres Geistes schmeicheln; aber solche Augenblicke tödtlicher Verausung dürften gar bald verfliegen, denn die nach Erleuchtung und Unendlichkeit dürstende Menschenseele vermag absolut nicht, ohne ruhigen Besitz sich im Nichts zu erhalten. ⁴⁾

Vincenzo Gioberti.

Vergangenheit ist nichts mehr, doch es malt
 Erinnerung vor un'rem Geist ihr Bild;
 Die Zukunft auch ein Nichts, doch aber strahlt
 Als Hoffungsstern vor uns sie sanft und mild;
 Nur Gegenwart besteht, doch wie ein Traum
 Entschwebt sie schnell. So ist denn eben
 Dies ganze stolze Menschenleben
 Nichts als ein Denkmoment, ein Punkt im Raum. ⁵⁾

Gabriele Rossetti.

¹⁾ Aus der in Turin, Ende Juni 1876, in öffentlicher Senatssitzung, über das Unterrichtswesen gehaltenen Rede. (Ueber Prati, siehe: „Die Dioskuren“, III. und V. J.)

²⁾ Aus dem zweiten Theile der transcendentalen Dichtung „Lottore a Maria“. (Ueber Aleardi, siehe: „Die Dioskuren“, V. J.)

³⁾ Aus den „Pensieri“ des Gelehrten und einstigen Ministers, der den Grundgedanken seines philosophischen Systems in der Formel präcisirte: L'ente crea l'esistente (Das Wesen schafft das Anwesende).

⁴⁾ Aus dem Improvisationen des auch als Stegreifdichter gelebten Neapolitanischen Poeten. Hier wäre zu bemerken, daß ein nach Inhalt und Form ganz gleiches, ebenfalls improvisirtes Gedicht auch von Sgricci, einem nicht weniger berühmten römischen Improvisator aus jener Zeit, vorliegt.

Nicht die Spitzfindigkeiten des Geistreichtums — der Esprit —, sondern die strengen und ernstesten Charaktere sind es, welche die Nationen heranbilden.

Das Leben hat mich ferner belehrt, daß unter allen Anerkennungen, die der Mensch erreichen kann, die eine einzig anzustrebende, echte und werthvolle, jene, welche uns bleibend befriedigt und selbst ein hartes Schlummertiffen weich erscheinen läßt, doch nur die Anerkennung des im Herzen Aller wachenden Richters ist, der uns zuruft: Du hast Deine Pflicht gethan!*)

Massimo D'Azeglio.

In neue Wesen mengt sich jedes Wesen,
Sich stets verjüngend in den neuen Quellen,
Ein Schwan, der weißer immer, wie wir lesen,
Taucht aus den Wellen.

In meines Lebens schwachem Staubgefüge
Wohl and're Leben reifen auch in Fülle,
Und dieser Geist ist and'rer Geister Wiege,
Werkzeug und Hülle.

Natur und Tod und Liebe, sie bemühen
Sich immer, neu das Weltall zu gestalten,
Natur und Tod und Liebe, sie erziehen
Des Seins Gewalten. †)

Niccolò Tommaseo.

Der Charakter besteht nicht, nach der ethischen Bedeutung des Wortes, in diesem oder jenem Factor der Menschenseele, sondern ist die volle Persönlichkeit, der ganze Mensch selbst. Er ist nicht Willenskraft und Stärke im Abstracten, sondern werththätige Willenskraft und Stärke, die sich in der Gesamtheit der Ideen, der Empfindungen und Handlungen, sowie der Impulse und Ziele derselben, manifestiren. Er ist Das, was Dante „lebendig sein“ nennt, und was das specifische Individuum, die selbstständige und feinsbewußte Persönlichkeit ausmacht. ‡)

Francesco de Sanctis.

Als Mann von Charakter anerkenne ich nur Jenen, der den festen Vorsatz befundet, zu bleiben wie er ist, und bei seiner Ueberzeugung und Handlungsweise treu auszuharren; der, von bedeutender Einsichtskraft und Willensstärke getragen, seine Farbe nicht den ihn umgebenden Dingen entlehnt, noch seine Gefühle je nach den zufälligen Launen und Eindrücken der Leidenschaft, oder aus Furcht für lächerlich zu gelten, oder auch wegen des Terrorismus der Vorurtheile wechselt; der nicht, wie man zu sagen pflegt, eine Kerze den Heiligen und eine dem Teufel anzündet; der sich redlich bemüht, nicht anders zu scheinen, als was er wirklich ist,

*) Aus den unter dem Titel „Ricordi“ posthum erschienenen Memoiren des vielgenannten Staatsmannes, Romanciers und Künstlers. (Ueber D'Azeglio, siehe: „Die Dioskuren“, V. 3.)

†) Aus der philosophischen Ode „L'Universo“.

‡) Aus den „Studi critici“, welche theils publizistische Essays des Verfassers, theils Vorlesungen umfassen, die derselbe seinerzeit als Professor an der Universität in Palermo gehalten hat.

und Das thatsächlich zu sein, als was er erscheinen möchte; der nicht, ein Renegat des eigenen Gewissens, mit der Popularität liebäugelt, oder bloß nach der Schablone der „öffentlichen Meinung“ lobt und tadeln; der nicht so sehr nach dem Guten, das er selber erlangen kann, als nach dem Guten, das er zu leisten vermag, trachtet; der da weiß, was er thut und warum er es thut; der edel fühlt, und im Dienste einer höheren Gesinnung, eines klaren Zielbewußtseins, einer unbeugjamen Entschlossenheit, kräftig handelt, und Alles auch männlich vertritt.⁹⁾

Cesare Cantù.

Frag' nicht: was kommt? — verborgen sind die Bahnen
Desjenigen, der Geist dem Nichts gegeben;
Wohl spricht von seiner Macht, mit ew'gem Mahnen,
Was nur da athmet und sich regt im Leben,
Wohl waltet über Wurm er und Titanen;
Doch dunkel bleibt sein unerforschlich' Weben.
Wer könnte auch der Zukunft Lese ahnen,
Da selbst ein Räthsel unsrer Tage Streben? ¹⁰⁾

Cesare Arici.

Ich sage nicht, daß die Monarchie, an und für sich schon, ein so mächtiges Princip sei, um in den Nachfolgern stets die Tugenden der Ahnen ewig fortzuerhalten, und es hat mehrmals auch das Gegentheil stattgefunden. Ich will ebensowenig der Monarchie, als irgend einer anderen menschlichen Institution schmeicheln, denn sie alle dürfen nicht mit dem Maßstabe absoluter Vortrefflichkeit gemessen werden. Aber ich glaube: man könne behaupten, daß in Regentenfamilien die Erbschaft der Tugenden nicht nur nicht seltener, sondern öfter als in allen anderen vorkommt. Herrscherfamilien vertreten außerdem synthetischer und prägnanter die der Zukunft entgegenreisende Vergangenheit und Gegenwart der Nationen, und halten das Gesamtgebäude aufrecht; sie sichern den bürgerlichen Frieden; sie ermöglichen die Befriedigung einiger der vornehmsten und sinnigsten Neigungen der Menschen; sie gewähren gewissen Classen, deren auch die civilisirteste Nation nie wird entbehren können, die Mitte, nützlich zu sein. Wehe! den Völkern, welche in einem Augenblicke des Wahnwitzes sich ihrer Dynastien in der Meinung entledigen, dadurch die Bethätigung der Freiheit besser zu fördern, während sie hingegen solcherart dieselbe des Schutzes gegen Schlimmeres berauben. ¹¹⁾

Ruggero Bonghi.

⁹⁾ Aus der Schrift „Attenzione“. — Cantù (geb. 1807 zu Brivio, unweit von Como), dessen phänomenal encyclopedische Arbeitskraft, von den reizenden Jugendschriften angefangen bis hinauf zu den 86 gewichtigen Bänden seiner „Storia universale“, auf fast allen Gebieten der Literatur Bedeutames und Bleibendes schuf, hat selber während dieser ganzen culturell ruhmvollen Carrière, was Ueberzeugungstreue, Selbstlosigkeit und Gesinnungsadel betrifft, sich unentwegt als integrier „Character“, im strengen Sinne seiner oben formulirten Postulate, bewährt.

¹⁰⁾ Aus dem Sonette „A Corinna“ des Brescianer Dichters und Professors, der, trotz aller seinem Talente von Männern wie Giordani, Cantù, Tommaso, Mauri, und sogar vom mehr als erclustften Foscolo, gewordenen Anerkennung, selbst in der engeren Heimat nie zur eigentlichen Popularität gelangte.

¹¹⁾ Aus einem in Neapel Mitte März 1885 gehaltenen Vortrage. Ruggero Bonghi, Plato's eminenter Uebersetzer und Commentator, gegenwärtig oppositioneller Repurirter im italienischen Parlamente, war vor Jahren Unterrichtsminister des damaligen conservativen Cabinets.

Diensteifer für die Freiheit — ew'ger Vorwand
 Jedweder bösen Unthat! die Gesetze
 Mit Füßen straflos treten; überallhin
 Parteiwuth streuen ringsumher; mit tausend
 Verleumdungen stets Jeden grausam kränken,
 Der Euch nicht gleicht, und also tückisch And'rer
 Ruf, Eigenthum und Leben unterwühlen;
 Das Wort, selbst die Gedanken fesseln; triefend
 Von allem Schmutze dann, noch Menschenliebe
 Und Tugend predigen, als wad're Bürger
 Sich rühmen rechts und links, und immer, immer
 Das Vaterland im Munde, nie im Herzen —
 Das Deinesgleichen segensreiche, edle,
 Erhab'ne Freiheit! ¹²⁾

Vincenzo Monti.

Weniger der Gesetze, als guter Sitten, bedarf es für die Freiheit des Volkes; auch schreitet die Freiheit nicht mit Revolutionsprüngen, sondern durch stufenweise Entwicklung der Civilisation vor. Weise erscheint daher jener Gesetzgeber, welcher darnach dem Fortschritte die Wege ebnet, nicht aber jener, der die Gesellschaft zu einem eingebildeten Glück lenkt, dem weder die Bekenntnisse des Geistes, noch die Wünsche des Herzens, noch, endlich, die Forderungen des Lebens in Wahrheit entsprechen. ¹³⁾

Pietro Colletta.

Ein bescheiden stilles Leben
 Blieb zu aller Zeit die Quelle
 Für gesundes, edles Streben,
 Und für Thaten, glanzvoll helle;
 Rohheit, Stumpfsinn, träge Ruße
 Reifen meist im Ueberflusse. ¹⁴⁾

Giancarlo Passeroni.

Das wahre Leben wird beglückend im Heim allein gelebt, außer demselben nur mit Mühe durchgemacht, oder in Zerstreuungen verträumt und vergeudet. Wie der Mensch ist, das siehst Du bloß in seinem Heim, denn das Heim, die Familie bildet des Lebens Sinn und Werth. Alleinstehende Dichter und Philosophen mögen kommen und ihren Ruhm dafür hochpreisen! Ruhm ist etwas Glänzendes, gewiß; aber wie schwach und matt sein Glanz im Vergleiche zum reinen Lichte, das von häuslichen Freuden und Tugenden zurückstrahlt! ¹⁵⁾

Giuseppe Giusti.

¹²⁾ Worte der Cornelia, Mutter der Gracchen, an Marcus Fulvius, aus dem Trauerspiele „Cajo Gracco“; I. Act, III. Auftritt. (Ueber Monti, das „Genie ohne Gleichen“, siehe: „Die Dioskuren“, V. 3.)

¹³⁾ Aus der „Storia del Regno di Napoli“.

¹⁴⁾ Dritte Strophe eines „Apologo“.

¹⁵⁾ Aus des Verfassers „Proverbi“.

Du klagst, o Sonnenblume: „Goldig glänzt
Auch mein Haupt, so ich glaub’;
Mit Strahlen hat Natur auch mich bekränzt,
Wie dort die Sonne — warum ich im Staub?“

Du gute Blume, lerne doch versteh’n
Des Weltalls Gleichgewicht:
Die Sonne muß auch täglich untergeh’n,
Indeß nur einmal dich ein Windhauch bricht! ¹⁶⁾

Antonio Gazzoletti.

Freundschaft bedeutet Brüderlichkeit im edelsten Sinne des Wortes, denn sie ist, im Gegensatz zur Cameraderie, das ideal Schöne an der Brüderlichkeit. Sie besteht in einer innigsten Uebereinstimmung von zwei oder drei Menschenherzen — nie von mehreren —, welche einander gleichsam nothwendig geworden sind, und die gegenseitige Neigung erprobt haben, sich zu ergänzen, zu helfen und zum Guten anzuspornen. Entweihe nicht den heiligen Namen „Freund“, indem Du ihn auch Menschen von geringem oder gar keinem Werthe gewährst. ¹⁷⁾

Silvio Pellico.

Da kaum entfacht für Dich der Kampf im Leben,
Trittst Du schon vor,
Und willst den Lohn für noch unthät’ges Streben —
Arbeite, Thor!
Du träger Junge, dem der Schmutz vom Staube
Verdarb das Herz,
Glaubst schon an Nichts? Oh, an das Unglück glaube,
Glaub’ an den Schmerz!
Und dann gedenke des verwaissten Kleinen,
Der halb erfror,
Und wirke für die Armen, die da weinen —
Arbeite, Thor! ¹⁸⁾

Arnaldo Vassallo.

¹⁶⁾ Schlußstrofen eines Gedichtes des vor Allem durch sein Drama „Paolo“ in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Autors.

¹⁷⁾ Aus dem Buche: „Dei doveri degli uomini“. — Genau im Sinne dieses Grundsatzes, sprach einst Pellico zum Schreiber dieser Zeilen, welcher als junger Mann so glücklich war, sich dem damals weltflüchtigen greisen Patriarchen nähern zu dürfen, nachdem Dieser ihm beim Abschiede Grüße an den gemeinsamen Freund, der die Annäherung vermittelt, aufgetragen hatte, die Worte: „Noch Eines, mein Sohn; möge Ihnen im Leben Freundschaft stets als etwas Heiliges gelten“ („Ancor questo, figliuol mio: abbiate sempre nolla vita per cosa sacra l’amicizia“).

¹⁸⁾ Aus dem Gedichte „Laboremus!“ in des Verfassers Sammlung „Sfoghi“. — Vassallo, ein Genuesischer namhafter Poet, geht den anspruchsvollen Affectationen des schon von Parini in seinem „Giorno“ gebrandmarkten Gaullenzertums der Jugend noch schärfer und derber zu Leibe. So lautet, beispielsweise, im Originale „Im b o c i l l o, lavora!“ was hier, etwas milder, mit „Arbeite, Thor!“ wiedergegeben erscheint; wie, überhaupt, die in diesen Blättern enthaltenen Wiedergaben in Vers und Prosa selbstverständlich nicht als wörtliche Uebersetzungen angesehen sein wollen.

Im Allgemeinen wird sich immer als die beste, und für das Gesamtwohl der Gesellschaft förderlichste Schule jene erweisen, die sich nach Wesen, Einrichtung und Methode am meisten einer rationell fungirenden, geordneten und gesitteten Familie nähert. ¹⁹⁾

Francesco Ambrosoli.

Vieler Menschen Schicksal ward schon von dem Umstande bestimmt, ob in ihrem Hause sich eine Bibliothek befand, oder nicht. Ein Haus ohne Bibliothek hat etwas Vulgäres, Etwas wie von einem Gasthause an sich. ²⁰⁾

Edmondo de Amicis.

Und anders nicht, Elise,
Erscheinen, schwanken und vergeh'n, gleich Schatten,
Die süßen, holden Täuschungen der Liebe.
Noch heute, wonnetrunken, übergiebst Du
Die Seele ganz dem himmlischen Entzücken,
Noch heute, lustbegeistert, träumst Du selig —
Du träumst, mein Kind, vielleicht dein letztes Träumen!
Denn Lieb' gleicht einer Blume,
Die einsam blüht auf weiter dürrer Wiese:
Sobald die Sonne unterging, eröffnet
Sie still und traurig unterm Strahl der Sterne
Die wunde zarte Brust; das Frühroth fand
Sie noch geschmückt mit ihrer holden Schönheit,
Doch schon der Mittag sah sie matt erblassen,
Die einen Hauch von Duft nur hinterlassen. ²¹⁾

Pasquale Besenghi degli Ughi.

Ein großer Fehler war es, das Weib hier zur vollen Unabhängigkeit, dort zur männlichen Thätigkeit hindrängen. Der Zauber, selbst die Liebe des Weibes wurzelt in seiner Abhängigkeit, seine Kraft in seiner Schwäche, seine Macht in seinem berechtigten Ansprüche auf Schutz. Auch kann die echte Frauensendung nur dort erlernt werden, wohin die Natur selbst die Frauen, als in ihr eigenes Reich, verweist: zu Hause. ²²⁾

Cesare Balbo.

¹⁹⁾ Aus einer pädagogischen Studie des besonders auf diesem Felde nicht bloß in Mailand, der Stätte seines Wirkens, sondern in ganz Italien sehr geschätzten Autors.

²⁰⁾ Aus des vielgeachteten Reisechriftstellers und Dichters „*Pagine sparse*“. (Ueher De Amicis, siehe: „*Die Dioskuren*“, XI. F.)

²¹⁾ Zweite Eingangstroste einer größeren „*Canzone*“. — Besenghi, der 1849 fast ganz unbekannt und ungenannt starb, kam erst vor beiläufig zwei Jahren zur verdienten Anerkennung, als nämlich eine vollständige Sammlung der Gedichte dieses im besten Sinne des Wortes „*sentimentalen*“, tiefempfindenden Poeten erschien.

²²⁾ Aus der zweiten Auflage (1856) der nachgelassenen Fragmente „*Pensieri ed esempi*“ des aus den dunklen Niederungen demagogischer Agitation zur reineren Atmosphäre einer für den Staat, die Gesellschaft und das aesthetisch-Schöne förderlichen Action sich emporgerungenen Lieblings Silvio Pellico's.

Mädchen, frag' den Fuß-Erbeuter,
Welche Macht ein Fuß schon übt:
Kraft noch dem Empfänger leiht er,
Und raubt Kraft ihr, die ihn gibt.

Gab den ersten Fuß der Liebe
Schon ein Mädchen hin, dann spricht
„Alles gib!“ der Drang der Triebe —
Weigern kann's das Mädchen nicht! ²³⁾

Felice Romani.

Von der Unschuld zur Schuld gibt es nur — einen Fuß. ²⁴⁾

Luigi Perussia.

Eine der öffentlichen guten Sitte ermangelnde Nation ist weder eines politischen, noch eines geistigen Fortschrittes fähig. ²⁵⁾

Pellegrino Rossi.

..... Die Traurigkeit
Führt bald zur Lethargie; mügst Du sie fliehen!
Sie lähmt des Armes Nerv, betäubt die Seele,
Und wo nur immer ruht ihr krankes Auge,
Da wird die Blume blaß, der Himmel trübe.
Sei, Jüngling, froh! ein heit'res Herz, es wandelt
Die rechte Bahn wohl, denn mit ew'gen Blüthen
Schmückt Freudigkeit selbst Wüsten, und erweitert
Noch mehr den Glanz der Sonne. Glückesstunden
Verbergen sich vielleicht im Schoß der Zukunft
Für Dich, die niemals Du erhoffst. — Vertraue! ²⁶⁾

Ferdinando Galanti.

Die ersten Seiten des Buches des Lebens enthalten entzückende Erzählungen, Glücksverheißungen und Voraussagungen in Hülle und Fülle; aber schon die nächsten Seiten bereiten auf Entsagung vor, und die letzten sprechen nur noch von Enttäuschung. Oft wirft man dann das Buch weg, oder man lebt bloß von der Erinnerung an das früher Gelesene fort. ²⁷⁾

Iginio Tarchetti.

²³⁾ Mit diesen Versen schließt ein formell anacreontisches Lied des in Italien nicht bloß als Librettist, sondern als Poet überhaupt, in hohem Ansehen stehenden Verfassers der „Norma“, der „Sonnambula“ u. s. w.

²⁴⁾ Aus einem Artikel mit der Ueberschrift: „Cho cosa è la donna?“

²⁵⁾ Dem XIII. Capitel des „Diritto penale“ des Autors entnommen.

²⁶⁾ Aus einer „Ephele“ des Dichters. Zugleich als Einzelstimme eines loyal gemeinten Optimismus. (Ueber Galanti, siehe: „Die Dioskuren“, V. 3.)

²⁷⁾ Aus dem letzten und hervorragendsten Werke des Verfassers „Fosca“. (Ueber Tarchetti, siehe: „Die Dioskuren“, V. 3.)

Eine hochherzige Gewohnheit, eine muthvolle Handlungsweise sollte bewundert werden; aber die Menschen würden, wenn sie namentlich Nahestehende bewunderten, sich selbst für gedemüthigt halten, und verlachen daher lieber was sie zu bewundern hätten. Das geht so weit, daß man im gewöhnlichen Leben fast genöthigt ist, weit sorglicher den Edelmutb der Handlungen, als die Niedrigkeit derselben zu verheimlichen; denn Niedrigkeit ist allgemein und wird daher verziehen, während Edelmutb gegen die Gewohnheit auftritt und den Schein hat, anmaßend zu sein, und Lob zu fordern. Die Menschen aber, namentlich die Bekannten, pflegen dieses Lob nicht gerne zu ertheilen.

Merkwürdig ist es zu sehen, wie fast allen Menschen von Werth einfache Manieren eigen sind, und wie gerade einfache Manieren gewöhnlich als Zeichen geringen Werthes angesehen werden. ²⁰⁾

Giacomo Leopardi.

Erst zu Staub mußt Du, sterbend, zerfallen,
Erst vom Theuersten lassen im Leben,
Sollen Alle Dich huldvoll umgeben,
Die nur knie'n vor dem sinkenden Gott! ²¹⁾

Giovanni Prati.

²⁰⁾ Aus des Recanatischen Dichter-Philosophen „Pensieri“.

²¹⁾ Aus einer elegischen Dichtung des nun auch „zu Staub zerfallenen“ Sängers, dem im Leben die Menschen ebenfalls gar wenig „huldvoll“ begegneten. Prati, als Gefühlspolitiker ein Schwärmer, aber ein großherziger Mensch und wahrhaft genialer Poet, sprach selbst sich einst zum Schreiber dieser Zeilen (damals Student in Padua) wehmüthig bitter darüber aus, indem er, sich auf die Sitze schlagend, mit Dante's Vers schloß:

E se il mondo sapessi il cor ch'egli ebbe!
(Und wüßte nur die Welt, welch' Herz er hatte!)

Rinneimer brachte und etwas kecklich fragte: „Krieg' ich den Eimer, vor die Millionen kommen?“ lächelnd an sich, drückte einen Schmaß auf das Grübchen am Armgelenk und sagte mit lieber, lustiger Stimme: „Ja, Patscherl, ja, Goscherl!“ Und ihr die Wange tätchelnd setzte er hinzu: „Nicht g'schwinder heiraten kannst Du, als ich Dir den Eimer heil mache!“ Regerl's Wangen glühten und ihre Augen blickten öfters verstohlen zurück, als sie vom Polbl nach Hause ging. „Wie lieb und ordentlich hübsch ist er worden,“ dachte sie und konnte auch daheim die rothen Wangen nicht sobald los werden.

Den selben Tag noch begegnete sie dem Hartl-Everl, das auch vom Binder-Polbl mit einem Wasserschaff kam; Everl war auch sehr lustig und ihre Wangen blühten wie zwei Pfingstrosen. Regerl und Everl waren seit der letzten Musik dicke Freundinnen, blieben bei einander stehen, lachten und schwatzten viel, besonders über den Polbl, der gegen jede so artig gewesen; als sie aber auseinander gingen, wurde besonders die Regerl still betrübt, ihr hatten Everls Pfingstrosen gar nicht gefallen. Aber das mußte nach und nach gewohnt werden, da keine Mattendorfer Maid von Polbl ging, ohne ein paar frohglühende Wangen — Alles in Ehren, nur weil er jetzt gar — gar so liebnarrig gewesen! . .

„Hat er nicht immer so gern mit Dir getanzt?“ fragte die Döhrlin ihre Tochter einmal, als der Polbl eben eine Wanduhr gerichtet und sich entfernt hatte; auch da waren zwei Rosen auf den Wangen zurückgeblieben, die verlegen weggewischt wurden, und immer heller aufblühten. Und was war der Grund? Die Tochter hatte zuvor, einen Topf frischgemelkter Milch im Arme, die Stube betreten und, da Polbl nach der pünktlich tippenden Uhr hinhörchte, gefragt: „Was redt so eine Uhr den ganzen Tag?“ Polbl wendete sich zu ihr, knetete ihr Ohr läppchen zart zwischen den Fingern und sagte: „Das weißt Du nicht? Schon im hundertjährigen Kalender sagt die Uhr:

So geht die Zeit
Zur Ewigkeit!“

„Den gönnt' ich Dir unbesehen!“ meinte die Mutter, dem Polbl durch's Fenster nachblickend: „Seh' dazu! Sonntag haben wir Spielleut'!“

* * *

So war der Tag nach Mariä Himmelfahrt gekommen. Polbl hatte eben die Dauben zu einer Tragbutte vollendet und ein schadhafes Brett in die Ecke gestellt; jetzt holte er das Brett wieder hervor und blickte mit dem rechten, etwas entzündeten Auge durch ein Astloch desselben; das sollte nach dem Glauben des Volkes heilend wirken. Gesah es nun, daß Polbl der

Er wischte sich den Schweiß von der Stirne und trocknete die Hände an der zerrissenen Jacke.

Buchmüller's Gesicht hatte während dieser Reden den Ausdruck wiederholt gewechselt, ironischem Lächeln war Ingrimm und tiefe Verstimmung gefolgt.

Als der Pimsler-Nickl jetzt Abschied nahm, um dem Pamperl-Poldl je eher je lieber seine Aufwartung zu machen, hielt es den Buchmüller einige Augenblicke wie mit unsichtbaren Händen fest; er blieb regungslos stehen und blickte leicht erröthend zu Boden. Ein Gefühl der peinlichsten Scham überkam ihn, daß er sich von Eli hatte überreden lassen, bei dem immer nur muthmaßlichen Millionenerben eine Art Weirath zu werden und dabei in eine Gesellschaft von guten Freunden zu gerathen, wie dieser frech-zudringliche Bettler!

Unwillkürlich entriß es ihm ein helles Auflachen, als er sich wieder faßte und weiter ging. „Der Buchmüller im hohen Rath beim Binder-Poldl,“ dachte er, „der selbst der Letzte war, die Millionenerbschaft ernst zu nehmen! Der Pimsler-Nickl wohlwollender Berather bei Verwendung von Millionen — er, der selbst einmal ein Ausstich unter den lächerlichsten Verschwendern gewesen!“

Es war wirklich kaum zehn Jahre her, daß der Bettler als ehrsammer Zimmermeister das Glück hatte, bei einer Ziehung einen namhaften Treffer zu machen, der sofort für ihn die bedauerlichsten Folgen nach sich zog. In einem der ersten Freudenthusel, die er sich antrank, brachte er sich selbst einen schweren Hieb durch das Schurzfell im Knie bei und verlor dadurch für immer den vollen Gebrauch des Beines. Das lange Krankenlager brachte ihn um seine Kundschäften und machte ihn arbeitscheu; als er das Bein wieder zur Noth gebrauchen konnte, nützte es ihm nur noch zu Gängen nach „Erfrischungen“, die er anfangs in Bier und später nur noch in Branntwein suchte. Es war vergebens, ihn an die Zeit zu erinnern, wo der Rest des Treffers zu Ende sein werde; er lachte nur und sagte: „Kommt Zeit, kommt Rath!“ und als er mit dem geringen Lottorest das letzte Glas Branntwein zahlte, sah er grimmig vor sich hin, sagte: „Das hätt' ein End' — nun sein' mers!“ und ging den einzigen Weg, den er noch offen sah — den Weg des Bettelns! . . Zehn Jahre hatte er diesen Wanderungen gewidmet, als wieder ein Glücksfall, größer als der seine, in Mattendorf eintrat — die Millionenerbschaft des jungen Binders — und in seinem verwüsteten Gehirn die Hoffnung erweckte, er werde „vermöge seiner Erfahrungen“ unentbehrlich sein, das neue Glückskind durch Rath und That von falschen Wandelbahnen des Lebens abzuhalten! . .

Als Buchmüller an seiner Scheuer vorüber nach dem Hause ging, begegnete er seiner Magd, die einen schädigen Grasskorb am Arme trug.

„Wohin?“ fragte er scharf und verdrossen.

„Zum Karnalles,“ sagte sie und zeigte nach dem großen Riß am Korbe.

„Dagelassen!“ befahl Buchmüller und nahm ihr den Korb ab; „morgen ist Jahrmarkt, ein neuer wird angeschafft!“ Er warf den Korb in die Scheuer zurück und ging weiter.

Am Eingang in den Hof sprang der Roßbub vorüber und wurde angerufen: „Wohin?“

„Die Uhr bleibt stehen — der Karnalles soll kommen!“

„Nicht untersteh'n!“ drohte Buchmüller und winkte dem Buben nach dem Stalle zurück. „Vom Uhrwerk versteh' ich selbst Etwas,“ fuhr er fort, zu seinem Weibe gewendet, das auf der Schwelle der Hausthüre stand und sichtbar verlegen wurde. Ihr ganz nahe gekommen und Schaufel und Rechen ablegend, bemerkte Buchmüller halblaut und mit krauser Stirne:

„Sanne — mach mir dem Rädel nichts weiß! Der Karnalles ist ein wackerer Bursch; das bleibt er. Mit allem Anderen — fort! Man soll uns nicht auch ins Gerede bringen! Aus und Amen! . . .“

Buchmüller war also anderen Sinnes geworden und rundweg entschlossen, sich und sein Haus fern zu halten von all' dem Gefäse mit Eli und den Millionen! . .

Wie sehr Buchmüller mit diesem Entschlusse zufrieden sein konnte, zeigte sich nach Verlauf kaum einer halben Stunde . . .

Er stand am Fenster und blickte verdrossen aus, ob ihm nicht Eli-Maier, vom Binder kommend, auf den Hals rücken würde? Und wirklich — dort herüber — sichtbar hastend, den Hut in der Hand, mit beiden Armen gestikulirend — kam Eli näher und nahm die Richtung nach Buchmüller's Hofe; — aber, seltsam genug, hielt er am Steg über den Bach stille, dachte unschlüssig eine Weile nach — und schlug eine andere Richtung ein . . . Buchmüller war überrascht, lächelte aber bald und dachte: „Er muß nicht am glücklichsten gewesen sein! Umso besser so!“ Aber bald bemerkte Buchmüller eine neue Wendung in dem Marsche Eli's — und nun kam dieser fest entschlossen und höchst eifertig gerade auf den Buchmüller-Hof zu. Je näher er kam, desto deutlicher erkannte man die Zeichen der fieberhaften Bewegung Eli's. Dessen ganzes Gesicht war vor Erhitzung roth, Schweiß rann von seiner Stirne und — wirklich, es war so — die Augen waren feucht und geröthet!

„Nun, Eli?“ rief ihm Buchmüller aus dem Fenster entgegen: „Habt Ihr ihn gefunden, wie er ist und bleiben wird, den Karnalles?“

Eli wischte über Stirn und Augen und sagte vor Zorn und Weh behebend:

„Nicht rühren! Kein vernünftig Wort, wo man auch antupft! ‚Die Erbschaft habe nicht weiter zu ihm als er zu ihr!‘ sagt er: ‚Soll’s sein, so wird es! Man soll unserem Herrgott nicht lästig fallen; wo er hinzeigt, dort erfüllt sich’s! Beim Ohm Audienz nehmen?‘ rief er: ‚Müßte sich recht gut machen. Rückt Ihr vor, Eli; geht selbst vor beim Ohm; sagt ihm, was Ihr meint. Gibt er ein Drangeld von einer halben Million — dann will ich selbst nachrücken, anders nicht; mir ist zu wohl unter alten Körben, Zubern, Kübeln und Tragbutten — holla, morgen ist wieder ein Tag!‘ . . Das sind seine Reden,“ schloß Eli in fieberhafter Aufregung und eilte weiter, ohne auch nur den Versuch zu machen, Buchmüller’s Beistand aufs Neue in Anspruch zu nehmen . . .

* *

Und das war auch gut. Buchmüller’s Beistand wäre nicht zu erhalten gewesen und hätte auch an dem, was bald erfolgte, nichts mehr ändern können.

Gerade acht Tage später, am 18. Juni (Gervasius-Tag) war es wieder ganz Mattendorf, das durch ein erst angezweifelt, bald aber bestätigtes Gerücht in erstaunliche Aufregung versetzt wurde.

Es hieß: der Binder-Poldl habe sich entschlossen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und zwar Arm in Arm mit einer der ärmsten Töchter des Orts: mit der schon einmal erwähnten Gubin-Regerl!

Man hörte es förmlich plätschern von den hundert stillen Hoffnungen und Wünschen Mattendorfs, die in den Brunnen fielen.

Die Regerl also! Und nicht die Zweitälteste Buchmüller’s oder eine der übrigen hübschen Töchter angesehenen und vermögenden Höfe! Betrübnis, Schrecken, Zorn gingen durch die Gemüther und all’ die Wangen, die einst in Folge eines freundlichen Klapses von Poldl’s Hand so glücklich errötheten, wollten lange nicht mehr recht „Farbe bekennen“.

Doch an all’ dies schien der Schalk „Karnalles“ nicht zu denken. Ihm schien nur daran zu liegen, bevor die Millionen kamen, ein Weibchen unter Dach zu bringen. Nicht vierzehn Tage waren in’s Land gegangen und alle Vorbereitungen waren getroffen, um die Hochzeit feiern zu können.

Am Tag Mariä Himmelfahrt, um sieben Uhr Früh, frachte ein Pistolenschuß am westlichen Ende Mattendorfs und ein weißgraues Wölkchen, das vor dem Fenster eines Ausnahmehauses aufstieg, verrieth, daß der Schuß dort gefallen war. Dem ersten Schuß folgte bald ein zweiter und dritter; sie kündigten die Hochzeitsfeier an, die „Karnalles“ für diesen Tag festgesetzt hatte. Um neun Uhr Früh begann helle heitere Musik die Hochzeitsgäste zu sammeln und das Festschießen nahm allmählig erstaunlich überhand. Die Einen schossen aus wirklicher Theilnahme an der Feier des

die Wand getrieben, dann und wann langte eine Hand durch die Thüre und stellte ein paar Schuhe oder Stiefel in die Stube; endlich ging die Kammerthüre weiter auf und Regerl, die Binderin, trat selbst heraus, einen Kram von Kleidungsstücken auf dem Arm. Sie blies erhitzt vor sich hin, nahm ein Staubtuch von dem Kopf und sagte, einen forschenden Blick nach dem Fenster werfend: „Nur jetzt noch eine Weile Ruh’!“ Aber schon tauchte ein Gesicht außerhalb des Fensters auf, das Gesicht der Botenfrau, das im nächsten Augenblicke sehr verunstaltet wurde, indem bei dem Bestreben, in die Stube zu sehen, die Nase an der Fensterscheibe plattgedrückt wurde. „Regerl!“ rief die Botenfrau und fuhr mit der platten Nase an der Scheibe hin und her: „Regerl, was hab’ ich morgen aus der Stadt mitzubringen?“ Die Binderin stellte sich rasch vor die zusammengesuchten Gegenstände und erwiderte verlegen und rasch: „Nichts! Gar nichts für diesmal!“ Die Botenfrau hörte die Antwort nicht und da sie durch die alterstrübe Scheibe auch Niemanden gewahr werden konnte, verschwand sie wieder, zum großen Trost der Binderin, die den Rest ihrer Arbeit noch schnell vollbrachte, dann die Kammer- und Stubenthür hinter sich abschloß und in’s Freie trat. — Es war milde; im Dorfe herrschte noch das abendliche Treiben vor den Häusern, vom oberen Ende des Ortes trug ein linder Westwind Klänge einer Zither herüber und in kurzen Zwischenpausen fielen noch Schüsse nach einer thalüber aufgestellten Scheibe; der Starzer versuchte für das nahe Scheibenschießen seinen neuen Stutzen. — Nach einem flüchtigen Ausblick nach den nächsten Häusern wollte die Binderin in das Haus zurückkehren, nach der Abendsuppe sehen und dann den Mann zu Tisch rufen, als sich dieser an der Thüre seiner Werkstätte zeigte, den Lehrburschen heimschickte und geheimnißvoll lächelnd seiner Regerl näher kam. Seine sehr aufgeräumten Augen schienen etwas Bedeutsames zu sagen, worauf Regerl leise nickte, in’s Haus vorauseilte, schleuniger, als es sonst ihre Art war, vom Herd das Abendessen nach der Stube trug und auf den bereits gedeckten Tisch stellte. Bald saß auch das muntere Ehepaar sich gegenüber, ließ sich’s munden und sprach nur wenig, aber Augen und Mienen hatten sich um so mehr zu sagen. Einmal blickte Poldl nach der Ecke am Geschirrschragen und sah dann Regerl fragend an, die bejahend nickte und sagte: „Alles, was Du gewünscht hast!“ Das einfallende Abendläuten unterbrach auch diese kurze Unterredung; das junge Paar erhob sich, verrichtete ein längeres Nachtgebet und begab sich dann zur Ruhe, nachdem Fenster und Thüren fachte geschlossen waren . . .

Am nächsten Morgen durchlief Mattendorf das Gerücht: Karnalles sei in der Nacht gefährlich erkrankt und werde schwerlich den Abend erleben . . .

Gegner der jähen Heirat des jungen Binders, daß diese Ehe noch zur guten Stunde abgeschlossen sei, indem für den Fall des Ablebens Poldi's Mattendorf der Witwe des Erben habhaft sei, die gewiß nicht ohne starkes Legat gelassen werden würde. Mit diesem Gedanken gleichzeitig tauchte der Vorsaß auf, unter Zuziehung der würdigsten Männer vertrauliche Besprechungen darüber einzuleiten, was geeigneten Falles für die Witwe — und nebenher für Mattendorf — zu thun und zu fördern sei? . . . Daß bei diesen Beratungen, die in der That bald in aller Stille begannen, Eli-Maier nicht fehlen durfte, verstand sich von selbst; war doch er es, der bei dem Freiherrn in Wien Bescheid wußte und überhaupt der findige Entdecker der Millionen-Erbchaft gewesen war. Seiner Führung durfte man sich ohne Weiteres überlassen, da er es ehrlich meinte und wie er oft geäußert hatte, mit geringen Procenten der Millionen-Erbchaft zufrieden sein würde.

Schon in der ersten vertraulichen Besprechung wurde der Beschluß gefaßt, drei Vertrauensmänner, darunter den Eli-Maier, als Deputation zu wählen, die in Wien beim freiherrlichen Erblasser Audienz nehmen, den Binder, wenn er so lange lebte, warm berühren und für den Todesfall dessen Weib seiner Güte und Gnade nachdrücklich empfehlen sollte; dabei wurde als selbstverständlich angenommen, daß die Deputation als zweite Mission die Ueberbringung einer Huldigungsadresse Mattendorfs und Umgegend für Freiherrn v. Fürnhag zu besorgen hätte. . .

Die Deputation war gewählt und zu jeder Stunde reisefertig, nur sollte noch abgewartet werden, bis in der Krankheit des Arnalles eine Krisis — im Guten oder Schlimmen — eintreten würde.

Hierüber war freilich ein bestimmter Bescheid nur sehr schwer zu erlangen, da Regerl auf die häufigen Anfragen, wie es gehe, nur immer antwortete: „Im Alten“ — und von Seite des Kranken unter keinen Umständen ein Arzt zugelassen wurde. . . So entstand für acht Tage ein sogenanntes „Interim“, das für die Vertrauensmänner sehr unerquicklich gewesen wäre, wenn bei ihren vertraulichen Zusammenkünften Eli-Maier nicht Anlaß genommen hätte, etwas deutlicher als bisher und im Zusammenhange zu berichten, wie er eigentlich auf die Spur des freiherrlichen Millionärs und dessen verwandtschaftliche Beziehungen zum Geschlechte der Pamperln gerathen sei und die weitgreifenden Erbschafts-Consequenzen für Arnalles und Mattendorf gezogen habe; in kurzer Zusammenfassung lauteten Eli's Bekenntnisse ungefähr also:

* * *

Eli hatte in Wien, wohin er jährlich zwei Male zu reisen pflegte, einen Geschäftsfreund, der auch aus der Mattendorfer Gegend stammte und

von allerhand Vermittlungsgeschäften lebte. Bei diesem Glaubens- und Geschäftsfreunde pflegte er während seines Aufenthaltes in Wien Absteigquartier zu nehmen.

Eines Tages gingen Beide an dem Palais des Freiherrn von Fünrhag vorüber und bemerkten eine ungewöhnliche Auffahrt von Börsenbaronen und sonstigen Millionären. Wagen um Wagen fuhrn mit größter Schnelligkeit an dem Hauptportale vor und entfernten sich nach der anstoßenden Straße, sobald der jeweilige Inhaber der Equipage ausgestiegen und in das Foyer des Palais getreten war.

Eli's Freund, von übermäßiger Neugierde geplagt, die Millionäre von Angesicht zu Angesicht zu bewundern, drückte sich, einen Handelsack auf dem Rücken, trotz der lebhaften Warnung Eli's an einer der Thorssäulen nach der Einfahrt vor und wurde im nächsten Augenblicke von der Deichsel eines Wagens, der im Carrière unter dem Thorbogen nach dem großen, von einer Glaswölbung überdachten Hofraum fuhr, im Rücken erfaßt, durch einen mörderischen Vorstoß niedergerannt und vor die Füße des reich costümirten und vor den Gästen salutirenden Portiers hingerollt. Hier wurde er, von der Nachwirkung des Stoßes noch einmal um und um gewendet, vom Portier und von dem vor Entsetzen bebenden Eli aufgehoben und in die Portierloge getragen.

So blitzartig das Unglück vor sich gegangen, war es den Kutschern und Dienern der vorfahrenden Herrschaften doch nicht entgangen, die nun eiligst weiter Bericht erstatteten, so daß die Kunde von dem Unfall bald auch dem Besitzer des Palais, Freiherrn von Fünrhag, zu Ohren kam, der denn auch unverzüglich seinen Hausarzt schickte, um dem Verunglückten Hilfe zu leisten. Der Arzt constatirte nach kurzer Untersuchung, daß der Deichselstoß unzweifelhaft tödtlich gewesen sein würde, wenn er nicht zunächst den mit Wollstoffen gefüllten Handelsack getroffen hätte. Trotzdem hatte der Stoß auch noch weiter auf den durch einen kleinen Höcker entstellten Unglücklichen gewirkt, der eine leichte Abschrägung davontrug, die mächtig anschwell. Der Arzt besorgte selbst sofort kalte Umschläge und verschrieb und ordnete an, was weiter zu geschehen habe; dann stattete er dem Herrn Baron Bericht ab und beruhigte ihn und die anwesenden Herrschaften. Hierauf kam ein Geldgeschenk an den Verunglückten mit der Weisung, daß er seine Adresse zurücklassen solle; ein herbeigeholter Wagen hatte den Auftrag, ihn nach seiner entlegenen Wohnung zu bringen . . .

Als der Verunglückte in Begleitung seines Freundes Eli, der natürlich mitfuhr, zu Hause angekommen war, zeigte sich alsbald, was ein Freund in der Noth werth sei und bedente. Schon während der Fahrt hatte Eli einige Male ausgerufen: „Leopold! Trag' Deine Schmerzen mit Geduld — Du

mochte, fürchtete doch, ihn mit dem Herrn Secretär, der das Vertrauen des Barons in hohem Grade besaß, in persönliche Berührung kommen zu lassen und suchte Eli damit zu beruhigen, daß vorläufig er dem Secretär die gewünschte Auskunft geben wolle und dann beschlossen werden möge, was weiter zu thun sei? Eli schien damit einverstanden und empfahl sich — hatte aber kaum die Hauptfronte des Palais im Rücken, als er in eine Nebengasse einbog und durch eine kleine Pforte, über welcher „Kanzlei“ stand, in das Palais zurückkehrte. Eine Wendeltreppe führte ihn nach dem zweiten Stockwerke, wo sich die Kanzlei des Freiherrn befand. „Warum durch Mittelspersonen mit hochmögenden Personen verkehren?“ dachte er lächelnd und vor der Kanzleithüre ein wenig verschmausend, „wenn man sich selbst Zutritt zu diesen verschaffen kann?“ Nach einer Pause klopfte er, und trat ein, ohne ein „Herein“ abzuwarten. In der Kanzlei befanden sich drei auf Bescheid wartende Personen, der Secretär selbst verweilte im anstoßenden Gemache, offenbar, um sich von dem Herrn Baron Instructionen zu holen. Jetzt öffnete sich die Thüre dieses Gemachs, der Secretär wollte heraustreten, wurde aber durch einen Ruf veranlaßt, sich in das Gemach zurückzuwenden, wo eine eigenthümlich zerschliffene, wie in Fett probelnde Stimme ihm noch Einiges mitzutheilen hatte. Diesen Augenblick benützte Eli, vorzutreten und einen neugierigen Blick durch die halboffene Thüre zu werfen.

„Mattendorf, wie es leibt und lebt!“ sagte er halblaut, nachdem sein Blick über eine Wand voll Bilder in prachtvollen Goldrahmen hingeflogen war; eine Landschaft, die in der That Mattendorf mit Umgebung darzustellen schien, hing über einem Divan von goldgelber Seide.

„Ist das Mattendorf?“ fragte Eli in zudringlich-gemüthlichem Tone den heraustretenden Secretär, der bestrebt aufsaß und die Hand mit einem Packet Briefe und Depeschen hinter dem Rücken barg, als besorge er, daß der Fremde sie ihm in gemüthlicher Zudringlichkeit aus der Hand nehmen und durchsehen könnte.

„Mit wem hab' ich die Ehre?“ fragte der Secretär etwas barsch; worauf Eli, gar nicht eingeschüchtert, bekannt gab, daß er in Mattendorf zu Hause und ein Freund des im Palais Seiner Hochwohlgeboren, des Herrn Barons, durch die Deichsel des Herrn Barons Wendelstein-Arnthal „nieder-gestößenen“ Leopold Tartelet sei und komme, um Seiner Wohlgeboren, dem Herrn Secretär, wie Seiner Hoch- und Wohllebensgeboren, Freiherrn v. Fürnhag, die gewünschte Auskunft zu geben über Mattendorf und Umgebung, über Einwohner und Viehstand, Besitz- und Steuerobjecte, sowie über —

Der Secretär unterbrach ihn mit der Frage, woher er wisse, daß man über diese Dinge Auskunft haben wolle?

Eli erwiderte frischweg:

Uebel erzeuge, es seien jetzt auch Spuren von Lungentuberculose vorhanden!

Der Secretär versicherte, des Freundes gedenken zu wollen und setzte sich zurecht, seine Arbeit fortzuführen.

„Warum Sie gezußt haben — soll ich's erfahren?“ fragte Eli, sich zum Gehen anschickend.

Der Secretär lachte und erwiderte: „Nächstens! Nächstens!“

„Und was soll er bedeuten — der Name Pamperl?“

„Nächstens, nächstens“, wiederholte der Secretär, stand auf und schob den Frager förmlich zur Thüre hinaus . . .

* * *

„Er hat bei dem Namen Pamperl gezußt“, wiederholte Eli, die Treppe hinabgehend; für einen Mann, wie Eli, gab es von da an keinen Zweifel mehr, daß bei diesem Namen die Wurzel des freiherrlichen Stammbaumes zu suchen sei; und daran hielt er mit einer Zähigkeit fest, die nur zu vergleichen war mit dem fanatischen Eifer seiner Spürkraft, die er nun in Thätigkeit setzte.

Jede Minute, die ihm Geschäfte und Sorge für den Freund übrig ließen, benützte Eli zu Forschungen nach der Abstammung des Freiherrn v. Fürnhag und er befeißigte sich bei allem zudringlichen Eifer einer Vorsicht und Klugheit, die alles Lob verdiente.

Im Adelsamt, wo die Standeserhöhungen ausgefertigt werden, kam er trotz aller devoten Form der Nachfrage über den ursprünglichen Namen des Freiherrn recht übel an. Bei der Polizeibehörde gerieth er beinahe in Verdacht eines Schwindlers, der nicht ohne verdächtige Gründe nach einem Namen forschte, der in Folge der Mobilisirung für immer beseitigt war. Erst an der Börse, der schlimmen Börse, gerieth er an einige Tobber, die selbst etwas Bescheid wußten und wichtige Personen auszuforschen Gelegenheit hatten. Das erste bedeutsame Wort fiel bei dem Tobber Pinkle, der bei der Frage nach dem Freiherrn v. Fürnhag mit dem nur an der Börse üblichen ironischen Tone ausrief: „Ah, der Pamperl-Baron!“

„Warum Pamperl-Baron?“ fragte Eli fast erschreckt vor Entzücken.

„So hieß er vor fünfzehn Jahren“, erwiderte der Tobber, „die Börse hat ein gutes Gedächtniß für alte Schäden neuer Barone.“

„Dann weiß man auch, wo er herkommt?“ forschte Eli weiter.

„Seit er Börsen-Baron ist, heißt man Curse, die nicht vor und zurück wollen, Mattendorfer!“ lachte der Tobber.

Eli erröthete und trocknete die Hand, die zu schwitzen begann, dann bat er unter Hinweis auf eine schöne künftige Belohnung um nähere

„Sie zucken wieder?“ schloß Eli, da er ein Lächeln um die Mundwinkel des Secretärs zu bemerken glaubte.

„Gilt nur dem originellen Spitznamen,“ bemerkte der Secretär und fuhr dann ernsthaft fort:

„Wird sich der Herr Baron dieses Neffen erinnern?“

„Was soll er sich nicht erinnern?“ sagte Eli lebhaft: „Sind sie doch einmal mit einander in's Wasser gefallen!“

Der Secretär lächelte wieder und sagte dann: „Wer hat den Andern gerettet?“

„Der Baron den Neffen!“

Der Secretär dachte nach und bemerkte dann:

„Gut. An der Sache ist Etwas; — bringen wir den Neffen in Erinnerung; — stellen wir ihn dem Freiherrn vor — gelegentlich der Audienzen, die Baron v. Färnhag gibt. Das ist das Erste und Nothwendigste! Ich will indessen meine Vorbereitungen treffen! Berichten Sie mir, wann Sie den Neffen hieher bringen!“

„Was braucht es vorher berichten?“ fuhr Eli siegesgewiß heraus: „Führ' ich ihn an den Hörnern wie einen eigensinnigen Zugstier auf den Jahrmarkt . . . Wird er in vierzehn Tagen recht kommen?“

„Ganz recht,“ erwidert der Secretär: „Freitag ist immer Audienz — ich habe die Leute vorzustellen — und nach der Audienz will der Freiherr wissen, was den Vorgestellten gewährt werden soll . . . Der Neffe soll die Reise nicht umsonst gemacht haben! . . .“

Eli hatte sich die Sache offenbar zu leicht gedacht bei dem Versprechen, den Poldl an seines Eigensinns Hörnern nach Wien zu führen. Schon nach der ersten Unterredung mit „Karnalles“ mußte er dem Herrn Secretär berichten, daß „der Stier von Uri,“ wie er den jungen Binder nannte, seines Eigensinns Hörner wege und wohl erst in vier Wochen nach Wien zu führen sein werde; aber nach vier Wochen war die Verlegenheit Eli's nur noch größer geworden, er war gezwungen, einzugestehen: daß der Millionenneffe nicht von der Stelle zu bringen sei. Nach acht Wochen übermittelte Eli dem Secretär mündlich die Nachricht, daß Poldl seinen Bitten, Thränen und Schwüren beharrlich widerstehe und rundweg verweigere, den Millionen des Oheims einen Schritt entgegenzugehen!

Der Secretär, welcher bereits Einleitungen beim Freiherrn getroffen hat, war verstimmt und sagte nur kurz: „die Millionen können es auch ruhig abwarten — thut mir nur leid um Euch, Herr Maier, Ihr solltet bei der Gelegenheit auch nicht leer ausgehen!“

Das war die letzte Unterredung gewesen. Eli kehrte in verzweiflungsvoller Aufregung nach Mattendorf zurück — um noch einen letzten

der Nacht verschwunden war. „Daheim liegt er in den letzten Zügen, wie man gestern sagte — und da geht er um wie er leibt und lebt — aufrecht und gesund — frisch und guter Dinge! . . . Karnalles!“ fuhr er nach einer Weile bebend fort: „Bist Du's, so erschein' mir wieder und sag' was Dich herführt aus dieser oder jener Welt! Sag' an, was Du Wunderlich's zu künden hast!“

„Karnalles,“ erwiderte das Echo deutlich; aber eine Antwort des Angerufenen erfolgte nicht . . .

Nun war's an Feldner, sich mächtig aufzuraffen und den Rest des Heimwegs hastig anzutreten. Schauernd gedachte er der Sagen, daß kurz vor dem Tode die Seelen der Sterbenden wie versuchsweise sich von dem erstarrenden Körpern lösen und, insbesondere gegen Mitternacht, umwandeln und Menschen erscheinen. Sie kehren dann nochmals, aber nur kurze Zeit, in den verlassenen Leib des Sterbenden zurück und warten mit Ungebuld die letzte Stunde ab und die ewige Erlösung aus den Banden des Fleisches . . .

„Ist dem so,“ dachte Feldner, Mattendorf betretend, „so habe ich die Seele des Karnalles vor ihrem Abschied umwandeln seh'n; dann kann ich prophezeihen, daß er stirbt, daß es heut noch aus und Amen mit ihm ist!“

Am Dorfbrunnen begegnete Feldner dem Nachtwächter, der gerade zwölf Uhr ausgerufen hatte. Seine erste Frage war nach flüchtigem Gruß: „Was hört man vom kranken Binder-Poldl?“ Der Nachtwächter deutete mit der Hand: „Aus!“ und sagte nur: „Wird den Morgen schwerlich mehr erleben!“ Feldner neigte sich vertraulich gegen das Ohr des Nachtwächters und sagte mit dumpf-schauerlicher Stimme: „Will's glauben — seine Seele geht schon um!“ Der Nachtwächter rief zurück: „des Poldl's Seele?“

„Des Poldl's Seele — eben ist sie mir begegnet! . . . Kannst getrost Jedem sagen, mit dem Morgenläuten läutet man ihm heim! . . .“

Der Nachtwächter machte die Runde schneller als sonst und vermied es, dem Binderhause näher zu kommen; er schauderte bei dem Gedanken, daß ihm Poldl's wanderfüchtige Seele begegnen könnte. „Morgens hat er ausgerungen,“ dachte er: „Ist er ganz hinüber, werd' ich meinen Rundgang leichter machen!“ Er wollte bis zum Morgenläuten wach bleiben, um zu erfahren, ob die Glocke wirklich der Seele des jungen Binders das übliche Geleite ins Jenseits gebe; allein er wartete und horchte vergebens. Die Glocke rief zum Morgengebet — aber damit schloß sie ab und klang nur aus wie an einem gewöhnlichen Morgen . . .

Karnalles war also noch nicht todt. Das war aber noch nicht Alles. Am frühesten Morgen schon wußten viele Leute, daß es dem jungen Binder besser gehe. Mittags erzählte die Kegerl sogar, daß ihr Mann noch im Laufe des Tages versuchen wolle, das Bett zu verlassen. In der That sah

Schon um sechs Uhr Morgens hatten die drei Männer aus Mattendorf ihr Lager verlassen und in einem Kaffeehause ihr Frühstück genossen. Die Erregung und Erwartung wuchs mit der vorrückenden Stunde und man verfiel nach längerem Rundgang durch die vielbewunderten Straßen auf die sehr angenehme Idee, in einer Restauration ein zweites Frühstück: „Bier mit Etwas dazu“ sich als kleine Belohnung zu bewilligen und sich so für den großen Augenblick doppelt zu stärken.

Um acht Uhr war auch diese Stärkung vollzogen und die Deputation berieth mit rothen Stirnen und Gesichtern, wie die Zeit bis elf Uhr, wo sie empfangen werden sollte, angenehm hinzubringen sei?

„Besehen wir uns die Stadt von der andern Seite,“ meinte der erste Gemeinderath und lachte, daß ihm die hierseligen Augen aus dem Kopfe traten — „und wenn wir müde sind, setzen wir noch etwas Wein und ein paar Stamperln Kimmel d’rauf, so werden wir die richtige Fassung zur Audienz erlangt haben!“

Eli-Maier rieth zur Mäßigkeit vor dem feierlichen Moment, damit alles in Ehren und Würden vorübergehe, folgte aber, da er auf den Rath des am Abend zuvor besuchten Secretärs bei der Audienz keine Ansprache halten durfte, den Männern aus Mattendorf in ein unterirdisches Wein- und Spirituosenlocale und setzte in der festen Erwartung eines guten Erfolgs der Audienz gegen seine Gewohnheit ordentlich Wein auf das früher genossene Bier. „Das Geschäft wird’s tragen,“ sagte er lustig werdend: „Hab’ ich nicht gesagt: warum zucken Sie, Herr Secretär?“

Der dritte Deputirte wollte Auskunft über die Bedeutung dieser Frage erhalten, wurde aber durch den Gemeinderath unterbrochen, der nach einem Bilde blickte, das ihm gegenüber an der Wand hing und einen höchsten Staatswürdenträger in Uniform mit vornehmsten Orden darstellte. Der Staatswürdenträger war Niemand Geringerer als der damals so berühmte Staatskanzler Fürst Metternich.

„Wenn ich’s verrathen soll,“ meinte der Gemeinderath, das Bild mit unverwandten, etwas schwimmenden Blicken betrachtend: „so denke ich mir den Herrn Freiherrn v. Fürnhag ganz so wie diesen frühern Allmächtigen — kannst froh sein, Eli, daß Du keine Anrede an ihn zu halten hast!“

Eli nickte und griff nach der Schrift, die aus der Brusttasche weit herausragte; sie enthielt Alles und mehr, was Eli dem Herrn Baron hätte vortragen wollen. Auf den Rath des Secretärs sollte bei der Audienz nur diese Schrift überreicht werden, das Weitere wollte der Secretär selbst zum Vortrag bringen. . . . „Da kann’s uns an der nöthigen Ruhe und Fassung nicht fehlen,“ meinte der Gemeinderath und ließ sich auf’s Neue einschenken; und Eli meinte eine Art Pflicht zu erfüllen, wenn er sein Glas erhob und

„Da haben wir's! Da haben wir's!“ rief er händeringend und eilte in der Schankstube hin und wieder, während der Zeiger der Wanduhr langsam aber entschieden weiter rückte — von zehn nach elf Uhr hin — der Stunde der Audienz!

Aber nun geschah es auch wieder, daß der findige und energische Eli, wie so oft, plötzlich wieder seinen großen rettenden Moment hatte. Er blieb stehen, starrte vor sich hin — rief den Wirth, dem er die Sicherheit seiner „wackern Landsleute“ empfahl — und eilte, die Sackuhr in der Hand, die Treppe zum Ausgang hinauf und nach der Straße . . .

* * *

Der Secretär des Freiherrn v. Fürnhag ging im Vorgemach des Empfangsaales auf und ab und erwartete die Deputation aus Mattendorf, welche ihm aus mancherlei Gründen wichtig war. Er wurde ungeduldig und zog wiederholt die Taschenuhr zu Rathe, die endlich acht Minuten vor Beginn der Audienz zeigte. Um elf Uhr mußte der Secretär den Baron in den Empfangssaal führen und die dort bereits zahlreich Versammelten vorstellen. Kam Eli mit seinen Mattendorfern nicht in einer der nächsten Minuten — so war der Liebe Mühe vergebens und die wichtige Vorstellung versäumt. Verdrießlich stampfte der Secretär den Boden, während er schneller hin und her ging, schalt in Gedanken den Eli, dessen sonstige Rührigkeit eher hätte befürchten lassen, daß er lange vor der Audienz durch sein Erscheinen unbequem werden würde. Da — zwei Minuten vor elf Uhr — wurden Schritte von der Treppe her vernehmbar, der Secretär eilte nach der Thüre, um noch einmal nachzusehen — richtig — er war's der so ungeduldig Erwartete — Eli mit zwei Männern, welche als Deputation vorgestellt wurden.

„Sie haben wohl schon gesucht, Herr Secretär?“ stieß Eli aufgeregt und verwirrt heraus — „aber da sind wir, die Deputation aus Mattendorf —“ und zog die zwei Männer hinter sich her.

Der Secretär winkte zu schweigen und führte Eli rasch am Arm nach dem Audienzsaal, wo er ihn nebst den Begleitern an einen bestimmten Platz stellte, dann nach der entgegengesetzten Seite des Saales eilte und hinter einer Tapetenthüre verschwand . . .

Eli, erhitzt und den Schweiß trocknend, wendete sich erst gegen seine Begleiter, zwei noch rüstige Männer mit grauen Bärten, wiederholte ihnen seine Weisungen und hielt dann Rundschau in dem prachtvollen Saale.

Es war eine seltsame Versammlung von Bittstellern aus allen Ständen, die im Halbrund durch die ganze Länge des Saales einzeln oder in Gruppen aufgestellt war. Sehr ärmlich Bekleidete neben Solchen, die

Die Verneigung der Begleiter erfolgte in etwas verlegen-steifer Weise und der Secretär übernahm es, in sehr bedachten freundlichen Worten dem Freiherrn nahe zu legen, daß dies die angekündigte Deputation aus Mattendorf am Gebirge sei, die komme, im Namen der Bevölkerung ihre Huldigung darzubringen für das Wohlwollen, das der Herr Baron für Mattendorf und Umgegend so gütig hege und bethätige.

„Hat der Lustige geplaudert?“ fragte der Baron dazwischen und sein Gesicht rundete und röthete sich ebenso schnell in seltsamer Freude, als es in seine gewohnte starre Ruhe wieder zurückfiel.

Der Secretär schien der Absonderlichkeit keine Beachtung zu schenken und hob nur die übernommene Zuschrift ein wenig, indem er bemerkte:

„Hier sind wohl einige Wünsche verzeichnet, darüber ich dem Herrn Baron zu berichten mir erlauben werde!“

Diese Worte waren noch nicht ganz gesprochen, als bereits bei der nächsten Gruppe wieder die brodelnde Frage gestellt wurde: — „Verschafft mir die Ehre?“

Der Secretär sagte nur noch rasch und vertraulich zu Eli: „Um drei Uhr Nachmittags auf meinem Bureau“ — und eilte dem Herrn Baron nach, um bei der nächsten und den folgenden Gruppen die Bittschriften abzunehmen und entsprechenden Ansprachen zu halten . . .

Eli verließ mit seinen zwei Begleitern den Sprechsaal, wie das Palais des Freiherrn und begab sich unverweilt nach der Weinkneipe, in welcher die Landsleute aus Mattendorf eben erwacht und nicht wenig erstaunt waren, sich in Dienstmännerröcken und mit entsprechenden Mützen zu entdecken.

Lachend rief ihnen Eli bei seinem Eintritt entgegen:

„So, das wäre glücklich besorgt! Die Audienz ist vorüber und herrlich ausgefallen! Alles steht gut!“

Zu den Dienstmännern fuhr er fort: „So, meine Lieben, nehmt ~~Eure~~ Uniformen wieder und gebt meinen Freunden ihre Röcke und Hüte zurück! — Hier ~~Euer~~ Honorar!“

Damit stellte er die ~~Dienstmänner~~ für ihren Statistendienst zufrieden und wendete sich dann zu ~~den~~ verblüfften Freunden, denen er zugleich zurückgab, was in ihren Taschen gefunden worden:

„Ihr staunt? Ihr fragt, was vorgefallen ist?“ rief er: „Die Audienz ist brillant ausgefallen. Ich hab' Euch ~~Euerem~~ Wein und Schnaps überlassen müssen und mir eine Deputation zusammengestellt aus Dienstmännern, die ihre Sach' recht gut gemacht haben. Auf jetzt! Kommt mit mir in die freie Luft, nehmt euern Verstand und euere offenen Augen mit, ihr sollt getreulich wissen, was ist geschehen!“

„Servus!“ begnügen, statt den Herrn Secretär, wie früher, in Ergebenheit zu grüßen . . .

Der Secretär saß schreibend an seinem Tische und schien Eli's Eintritt gar nicht zu bemerken. Auf dem Schreibtische lagen, schön gereiht, eine Anzahl Bittschriften und auf jeder derselben lag eine kleinere oder größere Geldsumme.

„Ah!“ dachte Eli, mit scharfem Auge die Bedeutung dieses Umstandes erspähend — „da ist's auch schon, das Douceur für die Deputation von Mattendorf und Umgegend!“

Er trat etwas geschmeibiger gegen den Schreibtisch vor und sagte bedächtig-ergeben:

„Euer Wohlgeboren, Herr Secretär —“

Dieser blickte auf und zog die Uhr.

„Ah, Herr Maier,“ sagte er: „pünktlich, wie immer; gleich drei Uhr!“

Er erhob sich und setzte unerwartet ernst hinzu:

„Sagen Sie mir nur: wo haben Sie heute Ihrem Kopf gehabt?“

„Meinen Kopf, Euer Wohlgeboren?“ fragte Eli etwas betroffen:

„Wo soll ich ihn gehabt haben, meinen Kopf, als auf dem alten Standplatz, wie die Fiaker sagen!“

„Das kann nicht sein. Denn was haben Sie mir da für eine Schrift übergeben zu Händen des Herrn Baron?“

Der Secretär hob eine der Schriften vom Tische empor und reichte sie Eli hin.

„Ist das“ sagte er „die Huldigungsschrift oder Adresse, die ich dem Baron überreichen sollte?“

Eli erblaßte und seine Kniee bebten.

„Muß ich mich setzen,“ stotterte er und ließ sich auf einen Rohrstuhl nieder.

Er starrte die Schrift an — eine von seinem Advocaten verfaßte Replik in einer Streitsache mit einem hartnäckigen Gegner. Er hatte sie zu Hause statt der Mattendorfer Huldigungsadresse zu sich gesteckt.

„Und das hat der Herr Baron gesehen und gelesen?“ fragte er nach einer Pause mit schwacher Stimme.

„Gewiß wäre die Schrift dem Herrn Baron zu Gesicht gekommen, wenn ich in meinem Geschäfte so leichtfertig wäre wie der Führer der Deputation aus Mattendorf und Umgegend!“ sagte der Secretär lachend. „Doch, Sie können sich trösten, da die Mattendorfer einen eben so guten Freund an mir haben als Sie, Herr Maier. Ich habe dem Herrn Baron das Papier nur von Weitem gezeigt und einen Inhalt daraus verlesen, wie er gewiß nicht schöner in der Adresse selbst enthalten ist! . . . Den Erfolg

sehen Sie hier“ — fuhr er fort, „in den zweihundert Gulden, welche der Herr Baron der Deputation zu bewilligen und anzuwenden beliebte!“

Der Anblick des Geldes riß den armen Eli wie mit electriccher Gewalt auf die Füße.

„Zweihundert,“ rief er — „für die Deputation?“

„Reiseentschädigung,“ erklärte der Secretär.

„Das haben Sie schriftlich, Herr Secretär?“

„Schriftlich; — hier, unterzeichnen Sie als Führer der Deputation die Quittung!“

Eli unterzeichnete mit fieberhafter Hast, als gelte es, einer Lebensgefahr zu entgehen.

„Und können wir jetzt abreisen — mit einem schönen Gruß vom Herrn Baron?“ fragte Eli hastig.

„Jeden Augenblick,“ lächelte der Secretär.

„Und der Deputation gehören die Zweihundert? — Dem Führer etwas mehr?“

„Versteht sich,“ erwiderte der Secretär und ließ sich wieder nieder.

„Aber —“

„Was noch, Herr Maier?“

„Ist etwa auch gemeint, daß die Armen in Mattendorf . . .“ fragte Eli zögernd.

„Was die Armen in Mattendorf anbelangt,“ erwiderte der Secretär seine lächelnden Blicke auf Elias gerichtet: „so hat erst vor einigen Tagen ein Mattendorfer einen namhaften Betrag für die Armen mit nach Hause genommen!“

„Ein Mattendorfer?“ rief Eli und ein eifersüchtiges Erstaunen erfaßte ihn.

„Ein Mattendorfer,“ bestätigte der Secretär: „Er war hier — auch als Deputation — aber mehr in eigenen Angelegenheiten. Der Herr Baron hat ihn sehr wohlwollend aufgenommen, besonders da er ihm von einem Jugendabenteuer erzählt hat, wie er beim Libellenfang mit einem älteren Freund in's Wasser gefallen und von diesem tapfer gerettet worden ist. Diese That voll Menschenliebe und Kraft hat den Herrn Baron außerordentlich erbaut. Reich beschenkt und mit einer ansehnlichen Gabe für die Mattendorfer Armen, ist der Solodeputirte vor sechs Tagen von hier abgereist.“

Eli erstarrte einen Augenblick, dann rief er außer sich: „Das war Betrug — oder Karnalles!“

„Betrug oder Karnalles?“ fragte mit einem Ausdruck lebhaften Ergößens der Secretär: „Was soll's mit diesem sonderbaren Ausruf?“

Eli war aufgesprungen und sagte am ganzen Leibe zitternd:

„Was es soll mit diesem Ausrufe, Herr Secretär? Das will ich Ihnen schreiben aus Mattendorf. Sie sollen erfahren, was es soll mit diesem wichtigen Ausruf; — hier aber sag' ich nochmals und behaupt' es vor aller Welt und auch Seine Hochwohlgeboren, der Herr Baron, soll es erfahren: — geschehen ist ein Betrug oder hier war unser Pamperl-Binder — der Karnalles!“

* * *

Hatte Eli in der Schilderung seiner Audienz bei Freiherrn v. Fürnhag unter andern freien Erfindungen auch jene vorgebracht, daß er den Freiherrn zu einem Besuch in Mattendorf eingeladen, daß dieser die Einladung huldvollst angenommen und versprochen habe zu kommen und im Stammhause bei Karnalles Absteigquartier zu nehmen, so läßt sich die Ueberraschung ermessen, die Eli erfaßte, als er bei seiner Heimkehr mit der Deputation vom Steinbruch aus die Entdeckung machte, daß das alte Dach des Wohnhauses Poldl's herabgenommen und Zimmerleute beschäftigt waren, ein neues in bedeutender Erhöhung aufzusetzen. „Um Raum zu gewinnen für zwei Oberstübchen,“ hatte Poldl den Leuten gesagt, die es wissen wollten: „da der Oheim versprochen habe zu kommen und bei mir abzustiegen.“ Von vielen Leuten wurde die Mittheilung wie Alles, was Poldl sagte, anfangs als Schelmerei belächelt, dann aber ernst genommen, da die Arbeit der Zimmerleute tapfer vorrückte und auf dem starken Unterbau des bescheidenen Hauses sich ein solider Oberholzbau mit glänzendem Schindeldach erhob.

„Eli,“ sagte der Gemeinderath, neben ihm am Steinbruch stehend: „Ich hab' es Euch nicht glauben wollen, daß der Herr Baron sich herablassen und nach Mattendorf kommen wolle; — das dort — der neue Bau scheint Euch Recht zu geben! Woher aber weiß Karnalles schon, was für Ehre seinem Hause bevorsteht?“

„Er muß es im Traum erfahren haben,“ sagte Eli, seine Verlegenheit unterdrückend.

„Aber zu dem Bau gehört Geld,“ meinte der Bürgermeister: „Karnalles muß auch Geld vom reichen Ohm erhalten haben.“

Eli faltete die Stirn und dachte, zu Boden sehend: „Hat er die Armen- und Waisengelder angegriffen?“ Doch sagte er rasch gefaßt und laut: „Wozu sind wir daheim, als daß wir fragen und Alles erfahren? . .“

Die Mittheilungen, welche die heimkehrende Deputation am selben Tage noch erhielt, waren neue Wunder, die den jungen, längst schon unbegreiflichen Binder betrafen.

ist er ja gesehen worden, wie er leibt und lebt — natürlich, weil er's selbst gewesen ist: der Pamperl-Binder, genannt auch der Karnalles!"

"Ei, Ihr könnt da Recht haben, Maier," sagte der Bürgermeister.

"Kann Recht haben, meint Ihr? Nein, Herr Buchmüller, ich hab' Recht — und darum will ich auch was haben davon! . . Wer hat entdeckt daß in Wien Einer von den Pampnern noch lebt; daß dieser Seine Hochwohlgeboren Freiherr v. Fünrhag heißt; daß dieser Freiherr v. Fünrhag nicht Kind und Regel, aber sieben Millionen besitzt; daß diese sieben Millionen, wenns richtig angegriffen wird, in die Mehlsäcke eines gewissen Karnalles fließen werden? . . Wer anders hat dieses entdeckt als ich und wer anders hat dem Karnalles den Rath gegeben, zu reisen nach Wien und sich einzuschmeicheln und die Hand hinzuhalten, als ich? . . Nun will ich wieder zu Karnalles geh'n und die Hand hinhalten bei ihm und meinen Lohn einzucassiren. . . Und das wird gleich geschehen! Karnalles ist ehrlich und als ehrlicher Spitzbub wird er mir zahlen, was recht ist! . .

Eli erhob sich und machte sich richtig auf den Weg nach Poldl's Hause. Er war in großer Aufregung und raffte sozusagen aus allen Weltgegenden zusammen, was er dem Karnalles sagen, vorhalten und nahelegen wollte. Dabei griff er, wie es seine Gewohnheit war, bald in einen Sack, bald nach rechts und links oder seitwärts aus — und kam erst wieder zu sich, als er, nicht weit vom Binderhaus, plötzlich den dichtbehaarten Kopf eines Knaben zwischen den Fingern hatte.

Es war der Kopf von Poldl's Lehrjungen, der eben ausgeschiedt worden war, den Eli zu suchen und in's Binderhaus zu führen.

"Der Meister laßt Euch bitten, Herr Maier, Ihr möchtet kommen und sein Gast sein heute!" sagte der Knabe, seinen Kopf mit einiger Mühe losreißend aus den krampfhaften Fingern Eli's.

"Was sagst Du?" rief Maier erstaunt, nach den zerzausten Locken des Knaben noch einmal fahndend.

Der Knabe entzog sich einer zweiten Gefangennahme und wiederholte die Einladung seines Meisters.

"Sollst brennen in der ewigen Hölle, wenn's nicht wahr ist!" rief Eli und fügte geschmeichelt hinzu: „'s ist ein Geschäft! Ich komme! Ich komme! . ."

* * *

Der Binder-Poldl stand bereits vor der Hausthür, als Eli näher kam. Er lächelte diesem freundlich entgegen und hielt einen Brief in die Höhe.

"Ein Brief vom Secretär," sagte er: "Eurem Freund. Er grüßt schön und wird nächstens selbst kommen. . . Bereden wir das und essen wir einen Löffel Suppe mitsammen."

Uniformen waren doch neu? — müssen sich besonders gut ausgenommen haben!“

Eli lächelte verlegen vor sich, dann gestand er offen, was und wie es sich zugetragen hat und sagte: „Das darf aber ja Niemandem bekannt werden; meine Landsleute thäten sich ihr Leben lang schämen; auch darf ja Niemand wissen, daß eine Deputation beim Herrn Baron in Wien gewesen ist!“

„Gut,“ erwiderte Poldl, „ein Geheimniß ist des andern werth: Ihr verschweigt, daß ich nicht krank, sondern heimlich in Wien gewesen bin; und ich will das lustige Erlebniß der Deputation aus Mattendorf und Umgegend verschweigen.“

Sie reichten sich lächelnd die Hände und stießen wieder an; dann fragte Maier mit seltsam leuchtenden Augen:

„Ja aber — lieber Karnalles . . . das wird mir Tag und Nacht keine Ruhe lassen . . . Wie habt Ihr gesagt? Mit den Millionen ist's nicht so sicher als man glaubt? . . .“

„Das hat mir der Herr Secretär nur so nebenher gesagt,“ bemerkte Poldl. „Es soll merkwürdig in der Welt zugehen — ganz wie an Tagen, wo sich vom Morgen bis zum Abend fort und fort Gewitter sammeln und doch keines zum Ausbruch kommt, weil immer ein Sturmwind früher die Wolken auseinander jagt . . . So,“ sagte der Secretär, „sammeln sich heutzutage auch Millionen, die in wenigen Tagen auseinander geblasen werden!“

Eli begann voll Sorgen zu zittern.

„Karnalles,“ rief er, „seh' Dich vor, halte die Hände auf — fange noch ein, was Zeug hält, eh' dem guten Herrn Baron ein Unglück passiert, — Du bist's Dir — und mir — schuldig, daß für alle Fälle noch was Ordentliches abfällt für uns!“

„Seid ohne Sorgen,“ erwiderte Karnalles mit der ganzen üblichen Schelmerei in den Augen: „Ich bau' nicht nur zwei Oberstübchen im Haus, ich lasse auch meinen Keller tiefer und breiter machen; ich laß' ihn Tag und Nacht offen für die Millionen, die noch kommen sollen, damit sie ihr Versteck finden, wenn sie auf der Flucht zu mir unterwegs sind. Etwas von einem hinteren Viertel einer Million kann sich im schlimmsten Fall noch nach Mattendorf und Umgegend verlaufen! . . .“

* * *

Das alte Jahr war zu Ende gegangen und das neue 1873 bis zu Beginn des Frühjahres vorgeschritten, ohne daß sich Welt bewegende Zeichen und Wunder einstellten, von denen besonders Scharf- und Weitblickige

Karnalles bringen könnte. Die Vermuthung wurde zur Gewißheit, als der Reisewagen vor dem Binderhäuschen stille hielt.

Dies war kaum geschehen, als ein junger, schlantaufgeschossener Herr in modischem Stadttanzug aus der Wagenthüre stieg, an das nächste Fenster klopfte, den schnell erscheinenden Binder freundlich, aber kurz begrüßte, dann ernst und wehmüthig nach dem Wagen zeigte und einige Worte sprach, die den Poldl lebhaft ergriffen. Poldl trat an die offene Wagenthüre und starrte einige Augenblicke erblassend hinein; ein alter hochgewachsener Herr von übermäßiger Leibesfülle ruhte in halb liegender Stellung auf den breiten Polsterkissen, das runde aufgedunsene Gesicht tiefsbleich, die Augen geschlossen . . .

„Hat den Ohm die Reise so angegriffen?“ fragte Poldl mit inniger Theilnahme.

„Macht Euch mit dem Gedanken vertraut — Euer Ohm kann jeden Augenblick eine noch weitere Reise antreten . . .“ Es war der Secretär des Barons, der dies ernst und leise sagte. Dann griff er nach der Hand des im Wagen Sitzenden, fühlte den Puls und fuhr fort:

„Er lebt noch. Helfen wir zusammen, den armen Baron in's Haus und zu Bett zu bringen.“

Der Secretär, Poldl, der Kutscher und ein schnell gerufener Nachbar halfen zusammen, den schweren alten Herrn die hölzerne Treppe hinauf nach einem der Oberstübchen zu tragen und vorerst in einem großen, von Poldl selbst verfertigten Armstuhl mit hoher Lehne zu setzen.

„Da hab' ich ihm eigens den Behnstuhl hergestellt,“ sagte Poldl leise und zurücktretend, als der Baron aufrecht, aber mit geschlossenen Augen im Stuhle saß: „Durch dieses Fenster sieht man gerade den Bach, in den wir Beide einmal gefallen sind! Er hat so gern an das große Ereigniß gedacht.“

Der Secretär sah schmerzlich bewegt durch das Fenster; schickte dann nach dem Arzt und zog sich mit Poldl in die anstoßende Stube zurück.

Hier setzten sie sich nebeneinander und der Secretär berichtete kurz und bündig über die gegenwärtige Lage des Barons.

Die Millionen desselben waren größtentheils schon beim ersten Ansturm des Unheils verloren gegangen; der Rest bis auf eine geringe Summe folgte in kurzen Zwischenräumen den stoßweise sich erneuernden volkswirtschaftlichen Krisen. Schon lange nicht mehr fähig seine weitreichenden Geschäftsverhältnisse zu überschauen und mit fester Hand zu beherrschen, fiel er ganz und gar in die verrätherischen Hände von überall auftauchenden Projectenmachern mit glänzenden Namen, die nur noch an sich die Trümmer der Millionen rissen und dann den armen Mann in schändlicher Weise verließen und verstießen. Sie hatten es verstanden, den Baron vielfach für ihre

Berghymne.

Von

Marie u. Maximilian.

Trankst Du je den wirzigen, reinen Lusthauch,
Wie ihn kraftvoll athmet der hohe Bergwald?
Hat des Hochlands mächtiger Zauber einsam
Je Dich umfassen?

Ward, entrückt dem Treiben des Tag's, beim Aufstieg
Dir der Sinn nicht freier mit jedem Herzschlag?
Stille rings und dennoch berebt, nicht tonlos
Stumm wie die Haide;

Wie der Wind streicht über die tausend Wipfel,
Tönt es machtvoll bald, wie der Orgel Brausen,
Flüsternd bald und lind, wie der Mutter Segen
Zu Dir hernieder,

Und der Wildbach, über bemoostes Felswerk
Schäumend, milchweiß hier, dort demanthell, rauscht Dir
Seitwärts, ungestüm oder weich und sangvoll,
Tief in der Waldschlucht.

Maiengrün umlächelt Dich hier der Erdgrund,
Wär's auch Herbst, wie tief im Gemüth ein Frühling
Nie verwehlt — es duften die keuschen Blumen
Holt Dir entgegen,

Wie ein süß' Geheimniß, im Laub verborgen,
Unberührt im zartesten Schmelze prangend,
Wie fernab die Lieblichen nur im Waldschuh
Traulich gedeihen.

Ueber Dir, umsäumt von gewalt'gem Bergfranz,
 Wölbt sich tiefblau herrlich der klare Himmel;
 Nicht des Flachlands Himmel, der endlos weite,
 Matte Gesichtskreis,

Der am Rand verschmilzt mit dem Dunst des Erdballs,
 Wo Du troilos selbst Dich verlierst, — Dein Himmel,
 Der allein für Heiligstes, Höchstes Raum hat,
 Schaut auf Dich nieder.

Sieh! Du hast ihn plötzlich erreicht, den Bergkamm;
 Wie befreit von menschlicher Last und Kleinheit,
 Hebt sich sieghaft athmend die Brust Dir, ringsum
 Schweifen die Blicke.

Hehr und lieblich thut sich das Herz der Bergwelt
 Auf vor Dir in traumhafter, reiner Schönheit,
 Und des selbstvergessenen Schauens Wonne
 Nimmt Dich gefangen.

Nicht mehr bist Du nur in Dir selbst: Du fühlst Dich
 Eins mit kühn geschwungenen, schroffen Felsen,
 Mit dem Weidland, schwellend in weichen Hügeln
 Ihnen zu Füßen;

Mit dem majestätischen, dunklen Tannwald,
 Und dem grünen, lachenden Thal, durchzogen
 Von dem silberblinkenden Fluß, den Bergsee'n
 Spiegelnd den Aether.

Als schon Dämm'ung herrscht in den breiten Tiefen,
 Da ergießt der scheidenden Sonne Glanzfluth
 Herrlich leuchtend sich über jede Felswand,
 Jegliches Berghaupt,

Daß sie glüh'n vom strahlenden Gott getroffen,
 Wie die Himmelstochter Begeiß'tung einzig
 Solche Stirnen schmückt, die das Alltagsstreben
 Hoch überragen.

Kennst Du sie, die Zauber des freien Hochlands?
 Nimmst Du je sie ganz in Dich auf, und fühlst Du,
 Wie an ihnen menschliche Würde höher,
 Reiner emporwächst?



gestehen, daß Sie dem Teufel darin doch eine gar zu schöne Rolle zugetheilt haben. Darauf Goethe mit merkwürdig ernstem Blick aus seinen unvergeßlich schönen braunen Augen: „Ja, es ist etwas von der Hölle darin!“

Der ehrwürdige Staatskanzler Fürst Metternich — als ich 1855 nach Wien kam und ihn seit 1846 auf dem Johannisberg zum ersten Male im Ruhestande wieder sah — hatte die Güte, mir in längerer Unterhaltung zu erzählen, wie von Jugend auf nicht Politik, sondern Naturkunde sein ersehnter Beruf gewesen; wie aber in jedem kritischen Abschnitte seiner großen politischen Laufbahn — so oft er schon glaubte mit Anstand sich zurückziehen und seinem idealen Lebenszwecke ganz widmen zu dürfen — jedesmal Kaiser Franz ihn zurückgehalten und für eine neue, immer schwierigere Aufgabe bei Ehre und Pflicht in Anspruch genommen habe. In derselben Unterhaltung kam aber auch die Rede auf deutsche Nationalität, auf den Begriff eines einheitlichen Deutschland — den der Fürst ebenso wie bei Italien, auch nur als einen geographischen zu betrachten schien — und er selbst berührte dann die Frage, ob es beim Wiener Congreß 1815 noch möglich gewesen sei, die deutsche Kaiserkrone zu erneuern? Da für diesen Gedanken doch beim Congreß selbst der preußische Stein und als Nassauer und Niederländer auch mein eigener Vater, eingetreten waren, so wagte ich daran zu erinnern, daß damals doch noch achtbare Factoren für die Schaffung einer erneuerten einheitlicheren Form, als die des bloßen Bundes müßten vorhanden gewesen sein, wenn auch nicht unter den gekrönten Häuptern; — es lebe ja noch (in dem Augenblicke der Unterredung 1855) die erlauchte Witwe des letzten Kaisers, der in seiner Wahlcapitulation vor der Krönung gelobt hatte, so viel an ihm war, „die deutsche Nation bei ihrem Stand und Wesen zu erhalten“. Da erhob der greise Fürst mit Lebhaftigkeit die Stimme zu einer Aufzählung der Haupthindernisse einer Wiederbelebung der alten Formen und — nach einer warmen Schilderung der Ermüdung aller Völker Oesterreichs, die so oft ganz allein die Waffen aufgenommen für das alte deutsche Reich — schloß er mit den Worten: „Nüchtern bin ich geboren und nüchtern bin ich immer geblieben! Ich bitte Sie, nur keinen Roman!“

Diese Worte klingen mir noch in den Ohren als Stoff dankbarer Erwägung, und so kommt es, daß ich aus meinen Aufzeichnungen manche viel weiter zurückgehende hervorziehen muß, um den Ursprung und Entwicklungsproceß meiner Begriffe und Empfindungen von Nationalität und Vaterland, Reich und Staat zu erklären. Daß ich dabei einseitig verfare und religiöse oder kirchliche, wenn auch noch so verwandte Erlebnisse und Erwägungen möglichst bei Seite lasse, das mögen die Worte unseres anderen Naturforschers Goethe entschuldigen:

„Gebt Ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken,
Was hilft es Euch, daß Ihr ein Ganzes bringt?
Das Publicum wird es Euch doch zerpfücken.“

Wer aber Aufschlüsse über lehterwähnte Seite meines Lebens erwartet, dem sage ich einstweilen ganz im Vertrauen: „Das ist ein wunderbarlich Capitel und steht in einem anderen Buch.“

Zur bloß weltlichen Seite gehören jedoch nothwendig folgende Daten:

Meine Vorfahren waren schwedisch-pommersche Edelleute aus Rügen, die, als Berufsoldaten, außer den Schweden auch Holland, der Republik Venedig und dann Frankreich dienten, bis sie im Anfang des vorigen Jahrhunderts zur Aufnahme in die rheinische Reichsritterschaft durch Heirat mit einer Erbtöchter gelangten. Ob sie, als herzoglich pommersche Lehensmänner, ursprünglich deutschen oder slavischen Ursprungs gewesen waren, das weiß ich nicht und habe es weder aus Archivnachrichten, noch aus dem Munde meines rügenschen Urlandsmanneß E. M. Arndt nach örtlicher Sage erfahren können. Eine Sage von ihm war nur, daß einst zwei Brüder im Zweikampf einander getödtet hätten, was später nicht wieder vorgekommen. Gewiß ist aber, daß sie nicht als slavischer Abstammung verdächtig von der reindeutschen rheinischen Reichsritterschaft bei der Aufschwörung beanständet worden sind. Diese Körperschaft war aber unmittelbar, denn die Mitglieder standen unter keiner Landeshoheit von Fürsten — sondern nur unter Kaiser und Reich. Es waren eben Reichsfreunde im älteren Sinne, General-Deutsche. Doch, wenn sie nicht reich genug waren, um auf ihren Gütern zu leben, um selbst Politik zu machen, traten sie — besonders die jüngeren Söhne oder Brüder — entweder in kaiserliche oder in die Dienste deutscher Fürstenhäuser. Mein Großvater und ein Onkel dienten noch als Officiere bei Frankreich im Regimente Royal Suède; nur zufällig dienten sie alle nicht bei Preußen; mein Großvater, später mein Vater, standen im Hof- und Civildienst bei Pfalz-Zweibrücken und Nassau. Ein gewisser Unabhängigkeitsfönn pflanzte sich allerdings fort in diesen Reichsritterschaften von Franz von Sickingen und Göz von Verlingingen an bis herab auf Stein, der bei seiner Mediatisirung unter Nassau dem Fürsten einen berühmten Protestbrief schrieb und ihm darin sagte, daß er selbst wohl bereit sei, dem großen Vaterlande das Opfer seiner Reichsunmittelbarkeit zu bringen, daß er aber den Tag zu erleben hoffe, an dem auch der Fürst dies Opfer werde bringen wollen.

Da mein Vater schon vor der französischen Revolution von 1789 mit 21 Jahren Landespräsident des Fürstenthums Nassau-Weilburg war und

Der gute Vorsatz begleitete mich ein Jahr später zur Universität nach Heidelberg, wo übrigens mir und einem anderen nächstälteren Bruder keine Verführung durch eine fremde Welt winkte. Im Gegentheil war damals (1826) auf deutschen Universitäten den studirenden Jünglingen gleichsam als Prüfstein frühzeitiger politischer Richtung die Wahl angeboten, ob sie einer der Landesmannschaften, den Vertretern der einzelnen Territorialgebiete des deutschen Bundes, oder, im Gegensatze dazu, der allgemeinen deutschen Burschenschaft, als der einheitlichen Vertretung der ganzen deutschen Nation, des idealen Vaterlandes anzugehören wünschten. Ich trat nach dem Vorgange dreier älterer Brüder in die Burschenschaft ein, die gerade zu jener Zeit wohl keine hochverrätherischen Mitglieder zählte und sogar, etwas inconsequent, bei Commercen die respectiven Landesväter hoch leben ließ. Die jugendlich begeisterten Burschen ignorirten nur einstweilen die territorialen und dynastischen Grenzen, die sie als Philister doch bald wieder sehr beherzigen mußten — und an die Stelle des Christenthums setzten sie den Cultus einer sich selbst heräuchernden Nationalitätsidee. Was sie von den Mitgliedern der Landesmannschaften vortheilhaft unterschied, war, daß sie in ihrer Haltung gegenüber dem weiblichen Geschlechte mehr als jene auf Sittenreinheit hielten. Die überschwänglichen Commerzlieder aus jener Zeit — von Körner, Follenius und E. M. Arndt u. s. w. — beglückten Herz und Ohren umso mehr, als in manche derselben nicht so leicht Sinn und Verstand zu bringen war, wie z. B.:

„Kennst du den Herman, kennst du den Retter,
Kennst du die Schützen von Schweiz und Tirol,
Hofer und Tell und das feurige Wetter,
Luther den Pfaffen-Elias du wohl?
Und ihn, der einst im Kranz der Dörner
Scheidend noch in die Harfe sang?
Auf dann stieg er im Jubel der Hörner,
Über den Eichen erzählet von Körner
Deutschlands muthige Burschenschaft,
Stolz wallende Kraft!

(Salvo errore nach fast 60 Jahren.)

E. M. Arndt's berühmtes völkerrechtswidriges Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland“ sollte für mich bald — wo nicht eine Krisis — doch ein Criterium bedeuten. Denn ein glückliches Jahr war in Heidelberg kaum vergangen, als ich durch ein väterliches Schreiben abberufen wurde von der theoretischen zur praktischen Probe auf die Tragweite meines Nationalitäts- und Vaterlandsbegriffes, zu einer ganz persönlichen Lösung eines Problems —

nicht allzu deutschen Ruhme der Dranier, oder noch ausschließlicher ihren eigenen republikanischen Staatsmännern und Seehelden. Im Uebrigen bekamen wir vor dem nüchternen, aber bei näherer Bekanntschaft zuverlässigen holländischen Charakter alle Achtung! Wir durften noch froh sein, wenn die holländische Studentenwelt von ihrem exclusiven Standpunkt uns nicht Aehnliches nachredete oder zusag, wie Béranger den Engländern, als diese 1815 zuerst wieder nach Paris kamen:

Quoique leurs chapeaux soient bien laids
 God dam! moi j'aime les Anglais!
 Ils ont un si bon caractère;
 Et que leurs plaisirs sont de bon goût!
 Non, chez nous point, point de ces coups de poings
 Qui font tant d'honneur à l'Angleterre.

Das nationale Lehrjahr in Utrecht war bald herum und war uns beiden Brüdern wohl vielfach nützlich: aber, da uns doch noch manches Wissenswürdige nach deutschen Begriffen fehlte, so waren wir nicht wenig erfreut, als uns die väterliche Einsicht und Güte erlaubte, unsere Studien in Göttingen zu vervollständigen. Mein Bruder M. hätte wirklich zu den Holländern besser gepaßt als ich; aber er war für den Dienst im Herzogthum Nassau bestimmt und ich allein, der ich für die Niederlande bestimmt war, hatte keine Wahl, ob ich noch einmal wieder singen dürfte: „Mein Vaterland muß größer sein“, oder mit Gleichmuth darauf verzichten, und dankbar für den väterlichen Marschbefehl, zur besseren Vorschule im Französischen mich nach Paris begeben und für mein Schicksal vorbereiten. Da ich mir bewußt war, nicht zum Rentier geboren zu sein, ließ ich also dies Schicksal walten und suchte nur zuweilen — auf dem Strom der Tagesereignisse schwimmend, demselben aus eigenem Antrieb etwas nachzuhelfen. Ich will deshalb nachträglich nicht verschweigen, daß ich als Utrechter Student doch schon den Muth hatte, mich unter einem unbedeutenden Vorwand dem König Wilhelm I. in Haag bei einer Audienz vorzustellen und ihn holländisch anzusprechen, was er sichtlich gut aufnahm. Er fragte mich auch ganz gnädig, zu welchem Dienst ich wohl Lust hätte? „Zu jedem,“ antwortete ich etwas unüberlegt, und noch unüberlegter fügte ich bei: „Ich ginge auch gerne nach Griechenland mit dem Prinzen Friedrich (dem zweiten Sohne des Königs, der damals zu den Candidaten für den griechischen Thron gezählt wurde), worauf der König lächelnd erwiderte: „Fragen Sie einmal den Papa.“ Er dachte natürlich auch: „Nur keinen Roman!“ Eine solche Phantasterei war nicht nach seinem Sinn, und ich war später froh, als er sich deren nicht zu erinnern schien. Es war damals kurz nach der Schlacht von Navarin, der deutsche

General ihnen die Honeurs machte. Als Herzog Bernhard, der mit seiner Riesengestalt auch ein Riesengebüchtniß verband, bei jeder Festung die einzelnen Belagerungen, die sie ausgehalten, die Feldherren, die sie angegriffen und vertheidigt haben, aufzählte, war der gelehrte General über den gelehrten Prinzen so in Bewunderung, daß er ihm sofort ein druckfertiges Werk über Festungsbauten widmete, und dieser tapfere Herr ahnte auch nicht, daß ich ein und ein halbes Jahr später sein Ordonnanzofficier sein würde.

Soweit sind wir jedoch noch nicht. Noch war ich als Volontär der niederländischen Gesandtschaft in der Lehre bei dem ersten Legationsrath, Ritter von Fabricius, der zugleich herzoglich nassauischer Geschäftsträger war. Dieser war Meister und Autorität in schwierigen diplomatischen Dingen zweiter Ordnung, wie z. B. Titel, Orden und dergl. Als im Spätsommer das Ministerium des Prince de Polignac ans Ruder kam, wurde er sogleich von anderen Collegen consultirt, wie man den Ministerpräsidenten schriftlich anzureden habe: Monseigneur, Monsieur le Prince, mon Prince oder Prince? Sein maßgebender Spruch lautete: „Prince“, tout court! Unter den Fragenden war auch ein uralter kleiner deutscher Diplomat, ein sehr achtbarer Charakter, der auch schon zur napoleonischen Zeit in Paris gelebt hatte, nur nicht als accreditirter Ministerresident. Als er in letzter Eigenschaft vor König Ludwig XVIII. erschien, war die erste Unterredung folgende: König: Il n'y a pas long-temps que vous êtes à Paris? Diplomat: „Sire, il y a vingt ans. König: O, alors il n'y a plus rien de nouveau pour vous? Diplomat: Sire, rien que les Tuileries, c'est la première fois que j'y mets le pied.“ Diese Antwort nun machte auf den so gescheidten König einen äußerst günstigen ersten Eindruck, als wenn der brave Mann aus Gefinnungstüchtigkeit die Tuileries nicht habe betreten wollen! Er blieb aber deshalb unwillkürlich in besonderer Gunst bis zu des Königs Ende. Er war übrigens auch nichts weniger als ein feiner Schmeichler. Als er an jenem Tage sich auch bei uns Rath's erholte, warf er Hut und Stock auf den Tisch und fluchte wie ein Saporoger Kosak über seinen Hof: „Die wollen da immer was Neues von mir hören aus Paris, ich weiß nicht Alles was; wo ich ihnen doch alle Tage die Blätter schicke! Glauben die denn, ich alter Mann könnte die Trottoirs auf und ablaufen und Neuigkeiten aufreiben? Dafür sind ja doch extra die verdammten Journal-schreiber da!“ Ich glaubte, diese Nationalglosse sei doch nicht zu verachten.

Doch ich eile zum Abschied von Paris. Am 4. November 1829 konnte ich noch der letzten fête de St. Charles bei Hofe bewohnen, wobei der König im großen Ornat vor dem diplomatischen Corps eine Anrede des päpstlichen Nuntius Lambruschini mit einer würdevollen Rede vom Throne herab erwiderte und der Oberstkämmerer Talleyrand in Gala, wegen seines

Beide letztere Arten der Nationalität, die der Race und die der Sprache sind übrigens doch nicht so stark, daß sie nicht durch andere Interessen, durch Leidenschaften und Nothlagen überwunden, oder durch die positive Staatsgesetzgebung und deren Schutz, geordnet werden könnten. Was insbesondere Mißbräuche der Race-Nationalität angeht — sei es von Seite einer überwiegenden Majorität gegen eine geschützte Minorität — sei es von Seite der Minorität durch schädliche Fiktionen, so lassen sich solche nur im ersten Falle durch die Weisheit der Verwaltung — im letzteren Falle durch Tact und Bescheidenheit der zu schützenden verhüten. — Belgien und die Schweiz sind Beweise dafür, daß Race- und Sprach-Nationalitäten verschiedener Art kein Hinderniß sind, sich in einem und demselben Staatswesen zusammen zu vertragen.

„Der Begriff Reich verträgt große Verschiedenheiten von Völkerelementen und Staatsformen. Dem alten Deutschen Reich hat es großen Schaden gethan, daß die Staats-Schulmeister mit ihrem krankhaften Hang zu Abstractionen bald das Reich selbst, bald die einzelnen Landeshoheiten in ihre künstlichen Schablonen von Rechtsstaat und Culturstaat hinein gezwängt haben.“

Soweit die Fragmente aus meiner Jugend.

Im Ganzen hatte ich keinen Grund unzufrieden zu sein mit Bonn, und die Facultät schlug mich auch einmal zum außerordentlichen Professor vor. Aber Ende 1837 war ein Ereigniß eingetreten, bei welchem es politisch unvermeidlich wurde, Farbe zu bekennen: es war die Gefangennahme des Erzbischofes Clemens August von Cöln, der Anfang des ersten Culturkampfes und mit Böhmer nahm ich als Privatmann für ihn und für das katholische Volk Partei. Darüber hatte ich von dem Curator der Universität, Hofrath v. Keshues, der ein Hauptanstifter war, privatim zu vernehmen, für solche Gesinnung sei in Preußen — selbst im Lehrfach — „keine Aussicht auf Beförderung“. Ueber diesen Streit hatte mein Vater aus persönlicher Friedensliebe eine Flugschrift, „Ansprache an die deutsche Nation“, geschrieben, die freilich wesentlich gegen den Erzbischof war, die er aber auch meinem verehrten Böhmer schickte. Hierauf erhielt er vom Letzteren folgende Erwiderung: „April 1838. Euer Excellenz danke ich verbindlichst für die gütige Sendung. Ich aber halte es mit dem Erzbischof, mit der Selbstständigkeit der Kirche und mit den katholischen Rheinländern und Westphalen, unter Anderem wegen der Grausamkeit, womit die preußische Regierung auch meine Glaubensgenossen, die Lutheraner in Schlesien, verfolgt. B.“ Diese Erwiderung schickte mir mein großartig gütiger Vater mit den Worten: „Die ist mehr für Dich, als für mich.“ Meine Farbe war genommen und bekannt, obgleich ich als Protestant noch fünf Jahre brauchte, bis ich wirklich katholisch dachte und mich bekannte.

gnädig für mich, habe aber gut rathen! Der Name Gagern sei jetzt wohl bei keiner deutschen Regierung eine Empfehlung und ich hätte auch nirgends einen Anspruch. Ich hielt die Verhandlung schon für beendet, als ich aus Brüssel die Nachricht erhielt, Seine Majestät habe die Sache zur eigenen gemacht und bei Seiner kaiserlichen Majestät von Oesterreich für mich gebeten. Es dauerte nun nicht acht Tage, bis ich aus dem Ministerium des Aeußern die Einladung des Grafen Buol erhielt, mich in Wien vorzustellen und Näheres zu vernehmen. Meine Ueberraschung und meine Dankbarkeit waren nicht gering; sie wurden erneuert und um so lebhafter, als ich in kurzer Frist meine Ernennung in das Ministerium des Aeußern erhielt.

In dem jüngst verflossenen Zeitraum von sechsunddreißig Jahren liegen welthistorische Ereignisse beschlossen.

In der kurzen Zeitspanne, da mein Bruder Heinrich eine Macht war, da die am lautesten sich hörbar machenden Stimmen aus der deutschen Nation von ihm einen Orakelspruch, oder, wie es hieß, „Die Lösung“ — und zwar in Gestalt eines Programmes (giltig für Großmächte!), zu hören begehrten, da war sein letzter Vorschlag: „Eine ewige Union zwischen Oesterreich mit allen seinen Königreichen und Ländern einerseits, und dem übrigen Deutschland mit preussischer Spitze anderseits.“ Dieses Auskunfts-mittel ist heute als Allianzideal eine Wirklichkeit.

Meine einseitigen Glossen, Aphorismen und Anekdoten mögen hiermit erschöpft sein. Aber meine ernstesten Wünsche gehen dahin, daß hüben innere nationale Zänkereien, drüben innere religiöse Principien-zwiste versöhnlich und allmählig zu ehrlichem und rechtskräftigem Ausgleich gedeihen, daß dann ein ewiger Frieden — auf der Freundschaft beider Reiche beruhend — herrschen und beide gemeinsam die Herstellung christlicher Socialordnung unternehmen möchten. Es wird an uns dann der tacitische Fluch des Auslandes nicht weiter in Erfüllung gehen können: „Maneat, quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui.“ Wir wollen ferner unserem Kaiser Franz Josef mit den Worten danken, die der älteste deutsche Dichter Otfried vor tausend Jahren seinem König des „Ostarrichi“ Ludwig dem Deutschen widmete: Nu niazen wir thia guoti, joh fridosamo ziti, sinas selbes werkon! (Nun freuen wir uns der guten und fried samen Zeiten, seiner selbst eige nen Werke.)

Im Parke zu Motritz, in Prain.



Gedichte

von

A. G. Ritter v. Reitzen.

Aisthen.

Schule des Lebens.

Älter wurde der Greis, gedrillt in der Schule des Lebens,
Aber noch immer nicht klug, ach! und gar weise — wer wird's?

Am Strome.

Rauschen am Ufer des Stroms vorüber die Wellen, so denke
Daß im Leben an dir Alles vorüber auch rauscht.

Lebensbeschwerde.

Nimm auf die Schulter getrost die Last, die im Leben dir zufiel;
Der sie dir auf lud, weiß, was du zu tragen vermagst.

Genüge.

Trägt gleich Male von Wunden des Menschen Herz; wenn es je nur
War und hatte beglückt, sei's ihm Gewinnes genug.

Der Engel.

Was ist hier vorgestellt im Kopfe mit Flügeln? — „Ein Engel.“
O mit nichts; dazu mangelt das Beste — das Herz.

Die Liebe.

Groß ist des Menschen Geist und groß ist, was er vollbringt auch;
Aber die Liebe allein stirbt für die Thren am Kreuz.

Exorcist.

Möge der Exorcist der Finsterniß Geister bezwingen;
Aber jene des Lichts wird er besiegen doch nie.

Friedens-Sehnsucht.

Mein Schifflein! so wage
 Die Fahrt denn, und trage
 Mich fern auf das einsamste Eiland im Meer',
 Wo blau nur noch Wellen und Himmel umher;
 Wo weit von den Menschen, von Lärm und von Streit
 Nur Stille noch waltet, und Frieden gedeiht.

„O lasse die Klage,
 Was Gott schickt, ertrage!
 Und stöbst du in Fernen der fernesten Zonen,
 Und stöbst du zu Sternen, wo Engel nur wohnen,
 Du fändest auch dort nicht, was hier du gesucht,
 Nähmst nicht schon im Herzen du's mit auf die Flucht.“

Der Schuhflicker.

Eine Gasteiner Sage.

„Sagt uns, Mädchen, wie nennt ihr, benachbart eurer Hütte,
 Dort den seltsamen Büchel aus Felsbruchstücken des Gamskar's?“
 Diesen? — erwiderte scheu die eine Sennerin lächelnd, —
 Schuhflicker wird er genannt. „Welch drolliger Name! Erzählt doch,“
 Rief ich, „ihr schmucken Dirnen, die Sage, die sicher daran hangt.“
 Aber es wechselten Beide verlegene Blicke, sie stießen
 Sich mit den Ellenbogen und drängten einander zur Antwort,
 Die zu geben doch jede der leis Erröthenden säumte.
 Viele der Jahre sind's, — begann am Ende die Aelt're, —
 Daß ein Kuchnecht einst, am Leibe die lobene Fackel,
 Raum noch ein Werktagsgleid, mit aufgeschlagenen Ärmeln
 Dort des Sonntags früh auf dem Wasen saß, sich die Schuhe,
 Die ihm die Woche zerriß, ausbessernd mit Ahl' und Pechdraht.
 Doch jetzt hallte Geläut' mit feierlich mahnenden Klängen
 Aus dem Thale herauf, und entbot die Gemeinde zum Hochamt.
 Und die Sennerin schleunig, den schwarzen, glänzenden Strohhut
 Schief in die Stirne gerückt und Alpenrosen im Nieder,
 Sperrte die Hüttenthür und rief: Auf jezo zum Kirchgang!
 Aber es brummte der Knecht: „Ei was! ich habe zu flüden.
 Weber der Pfarrer noch sein Kaplan wird für mich es verrichten.“
 Sagt's und wendet den Schuh und picht vom Neuen das Hanfgarn.
 Und so schreitet die Sennerin denn allein den Gebirgspfad
 Hurtig hinunter und eilt zur Kirche. Dort hört sie mit Andacht
 Predigt und Messe, besucht zunächst an dem Thore des Friedhofs
 Noch das Grab der Mutter und wandelt in frommen Gedanken
 Wald und Wiese hinauf dann wieder zur Alpe. Da trifft sie
 Noch in der grauen, zerlotterten Toppe den Knecht, wo beim Schuh' er
 Morgens verblieb, als zur Gottesverehrung riefen die Gloden.

Und sie geht in die Hütte, verwahrt in der blumenbemalten
 Truhe das Feiervergewand, melkt Küh' und Geißen, erweckt dann
 Feuer am Herd, und setzt Milchtopf und Pfanne zur Kohlgut.
 Laut dann ruft sie zum Knecht' aus der rauchenden Thüre hinüber:
 „Komm! die Supp' ist bereit, goldfärbig brodelt das Schmalzmuß.“
 Doch der regt kein Glied, und bleibt am Hügelein sitzen,
 Sprang er in Hast gleich sonst herbei, wenn es hieß: Zu der Mahlzeit!
 Eiligen Schrittes darum geht näher die sorgliche Dirne,
 Auszuforschen, was etwa die Zögerung heute verursacht,
 Ob der Schlaf ihn befallen, ob gar ein plötzliches Uebel.
 Und sie faßt an der Schulter den Stummen, aus seiner Betäubung
 Aufzurütteln ihn jeht; doch nicht vermag es die Starke.
 Ganz erfolglos sinkt ihr, vom eifrigen Hilfsbestreben
 Seltjam kalt, die Hand an dem Regungslosen herunter.
 Und sie erschrickt, sieht nach, und wäre bald selbst versteinert;
 Hockt der Knecht doch starr, in Granit verwandelt, vor ihr da. —
 Todtbleich, voll Entsetzen, entflieht sie, läuft vom Gebirge
 Zitternd in's Thal hinunter, und meldet dem Bauer das Schreckniß.
 Aber der Schußflicker sitzt noch heutigen Tags auf dem Gamskar. —
 Lacht nur, Ihr Herr'n! Warum dann habt Ihr gefragt? Das Gestein dort
 Ist er fürwahr, das graue, verwitterte, das dort geschichtet,
 Wüßt aufragt; denn der Blitz hat längst zerichmettert das Männlein,
 Das noch in ganzer Gestalt gesehen der Ahn und der Urahn.
 „Und befürchtet ihr Mädchen denn nicht, daß bei nächtlicher Weile,
 Wenn der Halbmond sich im letzten Viertel verkümmert,
 Einst der steinerne Burche sein Gliedergetrümmer sich aufrafft,
 Her zu der Hütte stapft und polternd fordert den Einlaß?“
 Nein, das fürchten wir nicht. Wir sind zwei tapfere Dirnen
 Und die Gasser von Stein wie jene von Fleisch und Gebeinen
 Zagen wir Lachende flugs mit der Wasserpfanne vom Fenster.
 „Den dort jedoch“ — veriekt' ich, — „den solltet ihr weislich in Ehren
 Halten; vielleicht, wenn ihr abends ein Paar durchlöcherter Schühlein
 Hinstellt, daß ihr nett gestickt am Morgen sie antrefft.“
 Und es lachen die Dirnen, gewandt entgegnet die Aelt're:
 Kümmer jezt sticht er Schuhe; vielmehr, wenn verlorene Geißen
 Wir um ihn her suchen auf Felsen und scharfem Gerölle,
 Reißt er die neuen durch, und fragt gar nicht um Erlaubniß.



Hofadels gegen den genialen Emporkömmling. Dazu das Gefühl des inneren Unbehagens, wenn unter der Wucht der Staatsgeschäfte und des zerstreuen Hoflebens die Träume seiner dichterischen Phantasie in den Tiefen seiner Seele verlangend nach Leben und Gestaltung pochten. Dazu der Gegensatz des aufschäumenden Dichterherzens mit den Forderungen des Hof- und Staatsmannes. „Staatsfachen,“ schreibt er, „sollte der Mensch, der drein versezt ist, sich ganz widmen, und ich möchte doch vieles Andere auch nicht fallen lassen.“ (Brief II, S. 177.) Was Tasso erlebte, was ihn im Leid und Jubel bewegte, hatte Goethe innerlich und zum Theile auch äußerlich in Weimar erfahren: Die Gunst der Frauen und des Herzogs, und die Gleichgiltigkeit der Welt- und Hofleute; die Kälte gegen den Menschen bei aller Wärme für die Leistungen des Dichters, und hinwiederum die schwärmerische Verehrung des Menschen neben der entschiedensten Gleichgiltigkeit gegen seine Schöpfungen; die wechselnden Wallungen eines Dichterherzens und die festen unverrückbaren Formen des Hoflebens. Auch die verzehrende Leidenschaft Tasso's für die Prinzessin Eleonore fand einen gewaltigen Wiederhall in den Erlebnissen seines eigenen Herzens. Nicht als ob wir seine Aeußerung in einem Briefe aus Italien, daß er um Tasso vollenden zu können, sich in eine Prinzessin verlieben müsse, ernst zu nehmen hätten, oder mit Anderen so weit gehen müßten, in Tasso's Leidenschaft nur den poetischen Ausdruck einer Liebe Goethe's zur Herzogin Luise in Weimar erblicken zu wollen. Zweifellos mag die stille, etwas kalte Hoheit der Herzogin Luise seiner Prinzessin in Tasso einige Züge geliefert haben, aber die Frau, welche Goethe damals leidenschaftlich liebte, und deren Zauber sein Leben verklärte und vertiefte, stand an wirklichem Seelenadel und Bornehmheit der äußeren Erscheinung hoch genug, um nach ihrem Bilde eine Eleonora d'Este zu idealisiren. Goethe's Briefe an Charlotte v. Stein aus jenen Jahren lassen keinen Zweifel darüber, daß sie die eigentliche Muse seiner Dichtung ist, daß er in seinen damaligen zwischen hochgehender Erregung und schmerzlicher Entsagung hin und her wogenden Empfindungen die rechte Stimmung für seinen Tasso fand. „Am Tasso habe ich geschrieben,“ meldet er ihr (19. IV. 1781). „Da Sie sich Alles zueignen wollen, was Tasso sagt, hab' ich heute schon so viel an Sie geschrieben, daß ich nicht weiter und nicht darüber schreiben kann“ (19. April 1781). Und drei Tage später: „Diesen Morgen ward mir's so wohl, daß mich ein Regen zum Tasso weckte. Als Anrufung an Dich ist gewiß gut, was ich geschrieben habe.“ Und was wir in Goethe's Briefen aus jenen Tagen über den läuternden Einfluß lesen, welchen das Wesen dieser seltenen Frau auf sein unstätes Dichtergemüth ausübte, ist dem Sinne nach fast gleich mit den herrlichen Worten, die Tasso im zweiten Acte zur Prinzessin spricht:

schleubert, trifft wie ein scharfer Pfeil, so daß Tasso ihn mit Recht des Neides beschuldigen darf.

. Verschwende nicht
Die Pfeile Deiner Augen, Deiner Zunge,
Du richtest sie vergebens nach dem Kranze,
Dem unverwelklichen, auf meinem Haupt.
Sei erst so groß, mir ihn nicht zu beneiden!

Mit heißendem Spotte spricht Antonio von den Kränzen, „die man sich beim Spazierengehen holt,“ mit nicht zu verkennender Spitze gegen Tasso klingt seine Verherrlichung des Dichters Ariosto, spricht seine Verachtung gegen den müßigen Träumer Tasso und ein leiser Tadel gegen die Gunst des Herzogs, der im Belohnen unmäßig ist, sich in der Schilderung der Eigenschaften des Papstes aus:

Er ehrt die Wissenschaft, sofern sie nützt . . .
In seiner Nähe darf nichts müßig sein!
Was gelten soll, muß wirken und muß dienen.

Ist dieser kalte neidische Hölfling, der dem jugendlichen Dichter den ganzen Sarkasmus seiner überlegenen Weltanschauung fühlen läßt, wirklich eins mit dem Antonio der spätern Acte, dem edlen warmfühlenden Manne, der dem innerlich haltlosen Dichter freundlich die Hand zum Bunde bietet und in welchem Tasso zuletzt den starken Fels erblickt, an dem er im Schiffbruch seiner stolzen Träume und Hoffnungen sich um Rettung anklammert? Es klingt fast wie eine Selbstanklage Goethe's, wenn er in der vierten Scene des dritten Actes die erstaunte Leonore dem in seinen Gefinnungen gegen Tasso völlig veränderten Manne zurufen läßt:

So ohne Leidenschaft, so unparteiisch
Glaubt' ich Dich nicht. Du hast Dich schnell bekehrt.

Es muß jedoch bemerkt werden, daß diese Verschiedenheit der Charakterzeichnung, worin noch die Spuren jener früher erwähnten zweifachen Bearbeitung der Dichtung erkennbar sind, und auf welche schon Hermann Hettner hingewiesen hat, beim Eindruck des Ganzen keineswegs so auffällig hervortritt, wie sie eben angedeutet wurde. Viel weniger beim Lesen, wo vor dem Wohlklang der Verse und der Fülle und Pracht der Gedanken das Bild der dargestellten Persönlichkeiten in den Hintergrund rückt, als vielmehr in der scenischen Aufführung, bei dem Bestreben des Schauspielers, die dargestellte Person zu einem einheitlichen und in sich geschlossenen Charakterbilde zu gestalten.

Wohl ist sie schön die Welt! In ihrer Weite
 Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
 Ach, daß es immer nur um einen Schritt
 Von uns sich zu entfernen scheint,
 Und unsere bange Sehnsucht durch das Leben
 Auch, Schritt vor Schritt, bis nach dem Grabe lockt!
 So selten ist es, daß die Menschen finden,
 Was ihnen doch bestimmt gewesen schien,
 So selten, daß sie das erhalten, was
 Auch einmal die beglückte Hand ergriff!

.....
 Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
 Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.

So lange Tasso seine tiefe Leidenschaft nur „bescheiden dem holden Liebe anvertraut,“ so lange die herrliche Erscheinung der Prinzessin nur den Gestalten seiner Dichtung Leben und Wärme einhaucht; so lange ist seine Liebe nur eine seelige Märchenwelt, in welcher er träumend sich unbehindert ergehen kann. Aber von dem Augenblicke an, wo der Mann erleben will, was der Dichter er träumt, steht auch schon die rauhe, schroffe Wirklichkeit vor ihm, die keine Märchen kennt, der starre Fels, an welchem die Woge des hochgehenden Herzens ohnmächtig zurückschlägt, und am öden Klippenstrand singt das alte menschliche Trauerlied von dem, was nie geschah und nie geschieht.

Das schauernde „Hinweg!“ welches die Prinzessin dem von Leidenschaft berauschten Tasso zuruft, ist der Sturm, vor dem alle Blüthen seines Herzens weht zu Boden fallen, ist der Mahnruf der Wirklichkeit, der dem in Träumen befangenen Dichter plötzlich die Welt zeigt, wie sie ist und sein muß und ihn zurückläßt einsam und innerlich gebrochen.

Aber nicht ihm allein gilt dieses verhängnißvolle Wort der Prinzessin; es gibt auch ihrem eigenen Dasein den Todesstoß. Er, den sie schauernd und für immer zurückstoßen muß, er war es ja allein, der ihrem Dasein Werth gab, den ihr Gemüth beim ersten Anblick ergriff und ewig halten wollte:

Ich muß' ihn ehren, darum liebt ich ihn,
 Ich muß' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
 Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.

Kann sie sich ja kaum in den Gedanken finden, Tasso nur auf kurze Zeit der Fürsorge ihrer Freundin zu überlassen:

nach seinem eigenen Ausdrucke oft der unbewußten Thätigkeit eines Nachwandler's gleichsam, mehr als je die Regel, daß in einem wahren Kunstwerke immer mehr liegt, als der Schöpfer bewußt hineingelegt hat; denn erstlich können der mitarbeitenden Phantasie des Lesers nicht die Flügel gebunden werden, um nicht über die Grenzen der Dichtung schweifend den unglücklichen Tasso in Wahnsinn und Tod zu erschauen, und an das frühzeitige Siechthum der historischen Eleonore d'Este zu denken, welches sie bekanntlich ein Jahr nach Tasso's Enterbung zu Grabe führte; anderseits aber sind Tasso und die Prinzessin so gezeichnet, und ihre gegenseitigen Gefühle mit solcher Gewalt bis in ihre tiefsten Wurzel bloß gelegt, daß ihre gewaltsame Trennung am Schlusse des Stückes in dem Zuschauer nur das erschütternde Bewußtsein zurücklassen kann: Hier sind zwei Menschenleben unwiderruflich und für immer gebrochen!

Wenn jedoch das bisher Gesagte zum Verständniß der Dichtung wesentlich ist, und die tragische Wirkung derselben zugestanden wird, so kann die weitere Frage als rein müßig hingestellt werden, ob Goethe's Tasso mit seinem Mangel an bedeutender äußerer Handlung und an handgreiflichem Abschluß wirklich eine Tragödie im schulgemäßen Sinne dieses Wortes genannt werden darf und ob darin die herkömmlichen Merkmale von Schuld und Sühne nachgewiesen werden können. Der künstlerische Geist ist ein ewiger Rebelle gegen jede absolute Feststellung einer Grenze; er setzt sich selbst seine Grenze und sein Gesetz. Die streng geschiedenen Formen der verschiedenen Dichtungsgattungen, mit denen die Aesthetik sich ängstlich herumquält, beruhen doch nur zu oft auf rein äußerlichen Merkmalen und nehmen eigen gearteten poetischen Individuen, welche die Laune des selbstbewußten Dichters hervorbringt, darum nichts von ihrer Existenzberechtigung. Eine solche poetische Spielart ist auch unsere Dichtung, ein dramatisches Gedicht, wenn wir es so nennen wollen, welchem eben der Geist Goethe's sein unverkennbares Siegel aufgedrückt, und von dem jederzeit die größten dramatischen Wirkungen dort ausgehen werden, wo es, wie Wilhelm Scherer sagt „Schauspieler gibt, die alle Macht sanfter Schmerzen zu offenbaren wissen, welche in diesen edlen Worten geborgen ist, und wo es ein Publikum gibt, in dessen Herzen alle die schmelzenden Töne Widerhall finden, die Goethe hier seiner Leier entlockte.“ Dann gilt die Aufführung des Tasso auch heute noch als ein weisevoller Festabend, dann hat man das Gefühl wie auf hohen Berggipfeln, von welchen man eine weite Umschau genießt, und in deren reiner Luft man von den Plagen des Daseins gesundet.

Mit der Schöpfung des Tasso hat Goethe seine Schuld an Italien abgestattet. Allerdings ist der hier geschilderte Hof von Ferrara nur ein

hin- und hergetrieben, nach den ewigen Sternen schaut, um seinen Weg zu finden: so müssen auch wir in der hochgehenden Fluth der Tagesliteratur die unsern Geschmack zu beirren droht, manchmal aufblicken zu unsern leuchtenden Dichtergrößen, damit uns Sinn und Verständniß für wahre Dichtung und bleibende Schönheit nicht abhanden kommen. Denn die schwankenden Altäre, welche die Mode oder die Reclame vorübergehenden Größen baut, verschwinden bald, wie Kometen, die einige Zeit lang das Bild des Himmels beherrschen und die Welt in Aufregung setzen. Aber wenn sie lange vom Himmel gesunken sind, rufen uns die alten hohen Gestirne wieder zu, in gleicher Helle und mit eigenem, ewigem Lichte!

In excelsis.

Von

Johannes Nordmann.

1.

Der Kirchturm ist ein Fingerzeig zum Himmel;
Von seiner Spitze leh die Welt Dir an,
Der Menschen Treiben, ihr Ameisengewimmel.

Erscheint auf diejer Warte klein, was sie gethan,
Wie wird sich erst gering, erbärmlich zeigen,
Nimmst Du zur Aussicht einen Berg hinan.

Hier ist, was ringsum Du erblickst, Dein Eigen
Im Gerste, unbetritten Dein Besiz,
Und alle eiteln kleinen Wünsche ichweigen.

Der Felsenknauf ist dort Dein Herrichersiz:
Willst etwa Deine Macht Du offenbaren
Und niederichlender auf die Welt den Blick?

Du willst nicht, willst Dich baden in der Klaren,
Glücklich werden in der Morgenluft,
Wie es die Vogel, die am Wege laugen, waren;

Du wirst auch, wenn Dich eine Sendung ruft,
Wohl nicht wie Moies die Geiege tragen
Zu Thal, doch einen Bluthenstrauß voll Duft.

Und wirst, sag doch die Landschaft aufgeschlagen
Vor Deinen Blicken als ein Zagenbuch,
Die Antwort weigern nicht auf viele Fragen.

2.

Die Lerche, die sich aufschwingt aus der Scholle
Und trunken sich im Liederwohl laut wiegt,
Erzählt Euch Märchen viel und wundervolle.

Was Du erstiegen mühsam nicht, erstiegt
Sie leicht, ein Federball, geschneelt vom Bogen,
Der wie ein Klangstrahl in dem Aether liegt.

Raum sichtbar in der Höh', die sie erflogen,
Ist kaum vernehmlich mehr ihr Liedergruß;
Tief unten dampft das Thal, die Aehren wogen.

Die Seligkeit, die sich der müde Fuß
Ergangen, ist vergleichbar nicht den Sonnen,
Die eine Lachenbrust erfüllen muß.

Und Alles, was erdacht Du und eronnen,
Wie gleiche es der Jubelseligkeit,
In die sie in excelsis eingesponnen.

Sie schwebt im Zauberreich, wo Raum und Zeit
Den freien Zug beirren nicht als Schranken,
Wohin der Flug sich lenket weit und breit.

Wie eine Perlenkette von Gedanken,
So wirbelt ab ihr Lied und stäubt herab
Wie Blüthen in dem Windhauch von den Ranten.

3.

Sie hob empor die Liebe und der Glaube
Den Adler aber, der noch höher schwebt,
Ihn trägt empor die grimme Lust am Raube.

Kein Wunder, daß vor seinem Anblick bebt,
Was unten streicht und fliegt, vor seinen Fängen
In scheuer Dagniß sich zu retten strebt.

Gleich einer Wolke siehst Du hoch ihn hängen,
Und ist sein schriller Pfiff ein Warnsignal,
Was fliegt und streicht aus seiner Bahn zu drängen.

Kein fester Punkt im Raum; mit einem Mal
Verschwindet er und fährt zur Erde nieder,
Zerfleischt die arme Beute seiner Wahl.

Allwo sein Horst, verstummen alle Lieder,
Da starrt der Fels und schäumt der Katarakt,
Vom Bergsturz liegen an dem Weg die Glieder.

Da ist die Einöb, die mit Schauern packt
Und Dich durchfröstelt, die selbst Wild'rer meiden,
Chaotisch wilde Einöb, schroff verzackt.

Des Adlers Flug ist wahrlich nicht zu neiden,
Da seinen Aufschwung lenkt allein der Raub,
Da froh er wird, wenn seine Opfer leiden.

4.

Von Pädalus, dem ersten Aeronauten
Erzählt die Mythe: der zerichmettert lag,
Nachdem sie hoch ihn in den Lüften schauten.

Auflebt die Mythe mit dem jungen Tag:
Wir sehen wieder in den Lüften schweben,
Die nicht ein schreckhaft Beispiel warnen mag.

Willst von der Mutter Erde Dich erheben?
Versuch's; Dein Fahrzeug wird der Stürme Spiel
Hoch oben, und im Freie sinkt Dein Leben.

Du wagst die Luftfahrt und verkennst ihr Ziel:
So wird das Steuer Dir den Dienst versagen,
Das lenken müßte Deines Schiffes Kiel.

Ein Blatt im Herbst wird es weit vertragen,
Und wenn es müd' zur Erde endlich wankt,
Ist es zerrissen und Du liegst zer schlagen.

So bist Du für Dein Wagniß schlimm bedankt,
Weil Deine Mutter Erde Du verlassen,
Die Dich mit ihren Armen hielt umrankt.

Was fest Dich hält mußt Du in Lieb' umfassen,
Sonst reißeß Du von Deinem Glück Dich los
Und suchst das Unheil auf verruf'nen Straßen.

5.

Auf allen Höhen lodern Feuerbrände,
So flammt die Kunde weit in's Land hinaus,
An der ein Jeder seine Freude fände.

Ein Gruß von Land zu Land, von Haus zu Haus,
So weit die Berge mit den Flammenzungen
Veredelt die Jubelbotschaft sprechen aus.

Die Alten hatten dienstbar sich gemacht, gezwungen,
Die Berge so, daß sich von Knaut zu Knaut
Ihr Ruf auf tausend Meilen fortgeschwungen.

Als Gruß, als Nothsignal im raschen Lauf!
Was heute Telegraphenbrähte bringen,
Das flammte einst in Feuerzeichen auf.

Die Botschaft lief auf diesen lichten Schwingen
In's Lager, zu dem Thron; das Ende war
Die Niederlage oder das Gelingen.

So wurde auf der Berge Hochaltar
Durch Opferbrände eine Siegeskunde
Und auch die Trauernachricht offenbar.

Sie ging im weiten Reich von Mund zu Munde;
Und heute macht ein Wort, gesprochen kaum,
Mit Blitzesschnelle durch die Welt die Runde.

6.

So frei beschwingter Flug, so hoch die Warte
Der Riesenberge: erst in's Weltall schaut
Der Astronom, vor sich die Sternenkarte.

Was auf sich vor den Forscherblicken baut,
Verliert sich weit in ungemess'ne Fernen,
In denen still die Urkraft schafft und braut.

Nach abertausend Jahren und von Sternen,
Die längst verglüht, gelangt zu uns der Strahl,
Dem Tode so das Leben abzulernen.

Wer zählt und mißt, was maßlos, ohne Zahl,
Sich aber eitel nennt mit stolzen Namen,
Zu lohnen so der Forschung langer Qual?

Aus welchem Saattuch fiel der Weltensamen?
Wo ist der Keimtrieb der ihn ausgereift,
Und wo der Schöpfung Ausgang und ihr Amen?

Mit solchen ungelösten Fragen streift
Der arme Mensch, was ewig bleibt versiegelt,
Weil er den Stoff nur, nie den Geist begreift.

Ein Pförtlein hat er mühsam aufgeriegelt,
Verschlossen blieb das Hauptthor in das All,
In dem sich sternenhell die Urkraft spiegelt.

7.

Wie schwach als Stab die Wissenschaft Dich stütze,
Du wagst Dich auf die Sternenwanderung
Und fragst nicht erst, ob sie dem Dasein nütze.

Von Stern zu Stern trägt Dich des Geistes Schwung;
 So weit das Teleskop zerreißt die Schleier
 Der Nebelwelten, trägt Dich noch ein Sprung.

Denk an Prometheus, denk an seinen Weier;
 Wie tief und weit Dich trug der freie Flug,
 Nunmehr wird lahm er, ist nicht mehr ein Freier.

Und Aöhlerglanbe wird und Lug und Trug,
 Willst Du dem Schöpfer auf die Hände schauen,
 Wie aus dem Nichts er Weltenfunken schlug.

Wie sich die Kinder Kartenhäuser bauen,
 So baust Du auf Dir eine Märchenwelt,
 Die standfest nicht verklammert ist, im Blauen.

Erfreue träumend Dich am Sternenzelt;
 Was einträgt Deine Forschung Dir, die kühne,
 Ist mehr nicht als vom Gerstentorn der Spelt.

Du selber bist ein Sandforn auf der Düne,
 Bald fortgeweht; vergessen ist Dein Spiel,
 Sobald Du abgetreten von der Bühne.

gerade in Karlsbad weilenden deutschen Herzoge zwei von demselben bei ihm bestellte Gemälde, Scenen aus der böhmischen Geschichte darstellend, zu überbringen, für die dem jungen aufstrebenden Künstler ein reiches Honorar in Aussicht gestellt worden war, welches er an diesem Tage empfangen sollte.

Ein ällicher Herr in diesem Gesellschaftskreise, von stattlicher Gestalt, mit hellen blauen Augen und äußerst freundlichen einnehmenden Gesichtszügen mischte sich jetzt auch in das Gespräch und machte die scherzhafte Bemerkung, daß er dem Ausgange dieses kleinen Krieges mit Spannung entgegen sehe: ob nämlich heute der Leier oder dem Pinsel mehr Gold zulächeln werde.

Nur der Nachbar dieses freundlichen Herrn, ein ihm an Jahren noch überragender Mann von edler Gestalt, mit einem ebenmäßigen Antlitz, dessen Züge dem Beobachter nicht wieder aus dem Gedächtnisse kamen, mit großen leuchtenden Augen, deren lebhafter Ausdruck eine seltene Tiefe der Empfindung, einen ungewöhnlichen Reichthum des Geistes erkennen ließen, mit einer hohen Stirne, deren Wölbung eine Kette wunderbarer Gedanken umfassen mochte, hatte bisher an der Unterhaltung nur wenig Antheil genommen.

Als er sich aber jetzt erhob, um mit seinem Freunde, dem stattlichen Herrn mit den einnehmenden Gesichtszügen, einen Rundgang durch die Alleen anzutreten, während Meister Herz und Lafont ihre Vorbereitungen zu ihrem in der Abendstunde im Curhaussaale stattfindenden Concerte treffen wollten und Fühlich in den Vormittagsstunden mit seinen Bildern zum Herzoge beschieden war, sagte er mit tiefer wohlklingender Stimme im scherzenden Tone: „Adieu, meine Herren, wir werden uns freuen, Sie heute Abends mit Schätzen beladen wiederzusehen; vielleicht kommt auch uns im Grünen ein guter Gedanke, um mit demselben eine reiche Golbernte zu erzielen.“

Nach diesen Worten stiegen die beiden Freunde die Marmortreppe hinab und mischten sich in das sich allmählig vergrößernde Gewimmel der Gurgäste, die nun, als sich die Sonne höher am Himmel emporhob, die kühlen schattigen Laubgänge aufsuchten, zwischen denen jetzt ein reges Leben zu herrschen begann, ähnlich dem Treiben auf dem Corso in Neapel und auf den Plätzen der Weltstadt Rom.

Die Rosenmädchen und Sprudelsteinverkäufer in Karlsbad machten nicht minder gute Geschäfte als die in Rom und Neapel heimischen Händler mit bunten Heiligenbildern, beinernen Rosenkränzen, die braunen Knaben mit ihren Süßfrüchten und die schwarzäugigen Mägdelein mit den Körben voll Orangen- und Myrtensträußchen, Camelien und Azaleen.

bleichen Lippen des alten Muschelverkäufers den Spaziergängern entgegenklang und zum Ohr und Herzen drang.

Er brauchte nicht nochmals zu flehen, der arme Alte! Schon griff der stattliche Herr mit dem freundlichen Antlitz, dessen Ohr gerne und schnell die Bitten der Armen vernahm, nach seiner Börse und reichte dem Invaliden einen blanken Thaler hin, ohne jedoch von der Waare des Alten etwas auszuwählen.

Der Muschelverkäufer starrte in freudiger Ueberraschung auf das funkelnde Silberstück, dann auf den gütigen Spender. „Herr,“ stammelte er, „wer seid Ihr, daß Ihr mich so reich beschenkt?“

Der Gefragte, der ein besonderes reges Mitgefühl für die tapferen alten Kämpfer des Vaterlandes hatte, welche er gar gerne mit doppeltem Almosen theilte, lächelte jetzt heiter. „Je nun“, entgegnete er freundlich, „man nennt mich Herr Graf und für einen Grafen ist diese Gabe doch nicht zu viel.“

Auch der Begleiter des Sprechers reichte dem armen Invaliden eine Gabe hin — es war ein Friedrichsd'or.

Der Invalide starrte das Goldstück mit leuchtenden Augen an. Seit früher Morgenstunde war er hier unter dem Schatten der Linde gestanden und hatte vergebens auf einen Käufer geharrt und plötzlich bligte jetzt Silber und Gold in seiner dürren Hand. — Wenn nun der „Herr Graf“ ihm ein Silberstück schenkte, dann mußte wohl, so dachte der schlichte Mann aus dem Volke, der Spender des Goldstückes noch ein Höherer, vielleicht gar ein Fürst sein.

Der „Herr Graf“ mochte die Gedanken des Alten errathen. „Der Fürst muß wohl den Grafen noch überbieten,“ sagte er lächelnd und wollte jetzt wieder an dem Greise vorüberschreiten.

Sein Begleiter aber blieb noch vor demselben stehen und betrachtete das gefurchte kummervolle Antlitz des armen Invaliden, dessen Züge etwas Gewinnendes hatten. Plötzlich fragte er: „Seit wann habt Ihr den Stelzfuß, Alter?“

„Im Jahre 1805 hat mir ein Franzmann bei Austerlitz eine Kugel in's Knie gejagt,“ entgegnete dieser.

„Hartes Schicksal!“ rief der Andere mit warmer Theilnahme, „ein Glied aus der Maschine des Körpers, einen Bestandtheil des eigenen Ich zu verlieren; ein solcher Verlust gleicht in der That dem Verluste eines Familiengliedes.“

„Auch dieses harte Loos habe ich erdulden müssen“, fiel der Alte mit einem tiefen Seufzer ein, „ich habe weder Weib noch Sohn mehr, nur die Tochter ist mir noch geblieben, die mit vier kleinen Kindern daheim in

rasch nach seinem Geldbeutel, um eine der Muscheln für einen Silberthaler zu gewinnen.

Ein Zweiter, ein Dritter, die des Weges kamen, blieben gleichfalls stehen, die Gruppe vergrößerte sich, ein Geflüster ging durch die Reihen, jeder kaufte und jeder bezahlte reichlich — es entstand ein förmliches Drängen nach den Muscheln und Sprudelsteinen. Endlich kam der Preußenkönig Friedrich Wilhelm selber heran und als er den Verkäufer gewahrte, ließ er sich von dem Vorgange berichten, gleich darauf durch die dichte Gruppe Bahn brechen und — der edle Monarch spendete eine wahrhaft königliche Gabe.

Da starrte der arme, nunmehr reich beglückte Invalide, wie von einem schönen Traume befangen, bald auf den zurückgeschlagenen Deckel des Binsentorbes, auf welchem bereits eine beträchtliche Anzahl Gold- und Silberstücke lag, bald auf seinen edlen Wohltäter. „Herr,“ stammelte er jetzt, seinem übertollen Herzen Luft machend, „spricht, wer seid Ihr, auf daß ich Euren Namen alltäglich in mein Gebet einschließe.“

Der Gefragte selbst fand jetzt nicht mehr Zeit, dem guten Alten Aufschluß zu geben; er wurde von den Vornehmsten, die da standen, umringt und mit Worten des größten Beifalles über seine edle Handlungsweise überschüttet; aber sein Begleiter, der „Herr Graf“ klärte den Alten hierüber beim Scheiden auf. „Ihr scheint gezweifelt zu haben,“ sagte er lächelnd, „als ich meinen Begleiter vorhin einen Fürsten nannte, je nun, allgemein nennt man ihn den Dichtersfürsten oder gar den Dichterkönig Wolfgang Goethe.“

Und so war es auch. Dieser edle Zug des unsterblichen Dichterkönigs Wolfgang Goethe beruht auf einer wahren, nur wenig bekannten Thatsache, welche sein damaliger Begleiter, der „Herr Graf“, der Familie der Erzählerin dieser kleinen Episode mittheilte. Der „Herr Graf“ war jedoch kein wirklicher Graf von Geburt und damals auch noch kein Edelmann, wohl aber ein wahrhaft edler Mann voll Hochherzigkeit und Menschenfreundlichkeit, der nachmalige Regierungsrath und Polizeidirector von Linz Adalbert Ritter v. Graf* war es, welcher sich während seiner Amtirung in Karlsbad des Umganges und der Freundschaft Goethe's erfreute.

Wie Graf weiter erzählte, gab es noch am Abende jenes Tages, an welchem sich diese kleine Episode zutrug, eine gemüthliche Unterhaltung auf der Terrasse des Curhauses, als Herz, Lafont und Führich sich ihrer an

* Adalbert Ritter v. Graf genoß bei der Dedication der Landeshauptstadt Linz eine so aufrichtige Verehrung, daß ihm nach seinem Ableben am 29. October 1847, später im April des Jahres der Bewegung 1848, auf dem Friedhofe zu Linz ein schönes Monument mit der Inschrift gesetzt wurde: „Dem Manne, der dem Geiste Achtung zu verschaffen verstand ohne Gewalt, haben Bürger von Linz dieses Monument errichtet.“

jenem Tage erzielten hohen Einnahme rühmten, welche jedoch von der Einnahme, die der Dichterkönig für den armen Invaliden erzielte, noch weit in den Schatten gestellt wurden.

Jenen hatten Lyra und Pinsel den reichen Lohn gegeben, dieser aber hatte durch seinen glücklichen Gedanken und sein edles Herz den Sieger errungen und dieser edle Herzenszug des großen Dichters ist gewiß nicht das kleinste Blatt in seinem reichen Lorbeertranze, sowie der Gedanke: einem Armen so werththätige und ausgiebige Hilfe zu bringen, sich gewiß den vielen großen Gedanken seiner erhabenen Dichterseele würdig anreicht.

Noch in späteren Jahren bewahrte Regierungsrath Graf als eine zarte Erinnerung an die erzählte Begebenheit, als ein kostbares Andenken an seinen Freund Goethe, eine jener zierlichen Muscheln, welche derselbe damals statt dem armen Invaliden den Kurgästen Karlsbads zum Verkaufe anbot und die Graf, da er sie aus der Hand des Dichterkönigs empfing, die Königsmuschel nannte.

Gedichte

VON

FRIß REMERMAYER.

Geständniß.

Ich wandle, ein träumender Ascet,
Des Lebens verschlungene Wege.
Wenn Du im Träumen strauchelst manchmal,
In Dich, mein Freund, die Schuld lege.

Das Leben ist zum Träumen nicht,
Es ist zum Handeln und Leben —
Die Weisheit, ich lese sie überall,
Doch mir ist sie nicht gegeben.

Ihr praktischen Leute! spottet nur nicht;
Ich breche mein eig'nes Genick,
Euch kümmert es nichts, ich werd' mich schon selbst
Abfinden mit dem Gescheh.

Gedenken.

Run ist es finster worden
Im großen Wolkenmeer,
Die ersten Kloden wirbeln
Geräuschlos hin und her.

Sie setzen sich an's Fenster
Und schauen zu mir herein,
Und finster ist's in der Stube,
Im Herzen haust die Pein.

Und geräuschlos ist's in der Stube,
Ich hör' meines Herzens Schlag,
Dazu der Wanduhr Ticken —
Das ist ein trauriger Tag!

Die Kloden weinen am Fenster
Und zerfließen in ihrem Schmerz,
Der Gram im Herzen dauert
Wie festes, ewiges Erz.

Und Licht wird's in den Wolken,
In der Stube bleibt die Nacht —
Ich hab' im Dein-Gedenken
Die Nacht durchweint, durchwacht.

Gespenster im Frühling.

„Die ich begraben habe,
Die stehen wieder auf?
Verruchte Nachtge'spenster,
Schleicht ihr heran zu Hauf'?

Das erste nennt sich Sehnjucht,
Das zweite nennt sich Wahn,
Das dritte nennt sich Hoffnung —
Ich hab' euch abgethan.

Lockt euch die Auferstehung
Im frühling'sduft'gen Rund?
Erschließt der Schwalbe Singen
Auch euren stummen Mund?

Ich banne euch, Gespenster,
In eure enge Gruft;
Für euch ist nicht geschaffen
Die gottdurchhauchte Luft.

Für euch ist nicht geschaffen
Der heit're Sonnenglanz,
Für euch ist nicht gewunden
Der Maien-Blumentranz.

Ihr dürft euch nicht mengen
In all' den bunten Schwarm,
Ihr seid die Ausgestoß'nen,
Für euch ist nur der Harm.

Ich banne euch, Gespenster!
Für euch ist nicht die Pracht,
Ihr müßet ruh'n und schlafen —
Hinab in eure Nacht!

Hinab, du bleiche Sehnjucht!
Hinab, du toller Wahn!
Hinab, du stolze Hoffnung! —
Ich hab' euch abgethan.

Ihr seid umsonst erstanden,
Gespenster, falsch und arg;
Ihr müßt euch schlafen legen,
Mein Herz ist euer Sarg.

's ist Zeit, daß ihr entschwebet;
Schon graut's und fräht der Hahn.“ —
Sehnjucht und Hoffnung weichen,
Zu Grabe geht der Wahn.

Denk Deiner Pflicht.

Wenn Dich ein schweres Leid bedrängt
Und Du glaubst, Du müßest verzagen:
Denk Deiner Pflicht,
Und Alles wirst Du tragen.

Hast Du ein Lieb in's Grab gesenkt
Und will Dein Herz sterben:
Denk Deiner Pflicht,
Und guten Trost wirst Du erwerben.

Und hat Dich stets der Wahn gelenkt,
Den Götzen mußt Du zertrümmern!
Denk Deiner Pflicht,
Und nie wird Neue Dich bekümmern.

Auf einem Friedhof.

Der Friedhof ist der Ort der Weihe,
Hier lernest, Sünder, Du die Welt versteh'n,
Und das Gesetz, daß Alles muß vergeh'n,
Verkünden Dir mit ernstem Mund
Die Kreuze in dem stillen Rund.

Auf diesem Friedhof keine Kreuze,
Nur Monumente steh'n aus Marmelstein,
Schwer lastend auf dem modernnden Gebein.
Mein Herz läßt kalt ihr kalter Stolz,
Doch mich ergreift das Kreuz aus Holz.

Das Kreuz ist Sinnbild uns'res Lebens,
Das Kreuz ist auch des Todes ernster Schild,
Bewahrend Alle, welche traumlos mild
Im Frieden schlafen, vor der Noth,
Womit im Leben sie bedroht.

Das Kreuz, es ist der Ueberwindung
Schmuckloses Zeichen; und die in das Grab
Der Todesengel lautlos trug hinab,
Errungen haben sie den Sieg
Im ewig irren Daseinskrieg.

D'rum gebet Kreuze stets den Todten!
D'rum reißt nur keine Kreuze aus der Erde!
D'rum setzt das Kreuz ob Eurer Häuser Herde
Und lernt entsagen, ernst und stumm,
Bevor des Lebens Jahre um.



Freie Rhythmen.

Von

Ferdinand v. Saar.

Sonnenwende der Liebe.

Ich habe geliebt
Wie Dichter lieben,
Und ob ich auch hohes Glück genossen —
Mehr noch hab' ich gelitten.

Jetzt, da mein Herz steht
In der Sonnenwende der Liebe,
Erfasst mich seltsame Wehmuth.
Empfänglich noch für der Schönheit Zauber
Und mit geschärftem Aug'
Erspähend den feinsten Reiz,
Spür' ich auch noch
Unverbraucht
Des Jünglings Blut
In ernst und kraftvoll gereifter Mannesseele.
Aber zugleich schon
Fühl' ich mich angeweht
Von leisen, mahnungsvollen Schauern
Nahenden Alters
Und jener trostlosen Zeit,
Wo Groß oft noch
Den schärfsten seiner Pfeile versendet,
Während abgewandt steht
Die göttliche Mutter.

Die Pappeln.

Wie lieb' ich euch,
 Reife schwankende Pappeln,
 Die ihr, gesammelten Buchses,
 Zum Himmel aufstrebt!
 Freilich wohl
 Erreicht ihr ihn nicht —
 Aber hoch empor ragt ihr
 Ueber nied'res Gefstrüpp nicht bloß
 Und den verkrüppelten Fruchtbaum:
 Auch die mächtige Eiche,
 Die schattenspendende Linde
 Laßt ihr unter euch.
 Und mit ihnen
 Die dumpfen Wohnungen der Menschen,
 Deren kurzer Blick,
 Dem Nützlichen zugewandt,
 Nur selten an euch,
 Den Ruhlosen,
 Empor sich hebt,
 Indeß ihr,
 Weit hin überschauend die Landschaft,
 Selig einsam die Häupter wieget
 Im ewigen Aether.

Miserere!

Tausendstimmig
 Und aber tausendstimmig
 Klagt und schreit es empor:
 „Herr, erbarme Dich unser!
 Siehe:
 Tausendfältig
 Und aber tausendfältig
 Drückt des Daseins Noth uns,
 Zerfleischt uns, unerbittlichen Schwunges
 Des Schmerzes Geißel.
 Und wenn wir hinsinken
 Und aushauchen
 Mit dem letzten Odemzug den letzten Seufzer:
 Empor gewachsen schon
 Ist wieder ein Geschlecht
 Zu gleicher Drangsal
 Zu gleicher Noth . . .
 Ende, o ende die Qual —
 Miserere domine!“

Aber ungehört
Verhallt der himmelstürmende Aufschrei.
Niederscheint, gleichgiltig, die Sonne,
Leben weckend.
Befruchtender Regen fällt,
Die Saaten grünen,
Es blühen die Bäume und tragen Früchte
Und Ernte um Ernte nähret die Qual . . .
Von Zeit zu Zeit nur,
Un erwartet, und wie zum Hohn,
Sprengen vorüber mit wahllos zerschmetterndem Hufschlag
Die apokalyptischen Reiter.

Ein Gastspiel.

Außenspiel in einem Aufzuge

von

Alfred Friedmann.

Personen:

Dörmann, Rudolf, Schauspieler.
Eva, seine Frau.

Wohlfeld.
Sampe, Theaterdiener.

Ort der Handlung: Eine deutsche Residenz. — Zeit: Die Gegenwart.

Erste Scene.

(Ein Salon in einem Hotel. Rechts und links die Thüren zu den Zimmern des Ehepaars Dörmann.)

(Im Vordergrund auf einem Stuhle liegt ein Costüm des Hamlet.)

Dörmann

(Den Hut auf dem Kopfe, äußerst wüthend, tritt herein und geht eine Zeit lang auf und ab, seinen ziemlich langen schwarzen Schnurrbart drehend. [Dies muß öfter während des Stückes geschehen.] Endlich bleibt er vor dem Costüme stehen, nimmt es auf, besieht es lange und wehmüthig und halt es während der folgenden Worte zusammen):

„Ein Leiden tritt dem andern auf die Fersen, so schleunig folgen sie!“ — O mein prophetisches Gemüth! — Mir ahnte nichts Gutes, als ich diese Königsstadt betrat. — Und doch! Sein oder Nichtsein, das ist jetzt die Frage! Gastspiel oder Nichtgastspiel! Das ist die Lebensstellung — die Qual oder der Reichthum! Ich spiele — ich bringe durch, das weiß ich! — Ich spiele nicht — das ist die Blamage, der künstlerische Tod. Und ach; es wird meiner kleinen Frau das Herz brechen! — Da seid ihr nun, ihr Lappen des Hamlet. Dürft' ich euch heut' Abend um mich schlagen, ein Baubermantel wäret ihr für mich, Dir, armseligem Glitter, der Du einen Körper vorstellen sollst, haucht' ich meine Seele ein, und Tausende weinten und lachten mit dem melancholischen Dänenprinzen! — Aber

so wie alles richtig sei! — Ach, ein Wagen! Er sagte, wenn Du einen Wagen rollen hörst, so reiße alle Thüren auf und fliege mir an den Hals, damit ich auch daheim gleich eine volle Freude mit Dir zu theilen habe! — Ach, das ist sein Schritt! (Sie reißt die Thüre auf und breitet die Arme aus.)

Britte Scene.

Eva. Wohlfeld.

Wohlfeld.

Ah, das nenn' ich mir einen herzlichen Empfang!

Eva (enttäuscht).

Ach, Sie sind's nur

Wohlfeld.

Das klingt schon weniger herzlich! Umarmen Sie mich nur! Immer zu, Frauen! Ist mir ohnehin lange nicht passiert! Und von so einer frischen erst gar nicht! Er wird's nicht übel nehmen! Sagt er nicht immer: Nur keine Eifersucht! Nur keine Eifersucht!

Eva.

Ja, aber er meint, ich solle nicht auf ihn eifersüchtig sein! — Er liebt nur mich, wenn er auch noch so Viele umarmen muß!

Wohlfeld.

Nun, dann können Sie sich ja auch einmal umarmen lassen!

Eva.

Ja, wir sind aber nicht auf dem Theater! Ich bin übrigens auch gar nicht zum Scherzen aufgelegt. Sie wissen ja, alter Freund, um was es sich handelt.

Wohlfeld.

Alter Freund! Aber noch ganz schmucker Bursch, Frau Evchen, nicht?

Eva.

Na — meinethalben! Mein Mann ist zum Intendanten gegangen, um ein Gastspiel zu arrangiren. Er sollte schon übermorgen den Hamlet spielen. Ich habe da die Costüme bereits ausgepackt, um nachzusehen, ob auch alles hübsch in der Ordnung ist und nichts fehlt.

Wohlfeld (den Mantel nehmend).

O unverwundlicher Hamlet! Hundertjähriger Staub begräbt Dich nicht!

Eva.

Er wollte, wenn alles gut ginge, gleich zurück sein. Nun ist er bereits seit zwei Stunden fort und Sie wissen, wieviel für unsere glückliche Zukunft von diesem Gastspiele abhängt.

Wohlfeld.

Ja, ja — ich weiß, ich weiß. Inzwischen bin ich selbst beim Intendanten gewesen, Dörmann war gerade von ihm fort, als ich kam — aber aus dem Intendanten war nicht klug zu werden, er schüttelte nur immer mit dem Kopf, und wollte nichts sagen.

Eva.

Still, um Gotteswillen, mein Mann!

Vierte Scene.

Vorige. Rudolf.

Wohlfeld.

Guten Tag, Herzensfreund! Ich hörte von Deiner Ankunft, war schon einmal da, traf Dich aber nicht. Es freut mich, daß Du, der Sohn meines besten Jugendkameraden, in unserer Residenz gastiren, Dich ansiedeln willst. Aber Du hast Dich etwas verändert, seit ich Dich zuletzt sah. — Ach — das macht der prächtige Schnurrbart. Kleidet Dich sehr gut. — Ganz martialisch, auf Ehre! — Wie ein Husar! —

Rudolf (zerstreut).

Guten Tag, lieber Wohlfeld!

Eva (besorgt).

Aber liebster Rudolf, wie siehst Du aus! Du bist ja ganz blaß! Bist Du nicht wohl? Komm, setz' Dich nieder! (Sie führt ihn au's Sopha, legt seinen Kopf an ihre Brust und behandelt ihn wie ein kleines Kind.)

Wohlfeld.

Na, es geht Dir nicht schlecht, wie ich sehe! —

Rudolf will aufstehen, seine Frau hält ihn streichelnd).

Nicht schlecht? Miserabel! Cannibalsch!

Wohlfeld (aufstehend, will Rudolf's Position einnehmen).

Nun, tauschen wir!

Eva lächelnd, abwehrend).

Aber Herr Wohlfeld. Sage, was ist denn geschehen, Rudolf?

Rudolf (heftig auf- und abgehend, seinen Schnurrbart drehend).

Was geschehen ist! Was wird denn geschehen sein! Daß mich mein Pech überall verfolgt, das ist geschehen! O, dieser Intendant! Er sah mich an, und eine Wolke des Unmuths schwebte über sein Gesicht. Er hat eine harte, kurz angebundene Manier. Er sagte: „Ich höre! — Spielen Sie!“ — Da spielte ich denn meine großen Scenen aus Hamlet — Richard III. — Clavigo. — Er schien davon erwärmt. Aber er blieb stumm! Ich sah's ihm an: seine Vorstellung sagte „Ja“, aber sein Wille sagte „Nein!“. O dieser Schopenhauer! Er hat offenbar Schopenhauer gelesen, dieser Intendant. Schopenhauer ist Schuld, daß ich nicht gastiren darf!

Eva (sich aufregend).

Du darfst nicht gastiren!? Du, Rudolf! Nun ja, sie wollen in der Residenz nichts Gutes hören; ja freilich, sie sind an ihre Mittelmäßigkeiten gewöhnt!

Wohlfeld.

Aber er hat Dich doch kommen lassen, Freund Rudolf! Schrieb er Dir nicht im Frühjahr: „Wenn Sie sich im Sommer von Ihren Winterstrapazen ausgeruht haben und Ihre Villeggiatur beendet ist —“

Rudolf (seine Frau umarmend).

Während dieser Villeggiatur hat mich meine kleine süße Eva zum glücklichsten aller Väter gemacht. —

Wohlfeld (fortfahrend).

. . . So spielen Sie im Herbst bei mir und der Winter sieht Sie wahrscheinlich als wohlbestallten Hoffchauspieler an unserer Bühne!“

Rudolf.

Ja, und nun ist es Herbst und der Herbst meiner Hoffnungen ist mitgekommen! Er sah mich immer so sonderbar an! Es muß ihm etwas an mir mißfallen haben!

Eva.

An Dir?!

Rudolf.

Aber was kann es nur sein? Da liegt nun das Hamletcostüm für übermorgen. Hu, ich mag es gar nicht mehr sehen; hinein damit in die Stube. — Entschuldige mich, altes Haus! Blaudre mit meiner kleinen Eva. Ich komme gleich wieder zu Euch! In dieser Stimmung muß ich ein paar Augenblicke mit mir allein sein, das thut mir gut. (Er nimmt die Kleider über den Arm und geht in sein Zimmer.)

Fünfte Scene.

Eva, Wohlfeld.

Eva.

Ich habe alle Mühe, mein heiteres Naturell zu behaupten. Aber in solchen Momenten ist meine Aufgabe, Rudolf's guter Genius zu sein. — Ich muß ihn über'm Wasser erhalten, sonst übermannt ihn gar leicht eine verzweifelte Stimmung. Helfen Sie mir, Herr Wohlfeld.

Wohlfeld.

Gewiß, Frauchen, recht gern! Aber was kann Rudolf bei dem Intendanten nur im Wege stehen?

Eva.

O, ich sagte es ja; Neid, Mißgunst, Rancüne; vielleicht sein eigenes Fatum. Aber wir müssen ihn jetzt auf alle Weise zerstreuen. Die Melancholie darf seiner nicht Herr werden.

Wohlfeld.

Ja, das ist Alles recht leicht gesagt! Aber wie zerstreut man einen Mann, dessen Lieblingswunsch vernichtet, dessen Hoffnungen fehlslugen?

Eva (nachdenkend).

Ja, warten Sie! So geht's!

Wohlfeld.

Na, das freut mich! Also . . .

Eva.

Nein, so doch nicht. — — —

Wohlfeld.

Ah, das ist schade, ich war schon ganz schußfertig.

Eva.

Halt! Ich hab's.

Wohlfeld.

Das ist famos! Mir fällt so nichts ein!

Eva.

Ja! Das ist's. Hören Sie — Rudolf hat einen Glanzpunkt in seinem Leben — einen Sonnenblick in seiner Vergangenheit!

Wohlfeld.

Aber ich sehe nicht! —

Eva.

Darauf müssen wir ihn bringen. Die Erinnerung an jene herrliche Stunde wird ihn erheitern und erfreuen.

Wohlfeld (parhetisch).

Aber „es ist kein größ'rer Schmerz, als in dem Elend vergang'nen Glück's sich zu erinnern!“

Eva.

Hoffentlich wird diesmal Ihr Citat Unrecht behalten. Hören Sie! Rudolf war einmal in Paris. Dort machte er als deutscher Schauspieler seinen Besuch im Théâtre français. Er ward mit allen Ehren und mit den Zuorkommenheiten empfangen, deren nur der Vollblutpariſer fähig ist; man gab ihm zu Liebe ein Diner und am Morgen spielte er, von den großen Künstlern der Comédie française dazu aufgefordert, eine Scene aus einem deutschen Stück vor! —

Wohlfeld.

Das wird denen aber spanisch vorgekommen sein!

Eva (piquirt).

O ich bitte! — Mein Mann spricht französisch wie Gambetta und Victor Hugo sprechen. — Still! Er kommt!

Sechste Scene.

Vorige. Rudolf.

Rudolf.

Ihr sprachet von den Franzosen! Ach ja! Das ist mein Lieblingsvolk!

Wohlfeld.

Es sollen tüchtige Leute darunter sein!

Rudolf.

Tüchtige Leute darunter! Alle sind sie tüchtig! Ich wollte, ich könnte die Deutschen nach Frankreich schicken, sämtliche Franzosen in unser schönes Vaterland verpflanzen, Ihnen deutsche Sitte, deutschen Sinn, deutsche Sprache einflößen! — Ihr solltet sehen, was die — Deutschen dann für prächtige Menschen wären! — In Frankreich könnte mir freilich nicht begegnen, was mir hier zustoßt. Dort wird ein Talent, das als solches anerkannt ist, nicht bei Seite geschoben, nach der Provinz geschickt; nein, Paris, die Hauptstadt, hat der Talente nie genug, sie zieht sie heran, sie macht sie groß und berühmt. Was aber ist Einer, der seinen Mann stellt in Deutschland?

Wohlfeld.

Na, so ganz ideal wird's dort drüben auch nicht hergehen!

Rudolf.

Nicht! Laß' Dir nur erzählen, wie sie mich, den verhaßten Deutschen, behandelt haben. Ich kam an, ich ging über die Boulevards, diesen Traumweg aller derer, die Paris noch nicht kennen! Von der neuen großen Oper, einem Gebäude —

Wohlfeld.

Ueber dessen Schönheit sich streiten läßt . . .

Rudolf (etwas verblüfft):

Einem Gebäude, zu dessen Errichtung alle lebenden Künstler Frankreichs sich vereinigt. Von dort also führen drei Straßen nach der Gegend des Palais Royal; die eine, die mittlere, l'avenue de l'Opera, grade nach dem Kleinod des Palais Royal, dem Théâtre français. O, es ist ein herrlicher Weg, diese via Sacra nach dem Tempel aller Intelligenz! dem Mittelpunkt aller Civilisation! Rechts und links Schauläden, Paläste, Cafés, Restaurants mit Verlockungen aller Art. Aber der vom Geiste geleitete Künstler wandert unangefochten, unbehellig mitten durch die Verführung und da steht er denn vor diesem Heiligthum: Dem Théâtre français. —

Wohlfeld.

Nun, der Weg unter den Linden zum Schauspielhaus, und der Kohlmarkt nach der Burg ist auch kein übler Spaziergang?

Eva.

Welch ein Vergleich! Aber unterbrechen Sie ihn doch nicht immer!

Rudolf.

Laß ihn, Eva. Er weiß nicht, was er spricht!

Eva.

Er blasphemirt.

Rudolf (hitzend).

Bis in das Jahr 1588 reicht die Vergangenheit des einstigen Hôtel de Bourgogne; sieben Jahre nach dem Tode Molière's nimmt es seinen jetzigen Namen an. Corneille, Racine, Molière, das sind die drei Sterne in seinem unverwelklichen Diademe.

Wohlfeld (murmelnd).

Schiller — Goethe — Kober —

Rudolf.

Das Zeitalter Ludwig XIV. ist die Auréole, die seine Stirne umglänzt! Der Cid, Athalie, Phädra, Britannicus, Tartüffe sind seine Kleinode, Delain, Dugazon, die Mars, die Rachel, das sind die Orden auf seiner Brust.

Wohlfeld (leise).

Sonnenthal, Wolter (Friedmann, Bukovics).

Rudolf.

Und ich trat ein! Eine Welt von Gefühlen bestürmte mich. Säulenhallen nehmen mich auf; Marmorbilder, süßen Gesanges voll, auf den Lippen ein unsterbliches Lächeln des Mitleids über die Jetztwelt, schauten mich an. — Im Foyer grüßte Voltaire auf steinernem Sessel, lange Reihen von Dramatikern schienen mich zu bewillkommen! Die Höflichkeit empfing mich und geleitete mich aufwärts; die Freundschaft, die Collegialität, die Herzlichkeit trat mir in den heiligen Sälen der Sociétaires des französischen Musientempels entgegen. — Man führte mich auf die Scene, man ließ mich eine Probe mitansehen, man geleitete mich in die Bibliothek, in's Archiv, man ersuchte mich endlich, eine Probe meiner eigenen Kunst zu geben. —

Wohlfeld.

Das ist aber wirklich reizend von den Leuten.

Rudolf.

Regnier bat mich, die große Sterbe Scene des „Marsi“ zu recitiren. — Ihr kennt ja Alle die letzte Scene in dem Brachvogel'schen Stück, wo Marsi Rameau durch allerhand Machinationen des Herzogs von Choiseul, der Schauspielerin

Doris Quinault und Anderer, vor die bereits gebrochene Marquise von Pompadour gelockt wird. Narcis weiß nicht, daß seine frühere Jeannette und die Pompadour eine und dieselbe Person sind.

Wohlfeld.

Ja, wir wissen das alles, wir haben das hundertmal gesehen; aber das Stück ist ja in Paris durchgefallen!

Rudolf.

Ja, aus politischen Gründen!

Eva (natv).

Und weil Rudolf nicht mitgespielt hat!

Rudolf (sinnend).

Was soll ich ein Weiteres von diesen längstvergangenen Zeiten erzählen! Ich spielte, ich recitirte und ich hatte einen Erfolg — nun — wenn ich daran denke — tröstet es mich noch heute für meine — germanischen Leiden! (Geht nach hinten.)

Eva (Leise zu Wohlfeld).

Das sagte ich Ihnen ja. Da wollte ich ihn haben!

Rudolf (kommt wieder vor).

Und wer applaudirte, beglückwünschte mich! Kenner! Künstler! Künstler ersten Ranges, die es verstehen! Madelaine Brohan (geht nach hinten).

Wohlfeld.

Etwas corpulent, jedoch noch immer hübsch!

Rudolf.

Sarah Bernhardt! (im Hintergrunde).

Wohlfeld.

Mager — aber talentvoll!!

Rudolf (vorn).

Coquelin, der feine Komiker, der Freund Gambettas, der den „Figaro“ so meisterhaft spielt. . . . O, ich wünsche mir weiter nichts, als einmal in dieser Hauptstadt so spielen zu können, so vom Publikum belohnt zu werden, wie damals in Paris von den Künstlern! Dann möchte ich gerne sterben!

Eva (gärtlich, halb beleidigt).

Und ich! Soll ich hier allein zurückbleiben, Du Böser! Denke Dir, ich eine Wittib!

Wohlfeld (zu Eva).

Ich werde Sie trösten! — (Abwehrende Bewegung der Eva.) Aber, weißt Du was, lieber Rudolf, wenn ich Dich doch in unserm Schloßtheater nicht zu sehen und zu hören bekomme — — (Abgehend) spiele — nun ja — spiele mir, — uns — hier etwas recht Schönes, recht Kräftiges, recht Packendes vor!

Rudolf (ablehnend).

Ich bin wahrlich in der rechten Stimmung dazu! (Nach hinten gehend.)

Eva (leise zu Wohlfeld).

Bitten Sie nur, es bringt ihn auf andere Gedanken!

Wohlfeld.

Bitte schön, lieber Rudolf, mir zu Liebe. Ich beschwöre Dich bei der Freundschaft Deines Vaters zu mir!

Eva.

Thu's, Rudolf! Bitte, bitte!

Rudolf.

Aber Märchen, das sind ja Poffen!

Wohlfeld (verlegt thueud).

Lassen Sie ihn, Frauchen, eine Frau wie Sie und ein väterlicher Freund — das ist freilich kein Parterre von Königen!

Eva.

Hörst Du's, Rudolf!

Rudolf (entschlossen).

Nun gut, so werde ich Dir die Sterbescene des Narciß und der Pompadour spielen. So spielen, wie ich es vor den Sociétaires der Comédie française gethan! (Nach hinten gehend.)

Wohlfeld.

Ach, das wird schön sein! Und billig! So billig bin ich noch niemals in's Theater gekommen!

Eva (zu Wohlfeld, leise).

Es wird ihn zerstreuen! Wenn wir ihn nur über diese böse Stunde weghelfen — dann ist Alles gut.

Rudolf (wendet sich bei den letzten Worten Eva's).

Was flüstert Ihr da?

Wohlfeld.

Nichts! Frau Eva fürchtete nur, Sie hätten Ihr Französisch verlernt — Mangel an Uebung — man weiß ja! —

Eva (leise zu Wohlfeld).

Sehr gut, das wird ihn reizen!

Rudolf (auffahrend).

Ich! Mein Französisch verlernt! — Uebrigens — wir sind ja ganz allein hier, mit Euch brauche ich es nicht so genau zu nehmen!

Wohlfeld.

Wir fühlen uns geehrt. . . .

Rudolf.

Nicht Ursach! Zur Sache! Du, Eva, setzst Dich hier auf diesen Sessel; Du stellst die Pompadour vor!

Eva (wie selbstverständlich).

Schön.

Wohlfeld.

Aber, Rudolf! Fürchtest Du nicht, einen demoralisirenden Eindruck auf die reine Seele, das goldene Gemüth Deiner kleinen Eva hervorzubringen?

Rudolf (vermündert).

Wieso?

Wohlfeld.

Nun, Eva, das naive Kind, soll Jeannette Poison tragiren!

Rudolf.

Narrenspoffen! Die Frau eines Schauspielers darf solch gezieltes, prüdes Bedenken gar nicht haben!

Wohlfeld.

Die Frau eines Schauspielers! Aber Freund, deßhalb ist doch Deine Frau keine Schauspielerin!

Rudolf.

Ach, sei doch nicht so kindisch! Ihr habt mich provocirt und nun nehme die Sache ihren Lauf. — Du, Wohlfeld, stellst die Doris Quinault dar, die Schauspielerin, jung, schön, voll Talent, geachtet, geliebt von Jedermann!

Wohlfeld (auf sich deutend).

Das stimmt! von Jedermann!

Rudolf.

Eva, gib die beiden Bücher her, das deutsche und das französische.

Eva (holt Bücher, schlägt sie auf und gibt eines Wohlfeld).

Hier haben Sie das deutsche.

Rudolf (zu Eva).

Nun, Eva, vertiefe Dich mit Deinem geistigen Auge in Deine Rolle.

Eva (ihn liebevoll anblickend).

Ich vertiefe mich!

Rudolf.

Du bist für fünf Minuten die Pompadour, die Gattin des Narciss, die Geliebte Choiseul's, die Maitresse Ludwig XV., die —

Eva.

Ja wohl!

Wohlfeld (schaudert).

Rudolf (zu Wohlfeld).

Schaud're — das erhöht die tragische Wirkung! Du Eva, setze Dich nieder! Hieher! So! (Setzt sie auf einen Stuhl. Stühle umherstellend. Wie traumverloren zurücktretend.) Hier saßen damals zu Paris Madelaine Brohan, Sarah Bernhardt, Fräulein Croizette, Blanche Baretta, die Reichenberg, — Herr Got, Delaunay, Bressant, Coquelin, Mounet-Sully, — Barré — ein Parterre von Schauspielern, von Genies! Fangen Sie an, Herr Wohlfeld — Genies ist Ihr Stichwort!

Wohlfeld.

Gewiß. Das stimmt. Ganz richtig! Also!

(Er tritt in den Hintergrund und kommt langsam, aus dem Buche declamierend, vor. Alles mit Pathos und richtigem Accent lesend.)
(Als Quinault.)

„Die Nacht bricht an, auch meine Lebenssonne —
Neigt heute sich — dem Grab im West entgegen —
Und diesem tiefen — Dunkel um mich her
Entschlüpft ein Heer geisterhafter Geißen,
Die — mit gebrochenen Herzen — starren — Auges —
Die Schmach und Schande — schwachhaft mir erzählen —
Die sie — durch mich im Leben einst erduldet!
Weh und noch Einer kommt! Ja, noch Einer ist's —
Heran — so bleich! O Jesus! Weh, mein erster Gatte!“

Rudolf (als Narciss).

Ja, sieh' her! Sieh' ihn, den Du verachtet und verstoßen!
Er reiñet Dir Dein gleißend Diadem,
Das Du aus meinen Thränen Dir gewoben,
Herab, damit die bange Welt Dich kenne,
Und Deinen Namen mit Verachtung nenne.

Eva (als Pompadour).

Narciss! —

Rudolf (Narciss).

Allmächtiger Gott! Mein Weib!

(Er stürzt auf sie zu, sinkt vor ihr auf die Knie, umfaßt sie sprachlos und bedeckt ihre Hände mit Küßten.)

Rudolf (Narcis).

O mein theures, mein einziges Weib! Ich habe Dich wieder! Dich wieder! Ich habe Dich gesucht und gesucht, ach, und Du wolltest Dich nicht finden lassen, mein Lieb! Wo bist Du so lange geblieben?

Wohlfeld (gespannt und begierig).

So, lieber Freund, die Einleitung ist gemacht, nun aber möchte ich doch die versprochene französische Scene haben.

Rudolf.

Also bringe nun das folgende deutsche Stichwort.

Wohlfeld (in's Buch sehend).

Zu Hilfe! Zu Hilfe! Die Marquise de Pompadour stirbt! —

Rudolf (Narcis).

La Pompadour! Ma Jeannette que voilà — c'est la Marquise de Pompadour!? Ah! (Eva als Pompadour macht eine stehende Geste.) Et si tous deux vous étiez à mes pieds, toi Jeannette et le Paradis, je vous écraserais! Tu m'as abandonné, femme infidèle. Tu t'es enivrée de bonheur, pendant que je mendiais; toi, que Dieu a créée à son image, tu t'es livrée à tous; tu t'es souillée pour ce fantôme creux de gloire et de pouvoir — que ceci te soit pardonné — car tu es punie par une vieillesse sans honneur. — Mais que tu sois devenue, que tu aies pu être cette Pompadour — voilà ce qui ne se pardonne pas! — Ne comprends tu donc pas, hyène, que la France affamée, désespérée, la France folle de douleurs te ricane par ma face, cette France bien aimée dont tu as sacrifié le corps et l'âme à l'Idole de ton égoïsme! — J'apparais devant toi au nom de l'humanité, je représente ton Epoque! Regarde, ce que tu en as fait! — Que nous donneras-tu en échange de nos haillons, de nos larmes, de notre vertu flétrie, de nos âmes corrompues? Dis! tout cela, nous le rendras-tu? Le jour du jugement arrive, les trompettes sacrées résonnent, les soleils deviennent pâles, les étoiles s'évanouissent et la mort chevauche sur la terre, et moissonne, et moissonne, car ils sont devenus sa proie, les pauvres hommes, à cause de toi, de ton péché. Et à ton moment suprême, alors que tu t'achemineras vers la troupe de damnés, les démons hurleront en cris de joie, hahahaha; leur rédemption est proche, et, par ta faute redevenus purs, de nouveau ils seront anges! Ils s'effrayent, ils fuient devant toi, et toi, tu resteras abandonnée dans le champs de la terreur — tu seras seule! —

Eva (als Pompadour).

Eh bien donc, après moi le déluge! —

Rudolf (Narcis).

Hahaha haha! Oui! Le déluge! Il pleut du ciel et du feu et de la bile et des pleurs! Des marais de la misère et du crime s'élève la génération — ayant perdu tout sentiment humain; à travers les rues elle demande en

hurlant du sang! Du sang. du sang. Houssah, Hourrah! Et parmi les rires, roulent dans la boue les cadavres décapités, les cadavres de la mère et de l'enfant, de l'ami et de l'ennemi. Sur le trône privé de son Dieu se tient assise, en ricanant, la raison de ce monde; la raison, qui, devenue folle, calcule et compte, car il lui faut encore cinq mille cadavres, afin qu'elle puisse vivre, et, en attendant, voilà que monte ce flot vengeur, qu'il s'avance jusqu'à l'enfer et, haha, hahaha, c'est là que tous deux nous nous retrouverons! Là!*

(Pause.)

(Wohlfeld und Eva brechen in Händeklatschen und Bravo-Rufen aus.)

Rudolf (traurig).

Geradeso applaudirten die Franzosen und überhäuften mich mit Aeußerungen der Bewunderung, und auf ähnliche Weise dachte ich mich hier in die Herzen des Publikums einzuspielen, mir die Gunst von Groß und Klein zu erringen! — Ja, in Frankreich hat man mir Ovationen gebracht, und zwar Kenner, Feinschmecker, Kritiker, die's im Nothfall sogar besser machen könnten, aber hier — hier lassen sie mich nicht einmal zu Worte kommen!

Siebente Scene.

(Vorige. Theaterdiener Lampe mit einem Briefe in der Hand, den er sorgsam verbirgt, schleicht sich ungeheuer furchtsam durch die Thürspalte. Kann irgend einen Dialect [sächsisch] sprechen.)

Lampe.

Bin ich hier recht bei Herrn Schauspieler Dörmann! — Ich habe mich wol in der Thüre geirrt, denn der Herr sieht aus wie e Dragoner und nicht wie e Schauspieler.

Eva.

Was wollen Sie denn, guter Mann!

Lampe.

Guter Mann. Das ist nur e Lockpfeife! Ich bin aber nicht e so e Kimpel, wie man wohl beim ersten Augenblick glauben mochte!

Wohlfeld.

Nur näher, braver Alter!

Lampe.

Braver Alter! Das ist der reene Speck. Mäuse sind aber furchtsam und menschliche Mäuse — sofar schlan.

Rudolf (ungebulbia).

Nun, was soll's denn eigentlich?

Lampe (zurückbebend).

Das ist der Witherich. Ach, Herr Zemerich! Nur nicht schlagen! Wie bring' ich's nur vor?

* Uebersetzung des Verfassers.

Rudolf.

Wird's bald. Wer sind Sie? Was wollen Sie? Sie stören uns bei einer Probe!

Lampe.

Ich komme Sie ja auch nur zur Probe! Dun Sie mir Nichts zu Leide. Nor nicht schlagen!

Eva.

Aber, guter Mann! . . .

Lampe (abweisend).

Mir kennen das. Der Herr Intendant . . .

Rudolf (erfreut und ungebürlich).

Der Herr Intendant schickt Sie?

Lampe (zurückfahrend).

I, ja, der Herr Theaterintendant.

Rudolf.

Und . . .?

Lampe.

Ich soll Ihnen, Herr Rudolf Dörmann . . . Sie sind doch Herr Rudolf Dörmann?

Rudolf (heftig).

Ja doch, ja doch — zur Sache! —

Lampe.

Ach Herr Zemerich, ja, ja, nee, nee, wie konnt' ich nur fragen! Freilich müssen Sie's sein, ich hätte Sie schon an Ihrer bekannten Heftigkeit erkennen müssen.

Eva.

Seine Heftigkeit! — Die Sanftmuth könnte bei ihm in die Schule gehen!

Rudolf (heftig).

Ich heftig! Wie kommen Sie auf diesen Einfall! Wer hat Ihnen das gesagt?

Lampe (herausplappend).

Nu ja, der Herr Reidlich! — Nu ist's heraus, nor nicht schlagen!

Eva.

Wieso? Ist denn Herr Reidlich hier angekommen? Dacht' ich's doch, daß dieser Schleicher die Hand im Spiele hat!

Rudolf.

Seit wann, und warum ist Herr Reidlich hier?

Lampe.

Seit vorgestern — aber —

Rudolf.

Und was kann er dem Intendanten von mir gesagt haben?

Lampe.

Sie lassen mich ja gar nicht ausreden!

Rudolf.

So reden Sie doch!

Lampe.

Also — — Herr Reidlich hat dem Herrn Intendanten gesagt, — — man dürfe nicht daran rühren; wenn Sie ihn auf dem Altare der Kunst opfern sollten, würden Sie — lieber der Kunst entsagen? Wenn man Ihnen von dessen Entfernung auch nur spräche, geriethen Sie in Feuer und Flamme und zer-
(Bewegung Rudolfs, — ängstlich:) zer-
 schlügen Alles kurz und klein! — (Rudolf und Eva stehen sprachlos — machen Gebärden, daß sie nicht verstehen.) Nun ist er aber g'rade dem Herrn Intendant ein Dorn im Auge! Mit ihm — sagt er — geht's nicht! Ohne ihn — sagen Sie — geht's auch nicht! Da bleibt denn nur Eines übrig — Sie gehen! — oder — Sie opfern ihn auf dem Altare der Kunst, und dann — aber nur dann — soll ich Ihnen diesen Brief übergeben!

Rudolf.

Ja, in Dreiteufelsnamen! Von wem oder was ist denn hier eigentlich die Rede? Bin ich toll, oder sind Sie's?

Lampe (schlau).

Sie verstellen sich, Herr Dörmann!

Rudolf (heftig auf ihn zutretend).

Lampe (gurdäbeend).

Nor nicht schlagen!

Wohlfeld (zutretend).

Von welchem Opfer reden Sie denn eigentlich, Herr . . . ?

Lampe.

Lampe, wenn's gefällig ist! Von was ich rede? Nun, von Herrn Dörmann's — Schnurrbart.

(Allgemeines Erstaunen.)

Alle.

Von { seinem } Schnurrbart!
 { meinem }

Lampe (schnell).

Ja, Herr Reidlich versicherte dem Herrn Intendanten, Sie nähmen ihn um keinen Preis, selbst nicht um den Schillerpreis, ab; und der Herr Intendant behauptete, der Schnurrbart sei das einzige, was er an Ihrem Spiele auszusetzen hätte! Der sei zu martialisch, zu hußarenmäßig! Er könne sich

weder den Carlos im Clavigo, noch den Marciß, noch den Hamlet — trotz Salvini und Rossi — mit einem ewig gedrehten Schnurrbart denken — sehen Sie — so wie eben jetzt — Herr Dörmann — aber nur nicht schlagen! — Aber Sie werden ja gar nicht fieberhaft, nervös, Sie zerschlagen ja gar nicht Spiegel und Porzellan — wie Herr Reiblich sagte . . .

Eva (bedeutfam).

Und alles das, weil ich ihm einen Korb gegeben!

Rudolf.

Eva, Frauchen! Das hast Du mir verheimlicht!! Herr Reiblich hat Dir einen Antrag gemacht?

Eva (nicht neckisch).

Lampe.

Nanu, merk ich ooch, woher der Wind weht.

Rudolf.

Warten Sie einen Augenblick. (Weht rasch in's Nebenzimmer.)

Achte Scene.

Lampe. Eva. Wohlfeld.

Lampe. (In der Meinung, Rudolf sei noch immer wüthend und gehe einen Stod zu holen — angstvoll.)

Sagen Se, Madamichen, er wird mir doch nichts dhun, weil ich von dem Schnurrbarte geredet habe?

Eva.

Aber nein, mei kutes Dierichen, diese Lippenzierde ist ihm ja nur während des Sommers gewachsen.

Lampe.

Also nur eene Urlaubsschnauze! J, nu sähn Se mal an. Nee, nee heeren Se, aber dieser Herr Reiblich is Sie ja ä ferschterlicher Verleimder —

Wohlfeld (ärgerlich).

Ach hören Sie, Herr Hase —

Lampe (rasch einfallend).

Lampe, mit hitiger Erlaubniß. L, a, m, hartes b, e — Lampe —

Wohlfeld (immer ärgerlich und kurz).

Also Herr Lampe. Hören Sie, Ihr Intendant ist eben noch sehr jung im Amte, sonst könnte er doch unmöglich auf solches Gelläffe hören, oder er muß sehr — zurückhaltend sein, da er nicht ein Wort über den dummen Schnurrbart äußerte.

Lampe.

Nu — nee heeren Se — er hat sich eben vor der Heftigkeit des Herrn Dörmann geforchten —

Wohlfeld (immer noch ärgerlich).

Ach, Dörmann ist gar nicht heftig.

Lampe.

«Si ja, heeren Se, e kleen bißchen heftig is er doch. Er hat mich ja vorhin angefahren, daß ich jetzt noch am ganzen Laibe bibbere.

Wohlfeld.

Daran ist Ihr Leib schuld, Herr Hase —

Lampe (einsachend).

Lampe, mit hitiger Erlaubnis. L, a, m, hartes b, e, — Lampe —

Wohlfeld (barisch).

Na, Hase oder Lampe — ein Löwe scheinen Sie keinesfalls zu sein.

Lampe.

Nee, heeren Se, ich bin — mit Respect zu sagen — e Theaterdiener —

Neunte Scene.

Vorige. Rudolf.

Rudolf (kommt eingeseift, den Pinsel in der einen, die Seifenschale in der andern Hand herein).

Guter Lampe, ich habe „ihn auf dem Altar der Kunst geopfert“, wie Sie sagen.

Lampe.

«Si Herr Hemerich, ja. Ich kann nun melden, daß ich eigenhändig ihn habe fallen sehn, Zweig auf Zweig.

Rudolf.

Hahaha, bravo, Lampe! Melden Sie das.

Lampe.

Und nun, da Sie ihn wirklich geopfert hab'n, bin ich auch berechtigt Sie dieses zu übergab'n. Es ist der Contract! Sie sein mit 20.000 Mark und vier Monaten Urlaub antaschirt!

Wohlfeld (erstaunt).

Ah!

Rudolf (der mittlerweile gelesen hat)

Hurrah! Kellner! Kellner! (Klingelnd und brüllend:) Champagner! Champagner und vier Gläser! Lampe, Sie müssen auch mittrinken. (Kellner ist aufgetreten und gleich ab.)

Lampe (gerührt).

Nee, heeren Se, das werd sich wohl nicht lassen —

Rudolf (fast ohne Unterbrechung fortfahrend).

«Göchen, laß Dich umarmen! Tralalalala! Komm, laß uns springen und singen, und zwar in unserem lieben guten Deutsch — singend tanzt er mit ihr Walzer durch die ganze Stube. Wohlfeld steht voll freudiger Theilnahme. Lampe zieht das Taschentuch und trocknet sich eine Thräne der Rührung.

(Der Vorhang fällt rasch.)



Ein tiefes, seliges Genügen
Erfüllte meine Seele ganz,
Aus Euern Augen, Euern Bügen
Der eignen Jugend Morgenglanz.

War's Liebe? Nein! Ich gön'n' Euch gerne
Dem Mann, dem Euer Herz vertraut,
Und folge mit dem Augensterne
Zum Traualtar der jungen Braut.

Und bete, daß zur Hochzeitfeier
Der Erde allerreichstes Glück
Euch mit der Myrthe und dem Schleier,
Ein Gnadenblick des Himmels, schmückt!

Woher der Augen feuchter Schimmer,
Das Leid, das jäh mich überkam,
Als ich von Euch, vielleicht für immer,
Dort in den Alpen Abschied nahm?

Was war's, das mir den Frieden störte
Des Geistes, der so stolz und frei,
Als ob ich längst Euch angehörte,
Seit Anbeginn verbunden sei? . . .

So prüfet denn mit gold'ner Wage
Al' meine Sehnsucht, meinen Schmerz, —
Ach, ungelöst bleibt die Frage,
Ein Räthsel, wie das Menschenherz!

Nachruhm.

O schweigt von Nachruhm, von Unsterblichkeit, —
Begierig ist die Welt nur zu vergessen,
Was sie an Dir gerühmt einst und besessen,
Doch niemals Dir verzieh in stillem Meid.
Ein Schaustück der bekränzte Katastak
Den Gaffern, Deines Trauerzugs Gepränge;
Die Luft erschüttern wohl die Grabgesänge,
In ihren Herzen aber sitzt der Schalk.
Denn Lüsternheit nur ist des Tages Zug,
Was Du uns warst, das wird mit Dir begraben,
Und neue Götzen will die Menge haben,
Die gestern Dich auf ihren Schultern trug.

Wer Dich geliebt, der fühlt sich bald allein,
Verkannt, genossen auf der Lebensbühne,
Vergessenheit des Ruhmes schnelle Sühne,
Und zu den andern Schatten geht er ein.
Was heute uns entzückt, ist morgen schal,
Ein wesenloses Nichts, das wir bewundert,
Dein Urtheil spricht das kommende Jahrhundert,
In Trümmer sinkt Dein stolzes Siegesmal.
Darum sei echt und gut, sei treu und wahr, —
Die Größe wechselt mit des Tages Meinung,
Doch Güte ist des Göttlichen Erscheinung,
Die Opfergluth auf irdischem Altar!

Unser Weg führte durch malerische Gebirgslandschaft, deren milder Charakter und üppige Vegetation an die schönsten Partien unseres Südtirol erinnerte. Begegneten wir in dieser selten von Touristen besuchten Gegend ab und zu einem Hirten oder Bauern, der nach seinen Triften sah, und erklärte unser Führer, daß wir Landsleute des Archiduke seien, so wurde uns von den sonst schweigsamen Leuten doppelt freundlicher Gruß und die Frage, wie es dem „guten Herrn“ wohl ergehe, wo er sei u. dgl. Sich in solchem Maße die Zuneigung und Verehrung eines fremden, unverdorbenen, weder servilen, noch habgierigen Volkes zu erwerben, setzt doch hervorragende Eigenschaften des Herzens und besondere geistige Veranlagung voraus.

Es war spät Abends geworden, als wir das ansehnliche Städtchen Soller erreichten. Vergebens luden wir unseren Führer ein, bei einem Glase Wein mit uns auszuruhen. Er lehnte dankend ab, da er noch vor Mitternacht bei den Seinen eintreffen möchte. Ebenjowenig war er zur Annahme einer Entschädigung zu bewegen. Seinen Bruder nur bat er uns zu grüßen, wenn wir ihm je „in Austria“ begegnen sollten und rasch schwang er sich auf die sehr enttäuscht dreinschauende Eselin, welche schon von süßer Nachtruhe im Heu der Posada träumen mochte, und trabte davon zu Weib und Kind, seinem Heim zu.

Gedichte

VON

Edwig August Frankl.

Der Malerin A. u. M.

(Bei Uebersendung eines Todtenschädels als Weihnachtsbescherung.)

Selt'ame Frucht häng' ich an Deinen Weihnachtsbaum:
Ein leer Gehäus von eines Menschenadels Traum.

Wie schön am Baume sich der Kerzen Flamme bricht,
Erloschen in dem Bleichen längst des Geistes Licht.

Erforst die Linien auch, nachzeichnend Deine Hand,
Dir bleibt doch fremd und fein Erlebtes unbekannt.

Hat diesen Schädel einst ein Lorbeerkranz geschmückt,
Hat eine Dornenkrone blutig ihn gebrückt?

Hat er erlösende Gedanken kühn gedacht,
Umbunkelte vielleicht ihn dumpf des Wahnsinns Nacht?

Hing liebevoll an ihm ein treuer Menschenblick,
War Fluch, war Segen oder Unheil sein Geschick?

Ob auch Dein prüfend Auge sich in ihn verjunkt
Und Dir die Hand der Genius der Künste lenkt:

Es würde, spräche selbst noch der lebend'ge Mund,
Des Menschen innerstes Geheimniß Dir nicht kund.

Berathwiegen bleibt das tiefste Weh, das höchste Glück,
Unausgesprochen bringt's der Mensch in's Nichts zurück.

Nachruf an die Freundin J. J.

Geboren 1800, gestorben 1884.

Nun bist Du fort auf Nimmerwiederkommen,
Es ruht Dein warmes Herz im kalten Grund;
Den Deinen ist das beste Glück genommen,
Uns grüßt fortan nicht mehr Dein treuer Mund.

Es kamen gern zu Dir die geistig Besten,
Bequem=gesellig bei der Lampe Schein,
So saßen sie. Du lauschtest Deinen Gästen
Und mischtest in's Gespräch Dich freundlich ein.

Ein Mißgeschick, es kannte all' Dein Leben,
Der Weltlust fern, Dich an Dein einsam Haus,
Ein Innenleben war's, ein stilles Weben,
Doch auch ein Blick in alle Welt hinaus.

Dich rührten die allmächtigen Gescheide
Der Menschheit und auch der Bedrückten Loß,
Kein heil'ger Spuck umflorte Deine Blicke,
Das Licht nur schien Dir gut, die Freiheit groß.

Was Weisheit sprach, was Wissenschaft enthüllte,
Mit Antheil folgte stets Dein reger Geist,
Und alle Künste, eine doch erfüllte,
Die Melodie des Dichters, Dich zumeist.

Gedanken sprachst Du oft, Die Dir nur eigen,
Aus innerster Erkenntniß aufgeblüht,
Du liebtest nicht bei Widerspruch zu schweigen —
Vor Einem mußtest Du verstummen iht.

Und o, Dein Herz, das Herzen Dir verbunden,
Wie schlug es freudig bei der Freunde Wohl,
Als eig'nes Weh hast Du ihr Leid empfunden,
Mitklingendes Gemüth war Dein Symbol.



Courlot!

Das ist kein Fluthenschwall, der weich die Dämme
 Von La Rochelle zur Hafenzzeit bespült!
 Aus Meerestiefen, wirbelnd aufgewühlt,
 Erheben Wogen drohend ihre Kämme.
 Sie wälzen einen ruderlosen Kahn,
 Den großend sie der See entgegenjagen.
 „Zu Hilfe Allen, die darin verzagen!
 Herbei, Courlot, sonst ist's um sie gethan!
 Courlot! Courlot!“

Wie könnte heute er zu helfen säumen,
 Der siebzehn Leben kühn dem Tod entrang.
 Des Volkes Stimmen rufen laut und bang,
 Denn immer höher sich die Wässer bäumen.
 Und rollt dem Fort der Felseninsel Rhé
 Die Barke zu mit ihren morschen Rippen,
 Zerschellt sie an der schroffen Wand der Klippen,
 Bald treiben Brack und Leichen in die See!
 Courlot! Courlot!

Er hört uns nicht! Schon wird die Ferne trüber.
 Wir wagen es! Macht flott das Rettungsfloß!
 Es höhlt ein Grab ein jeder Windesstoß,
 Die nächste Welle hügelst sich darüber.
 Doch horch! Ein Jubelruf! Der Retter naht!
 Seit Tagen seiner Heimat fern geblieben,
 Verwehrt man ihm zu grüßen seine Lieben,
 Denn Alles drängt den Wackeren zur That:
 Courlot! Courlot!

Schon züchtigt er mit kräft'gen Ruderschlägen
 Die übermüth'ge, hochempörte Fluth,
 Doch steigert diese Schmach nur ihre Wuth
 Und noch unbänd'ger tobt sie ihm entgegen.
 Vom Schaumgewölke ist die Luft durchweht
 Und immer neue Wasserberge zwingen
 Ihn pfadentrübt in ihrer Thäler Engen,
 Nicht zeigt sich ihm das Ziel, wie er auch späht —
 „Courlot! Courlot!“

Weil Licht und Schatten trüg'risch ihn umweben,
 Den Zweifel weckend, ob dem Rahn' er nah',
 Entsendet er sein donnerndes „Holá“,
 Daß Bord und Hafendämme rings erbeben.
 So toll es ihn umheult, umzischt, umrauscht,
 Ihm ist's, als stöhnte aus dem Wogengrimme
 Ersterbend eine angstgepreßte Stimme,
 Als hätte er den leisen Ruf erlauscht:
 Courlot! Courlot!

Und nun hinunter in den Kampf der Wellen
 Entgleitet er dem Floß' und läßt im Flug'
 Erfassen sich von der Gewässer Zug
 Und fort sich tragen durch der Brandung Schnellen.
 Jetzt ist der halbversunk'ne Rahn in Sicht;
 Ihn rasch um ihn das Rettungstau geschlungen —
 Da fühlt vom Gegenschwall er sich bezwungen,
 Was ihm so nahe, ach, erreicht er nicht!
 Courlot! Courlot!

Doch nicht ergibt sich der gewalt'ge Schwimmer;
 Wann hätte ihn das Element besiegt?
 Er strebt, der Strömung wieder angeschmiegt,
 Der Brandung zu und grollte sie noch grimmer,
 Sie schleudert an den Nachen ihn empor,
 Zu den Bedrängten ist er hingsunken;
 Er faßt sie an — noch glimmt ein Lebensfunken —
 „Ihr seid gerettet!“ ruft er in ihr Ohr.
 „Ich bin's, Courlot!“

Bis an des Dammes gischtumzuckte Schroffen
 Verfolgt die Menge ihres Helden Thun.
 Sie sieht an seiner Brust zwei Wesen ruh'n,
 Nach deren Zügen spähet sie betroffen.
 „Courlot! Der salz'ge Nebel macht Dich blind.
 Wen preßest Du an's Herz! Auf, laß' uns wissen
 Wen heute Du dem Tode hast entrißen —
 Allgüt'ger Gott! Es ist sein Weib, sein Kind!
 Courlot! Courlot!“

Das in dieser Ballade Erzählte hat sich am 1. Juni 1830 bei La Rochelle zugetragen.



Rathschläge, die in den Verhältnissen des Betreffenden unausführbar sind und daher, wo nicht ihm, doch seiner Umgebung Herzeleid erwecken. Das ist eine Form grausamen Wohlwollens, die namentlich chronisch Leidenden gegenüber von den „guten Freunden“ mit unerbittlicher Consequenz geübt wird. Vergift der Patient in Augenblicken des Wohlerfühlers auf sein Siechthum, so wird er durch die freundliche Ermahnung: sich doch einiges Embonpoint und rothe Wangen beizulegen, daran angenehm erinnert, während Andere wieder, eben wenn er sich recht elend fühlt, ihm auseinandersehen, er solle und müsse sich „aufraffen“.

Und wie viele derartige epidemische Situations-Thorheiten wohlwollender und sonst auch ganz vernünftiger und wohlerzogener Menschen ließen sich noch aufzählen. Doch ist hiermit in dieser Richtung wohl schon genug gesehen.

Bilder aus dem Hochgebirge.

Von

A. Gansser.

Am Gosausee.

| | |
|--|--|
| Links und rechts nur Moos und Karren, Lüste feucht und schattenkalt, Rückwärts jact'ger Felsen Starren Und uralter Nichtenwald. | Stille herrscht und Waldesfrische, Wildbach's Rauschen sich verlor, Aus der Wildniß, durch die Büsche, Glänzt nun blauer Duft hervor. |
|--|--|

| | |
|---|--|
| Ueber Humus und Gebeine Die Cyclame duftend träumt, Durch die Felsen und Gesteine Silberklares Wasser schäumt. | Wenig Schritte — und die Sonne Blickt vor mir am dunklen See, Ueber jenes Wassers Zone Nagt des Dachsteins ew'ger Schnee. |
|---|--|

| | |
|--|--|
| Wildbachs süßle Wellen tosen Tief hinab zu Schlucht und Tam, Auf den Höhen Alpenroien, Langgestielter Enzian. | Friede herrscht und tiefes Schweigen In der göttlichen Natur, Aus den Wassern scheint zu steigen Gottes Geist und seine Spur. |
|--|--|

| | |
|--|--|
| Und ich wand're durch die Dichte, Die nur selten Sonne schaut, Dort hinan zu jener Lichte, Wo der helle Himmel blaut. | Friede haucht die schöne Wildniß, Friede haucht der stille See, Ewigkeit spricht aus dem Bildniß — Tiefste Ruh' tilgt tiefstes Weh. |
|--|--|

Edelweiß.

Hoch dort von des Berges Zinken
 Erw'gen Eises Felder blinken
 Still herunter auf den See;
 Weite Kreise zieht der Geier
 Ueber graue Wolfenschleier,
 Ueber Faden, Fels und Schnee.

Und der Sonne erste Strahlen
 Roth die weißen Felder malen,
 Roth den grauen Felsenstock;
 Da, aus dunkler Krummholzdichte,
 Jugend aus in's Helle, Lichte,
 Kommt hervor der Gemsenbock.

Und hinauf die steilen Wände
 Klettert hurtig und behende
 Bald des ganzen Rudels Schaar;
 Hoch hinauf die Bergesriesen,
 Aesend auf den schmalen Wiesen
 Und verachtend die Gefahr.

Und ein Jauchzen tönt bergunter,
 Und das Echo, es wird munter,
 Lustig fort trägt es den Schrei;
 Strammer Bursch' klimmt dann die Rinne
 Still empor zur Felsenzinne
 Mit dem Stutzen, mit dem Blei.

Stutzen hängt am Riemenleder,
 Reck am Hut die Spielhahnfeder
 Und das Riesbeil in der Hand,
 Sichern Schrittes, schmalste Stelle,
 Ueber Wurzel und Gerölle,
 Nimmt er jetzt die letzte Wand.

Schleicht sich leise an zum Wilde,
 Nimmt sich Busch und Stein zum Schilde,
 Prüft den Stutzen, spannt den Hahn;
 Und gar bald ein kleines Blitzen
 Zuckt hervor aus Felsenritzen
 Und der Schuß kracht durch den Tann.

Eine Gemse stürzt kopfunter
 In den Abgrund tief hinunter
 Und der Rudel springt davon;
 Und die Echo laut erschallen,
 An den Wänden bricht das Knallen,
 Zwanzigfach des Donners Ton.

Dann, nach kurzem Hahnverpußen,
 Auf den Rücken fliegt der Stutzen
 Und es hallt ein froh „Juhu!“
 Durch die hohen Bergeszinken;
 Fest den Bergstock in der Linken,
 Geht es rasch den Schluchten zu.

Da — was glänzt dort in der Sonne?
 Laut jauchzt auf in heller Wonne
 Nun des Jägers warmes Herz;
 „Blondes Lieschen, mein Versprechen
 Kann ich halten, will Dir brechen
 Edelweiß vom Felsenherz.“

An der steilsten Wand dort oben
 Glänzt hervor das edle Kraut;
 Liebchen soll den Findex loben,
 Und den Bräutigam die Braut.

Weich, im weißen Sammetkleide,
 Prangt die edle Pflanze dort;
 Selbst die Braut auf hoher Weide,
 Holt sie nur der Kühnste fort.

Und im allergrößten Wagen
 Klimmt der Bursche hoch hinan,
 Ohne Bögern, ohne Zagen,
 Bis die Hand sie fassen kann.

Voll die Hand mit weißer Blüthe,
 Um die feine Kraft sich mühte,
 Schwindet ihm der klare Sinn;
 Ueber sich die jelt'nen Pflanzen
 Sieht er prangen, sieht er — tanzen —
 Und zum Abgrund stürzt er hin. —

Helle glänzen tausend Sterne
 Aus der dunklen Himmelsferne;
 Schweigen herrscht — und nächt'ge Ruh'
 Deckt im Abgrund dort den Heger,
 Deckt den todtten Alpenjäger,
 Edelweiß und Gemseblut zu.

Alpenglühn.

Nach des Tages heißen Stunden
Abendliche Ruhe winkt
Und hinunter in die Berge
Langsam setzt die Sonne sinkt;
Ruhe trinkt die weite Erde
Und zur Hütte zieht die Herde.

Einjam sitzt die blonde Sennin,
Ihr klingt nicht der Glocke Ton;
Ach! sie sinnt im heißen Sehnen
An den schmucken Alpensohn,
An des Waldes jungen Heger,
An den kühnen Gemsenjäger.

Denkt er ihrer? Wird er kommen?
Dort bei jener Wand hervor? —
Schmeichelnd klingt ein fernes Knallen
Noch in ihrem scharfen Ohr,
Denn sie weiß, des Echo's Klingen
Kommt nur seinem Mohr entspringen.

Jener Schuß, der Früh am Morgen
Ziel, sprach deutlich; jagte ihr,
Daß nicht allzufern der Liebste
Jagt im nahen Bergrevier;
Und ihr Herz, es ward befangen
Von der Hoffnung süßem Wangen. —

Ferne dort die hohen Spitzen,
Der Giganten weißer Firn,
Sie erglühn, sie erglänzen,
Feuer liegt um ihre Stirn;
Und die Gipfel leuchten, sprühen
Nest im vollen Alpenglühn.

Und die Sennin stützt ihr Köpfchen
Auf das Knie und auf die Hand,
Ihre Blicke schweifen sinnend
Um der Berge Feuerbrand.
Ach! kein Laut stört mehr den Frieden —
Ruh'? — ihr ist sie nicht bejieden.

Langsam bleichen schon die Feuer
Und die Nebel steigen auf,
Aus den Gründen, aus den Schluchten
Steigt der Wolken weißer Hauf;
Dämmerung umzieht mit Schatten
Zunmer mehr die grünen Matten.

Und ihr ist, als zög' das Feuer
Von den Bergen in ihr Herz,
Und als wüch' mit grauen Nebeln
Ihrer heißen Liebe Schmerz;
Und das Aug' füllt sich mit Thränen
Und zum Sterben wird ihr Sehnen.

Ihre Brust ist zum Zerpringen
Und sie weiß doch nicht, warum?
Und die Thränen fließen reicher
Und ihr Schmerz, er bleibt stumm —
Stumm, wie in der Schlucht der Heger,
Wie der todte Alpenjäger.



gespenstische Weib, das Knistern der Diefen, das Rascheln der rastlos im Käfig Kletternden Mäuse, dies Alles erzeugte bei dem sonst so nüchternen Manne der Wissenschaft fast einen Anfall von sinnverwirrendem Aberglauben. Es beschlich ihn aus allen Ecken der Stube und seine ohnedies von dem schweren Siliendufte betäubten Sinne begannen unsicher zu werden.

Er nahm einen Stuhl und setzte sich. Mälig gelang es ihm mit Aufwand all' seiner Willenskraft, dieses Schwächeanfalles Herr zu werden.

Er erinnerte sich der seltsamen Nervenanfalle der Frau, wovon ihm ein befreundeter Arzt, welcher Grete als ein pathologisch hochinteressantes Subject schilderte, erzählt hatte.

III.

Grete Nürgens galt überhaupt für eine sonderbare Frau. Die Studenten der Stadt, für welche sie eine zeitlang Anceipmühen gestiftet hatte, nannten sie allgemein „Frau Medusa“ und ihr Kopf hatte thatsächlich etwas an jene schreckhafte Wappenmaske Gemahnendes, womit die streitbare Pallas ihren Kriegsschild geschmückt. Auch Schicksal und Leben dieser Frau war von jenen, die in den Mund der Leute kommen. Sie war verheiratet gewesen, aber ihr Mann that nicht gut. Er trank über den Durst, und da er als Dachdecker mehr als ein Anderer festen Fuß und ruhiges Blut brauchte, hätte er den Wein, mehr als ein Anderer, fürchten sollen. Derweil er auf den Dächern herumkletterte, ging Frau Grete in die Häuser auf Näh- und Stickerarbeit. Da eines Tages saß sie wieder am Fenster und zog die Nadel. Draußen hingen die Stricke eines Flaschenzuges herab und knirschte die Blockrolle, während vom Dache herab Hammerschläge und ein lockeres Liedlein ertönten. Grete kannte den Dachdecker und Sänger. Plötzlich fuhr von oben herab eine dunkle Masse am Fenster vorüber und ein dumpfer Fall auf das Pflaster erscholl . . . Sie schrie jäh auf, unten aber hoben sie den tobt Nürgens auf und trugen ihn fort . . .

Eine Zeit lang ging sie noch nähen und sticken in die Häuser, dann nahm sie nur mehr Arbeit zu Hause an, bis vor etwa vier Jahren ein höchst merkwürdiger Umschlag, nicht in ihren Lebensgewohnheiten, aber in ihren Verhältnissen eintrat.

Frau Medusa griff zur Feder. Wie kam das bei einer Frau von, wie man annahm, ziemlich mangelhafter Bildung? Einzelne erinnerten daran, daß sie als Tochter eines guten Bürgerhauses anfänglich, bis der Vater seinen Ruin mit seinem Selbstmord besiegelte, eine gewisse Erziehung genossen hatte. Andere meinten, das reiche doch nicht aus, und schließlich hieß es, sie habe sich seit dem Tode ihres Mannes eifrigen Studien ergeben. Möchte dem sein, wie ihm wollte, Grete Nürgens hatte unter ihrem Namen

Eine fast unheimliche Neugierde bemächtigte sich des Doctors. Jetzt faßte er die Kranke um die Hüfte, lehnte sie nach rückwärts und richtete sie dann langsam wieder in die Höhe. Der empfindungslose Körper leistete nicht den geringsten Widerstand. Dann hob er sie mit einem kräftigen Ruck empor und trug sie auf das Bett, das in einer Ecke stand.

Da lag sie ebenso unbeweglich und starr, mit weitoffenen Augen Jetzt raschelte etwas vom Tische auf die Dielen herab; eines der weißen Mäuschen hatte sich durch die Käfigstäbe durchgezwängt, lief am Tischfuße herab und schnurstracks auf das Bett zu, an dem es behend emporkletterte. Und nicht ohne Grauen sah der Doctor, wie das Thierchen der Starrsüchtigen lieblosend über das Gesicht hin- und herhuschte

Welche geheimnißvolle Einflüsse den Mann der Starrsucht zu lösen im Stande sind, was weiß die Wissenschaft davon? Ging jetzt nicht ein leises Beben durch den starren Körper? Thorensen holte die Lampe vom Tisch, leuchtete der Liegenden in's Gesicht und harrete mit verhaltenem Athem Kein Zweifel, das eine Augenlid zitterte und sank merklich über den Augapfel herab; das Auge trat etwas zurück und über die Fochbeine der Wangen schlich ein Schatten. Leise erbebten jetzt auch die Rüstern, die Mundwinkel zuckten, die Lippen öffneten sich etwas und ein schwacher Seufzer ward hörbar Dann lief ein Schauer durch den ganzen Leib des Weibes, die Augenlider fielen zu und einen Augenblick schien sie leise athmend zu schlafen.

Plötzlich aber erhob sie den einen Arm und schob ihn unter den Kopf, dann richtete sie sich, wie aus dem Scheintod erwachend, langsam in die Höhe, öffnete die Augen und blickte in's Leere, indem sie ganz deutlich wie im Traume die Worte sprach:

— Wendelin Aberkomer

— Ich komme, Grete Nürgens, ich komme, gab es wie hingehaucht, aber doch vernehmbar, von der Thür her zur Antwort.

— Zum Teufel auch, was soll der tolle Narrenspuk, rief der Doctor ärgerlich, aber zugleich fühlte er seine Kniee krampfhaft umklammert und sah die Grete vor sich hingeworfen und hörte sie in wahnsinnigem Schreck schluchzen und wimmern:

— Gnade, Gnade!

In demselben Augenblick ward die Thür aufgestoßen und Criminalcommissär Werner, welchen Thorensen persönlich kannte, erschien mit zwei Polizeimännern.

— Nehmt die Frau in Haft, befahl der Commissär.

Grete kreischte auf und schlug mit der Stirn auf den Estrich.

rahmen gebeugt auf der Thürbank und stückte die Kneipmütze für einen neupromovirten Corpsburschen. Neben ihr schlummerte behaglich zusammengerollt eine große, weiße Kage.

Der Fremde mochte in den ersten Zwanziger stehen. Seine schmal aufgeschossene, schwächlich überhängende Gestalt, die enge Brust und das bleiche, stille Gesicht, dessen angenehme geistvolle Züge Sympathie erweckten, ließen nicht gerade auf eine robuste Gesundheit schließen. Seine Kleidung war bescheiden, aber nicht ärmlich und sein Wesen von jener schüchternen Unsicherheit eines Menschen, der sich längst an den Gedanken gewöhnt hat, daß für ihn am Tische des Lebens kein Gedeck gelegt ist.

Der Ankömmling stellte sich Frau Grete als ein entfernter Vetter mütterlicherseits, ein sonst gänzlich Verwaister vor, der an hiesiger Universität seine Studien zu vollenden komme. Die Witwe nahm den Studenten nicht unfreundlich auf, und nachdem er seine Besuche erneuert, räumte sie ihm auf seine schüchtern vorgebrachte Bitte das Hinterstübchen ein.

Der Vetter hieß Wendelin Oberkomer.

Wertwürdigerweise fanden die Nachbarn kein Haar darin, daß der junge Mann bei der Witwe wohnte, die kaum über die Dreißig hinaus und nicht ohne äußere Vorzüge war, denn Frau Grete genoß den Ruf einer so braven Frau, daß ihr die bösesten Zungen nichts anzuhaben vermochten.

Uebrigens hätte auch die üble Nachrede verstummen müssen, denn wenige Tage, nachdem Wendelin die Stube bei Frau Grete bezogen, überfiel ihn plötzlich ein Schwächezustand und seine beiden Füße waren gelähmt. Der Arzt schüttelte den Kopf und meinte schließlich, 'da sei nicht zu helfen. Die Barschaft des jungen Studenten war keine reichliche, gerade was er sich als Hofmeister in einem Fabrikantenhause erspart hatte. Frau Grete aber steckte auch nicht im Gelde. Als denn nun der Wendelin hilflos dalag, keine Stunden in der Stadt geben und nichts verdienen konnte, da ging Frau Grete ernstlich mit sich zu Rathe: Sollte sie den Lahmen behalten, oder in's Spital schicken? Bald wurde es ihr jedoch klar, daß er als Fremder keine Aufnahme im Spital finden würde, und dann hatte sie sich bereits an den Kranken, seine sanfte Stimme, seine geistreiche, gelehrte Rede, welche für die Bürgersfrau mit der bescheidenen Schulbildung einen gewissen Reiz haben mochte, gewöhnt.

Zudem besaß Frau Grete eine geheime Schwäche. Sie wäre um den Preis ihrer Seligkeit gerne eine „gelernte“ Frau geworden, um Bücher schreiben zu können, wie eine ihrer Schulfreundinnen, die seitdem mit der Feder so berühmt geworden war, obwohl sie auf der Schulbank nicht einmal unter den Ersten gewesen wie die Grete.

Grete stierte vor sich hin, während eine tiefe Bewegung durch die Zuhörerschaft ging. Dann sprach sie wie im Traum vor sich hin:

— Wie er dasaß und hüstelte und sich schüttelte, so heftisch, wie zum Auslöschen! Dann brach ihm der Bluthusten aus dem Mund und zerriß ihm die Brust und die dicken Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne. — „Meine Bücher, meine Bücher,“ greinte und jammerte er, schaff' mir meine Bücher . . .“ Der Tropf! Ich schau' ihm so recht in die Augen und da macht er die seinen zu.

Dann wischt' ich ihm die eiskalte Stirn mit meinem Tuche ab, was er geschehen läßt.

— Laßt's gut sein, sage ich, ist morgen auch ein Tag. Ihr sollt Alles wissen. Jetzt will ich Euch zu Bette bringen.

Und wie alle Abend hebe ich den federleichten Krüppel vom Sessel auf's Bett. Dann wünsch' ich ihm „gute Nacht“ und gehe in die Vorderstube. Da war's dunkel und still. Ich holte Athem; aus dem Spiegel funkelte etwas, ich glaube, es waren meine Augen. Aber ich war ruhig, zündete die Lampe an, schloß sorgfältig die Fensterläden und stand dann mitten in der Stube. Ich fuhr mir mit dem Rücken der Hand über die Stirne; die war trocken und kalt.

Nun ziehe ich ganz leise die Lade auf; du mein Gott, da liegen meine lieben, einzigen Schätze, lauter schöne, kostbare Bände nebeneinander, ein Anblick, daß mir das Herz hämmert. Und auf den Einbandrücken, da steht überall mein Name in Gold gedruckt! Wie das funkelt und lockt und mir in die Seele hineinlacht! Wie Fieberschauer durchläuft's meinen Leib und ich schlage mir die Hände vor's Gesicht! Mein Name! . . . Mutterliebe, sagt man, sei uns Weibern das Höchste! Ich weiß es nicht, aber sie kann nicht süßer sein, als was ich empfand vor meinen Büchern . . .

Sachte nehme ich einen von den Bänden heraus und betaste und streichle ihn mit Lust. Dann bedecke ich ihn mit Küffen und öffne ihn: „Miserrimus“ . . . Roman in zwei Bänden von Grete Nürgens . . . Siebzehnte Auflage. Was das für ein Gefühl war, das gedruckt zu lesen auf dem schönen Papier . . . Oh! Tausend und Tausend hatten es gelesen, lasen es und würden es noch lesen. Du glückliche, berühmte Grete — sagte ich mir. Dann hole ich mir einen anderen Band heraus; eine Uebersetzung in's Englische. Also auch dort wußten sie alle schon von der Grete . . . Daneben standen zwei Bände, wie die Buchhändler sagen, „stylvoll“ gebunden. Es war dunkelrothes, gepreßtes Leder und roch so fein . . . „Unter die Sterne verlegt“ Sechste Auflage . . . und das Buch war erst sechs Wochen heraus . . .

Doch was war das? Ich lausche ohne Athem . . . es schlürft langsam über die Dielen in der Kammer drinnen, ritsch, ritsch, immer näher . . . Hat ihm geahnt, was ich da frame? Hat er wieder Beine? Was, Beine! Aus dem Bett hat er sich heruntergleiten lassen und rutscht nun auf dem Boden zur Thüre hin, der Krüppel . . .

Ah, bist neugierig, sag' ich mir und werfe die Lade zu. Da pumpert's mit Fäusten von drinnen an die Thür, daß es in der Nachtstille schaurig wiederhallt . . . Jetzt knacks, klappt die Klinke auf und da hocht er geisterbleich auf der Schwelle und seine Augen glühen und stieren, und ich hör' ihn gellen:

— Meine Bücher, Du Raubthier, meine Bücher . . . Ich schreie die Todten heraus, heraus! Hilfe! . . .

Und das gellt und zetert, daß die Wände zittern und die Scheiben klirren . . . wahrhaftig zum Todtenaufwecken . . .

Mir aber wird roth vor den Augen, ich werde ganz toll vor Schreck . . . es packt mich wie mit einer schwarzen Faust, ich bin mit einem Sprung beim Bett, reiß' ein Rissen heraus, werf' es dem Schreihals über den Kopf und stemme die beiden Kniee mit aller Kraft darauf . . . Dann wird's ein Röcheln und dann . . . ganz still . . .

Schau' dort unter'm Bett hocht' die weiße Kaze, das verherzte Thier, Ha, ha . . . sie hat's gethan . . .

Diese Worte kreischte die Angeklagte mit einem irren Lachen heraus, ihre letzten, nur für die Nächststehenden vernehmbaren Worte aber waren:

— Vorbei war's . . . Wenn die Grete unter's Beil kommt, in's Gespött' kommt sie nicht . . .

Tiefes Grauen beschlich die Zuhörer und es war todtstill im Saale . . .

* * *

Die Geschwornen beantworteten sämtliche Schuldfragen mit: Ja.

Und der Präsident des Gerichtshofes sprach das Urtheil: Tod durch das Beil . . .

Grete stand wie ein Bild aus Stein . . . Starrsucht habe sie wieder befallen, verbreitete sich sofort die Nachricht unter der entsetzten Zuhörerschaft.

Sie lebte noch drei Tage in diesem Zustande. Berühmte Aerzte eilten herbei und sahen ihren Todeskampf . . .

Das Haus im Liliengarten ist verödet. — Man hört dort, so will der Aberglaube, bisweilen in stillen Nächten einen gellen Schrei . . .

Die Lilien aber blühen und duften . . .



Ein Engel.

Ein Engel bist Du, Weib, dem Mann:
 Wenn von der Stirn der Schweiß ihm raun,
 Dein Kuß ihn labt, ihm strahlt von fern
 Dein Auge wie der Morgenstern.

Ein Engel bist Du, Weib, dem Kind:
 Bald singst Du es in Schlummer lind,
 Bald schmiegst Du's an den Busen warm,
 Bald lehrst Du's beten, sonder Harm!

Ein Engel bist Du, Weib, dem Sohn:
 Wenn Leidenschaften ihn durchloß'n,
 Du führst ihn, wo Versuchung naht,
 Als Leitstern auf dem Lebenspfad!

Ein Engel bist Du, Weib, im Kampf:
 Dein Schleier weht im Pulverdampf,
 Im Schlachtgewühl, da Du geweiht
 Dem Werk Dich der Barmherzigkeit!

Ein Engel bist Du, Weib, im Haus:
 Still waltend geh'st Du ein und aus
 Und zeigst den Deinen treu und schlicht,
 Den Weg der Tugend und der Pflicht!

Ein Engel bleib', o Weib, zumal
 Des Volkes Stolz und Ideal,
 Des Gatten Trost, der Kinder Hort,
 Der Liebe Stern, des Glaubens Port!

O, bleib' mein Engel Tag und Nacht,
 Und nimm mich treu in Hut und Wacht —
 Erlosch mir auch der letzte Stern,
 Du führst mich auf den Weg zum Herrn!



ihren Mann, ihre Kinder, für ihre Familie, wenn sie den Mann zu einer Versicherung seines Lebens bestimmt, deren wirtschaftlich ausgezeichnete Folgen nicht so sehr ihr allein, als vielmehr ihren Kindern, den Kindern und der Familie ihres Mannes, zur Hilfe in den Tagen des Unglücks und zur Stütze in der Zukunft gereichen sollen. Die Frau liebt ihren Mann im edleren Sinne des Wortes, die weiße bedenkt, wie rasch das Rad des Glücks rollt, als die, welche über der trügerischen Gegenwart der Zukunft nicht entgegenblickt.

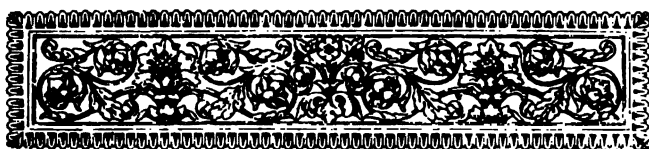
Jedoch auch noch von einem anderen Gesichtspunkte aus möchte ich die Relation zwischen Religion und Lebensversicherung beleuchten.

Die Lehren des Monotheismus schreiben den Gläubigen vor, das Leben, wie es ihnen Gott bechieden, in Demuth zu ertragen. Ob die Sonne des Glücks ihnen scheint oder ob die Nacht des Unglücks sie umfängt, — „des Herrn Wille geschehe.“ Eine Consequenz dieser Lehre ist die Stempelung des Selbstmordes zur Sünde; denn wer freiwillig seinem Leben ein Ende macht, wer vorzeitig und willkürlich den Lebensfaden kürzt, der unterwirft sich nicht dem Schicksale, das ihm Gott bestimmt, sondern tritt entgegen dem Willen und der zwar unerforschlichen, aber weisen Fügung Gottes. Die Religion verbietet den Selbstmord; ewige Strafen im Jenseits droht sie den Selbstmördern an und zeitliche Ausstoßung des Leichnams aus der Gemeinschaft der auf dem Gottesacker ruhenden Religionsgenossen. Es muß daher die Aufgabe der Kirche sein, die Zahl der Selbstmorde möglichst zu vermindern.

Ebenso wird sie es für ihren Beruf halten, den auch nach bürgerlichen Gesetzen strafbaren Handlungen, den Verbrechen im Allgemeinen, entgegenzusteuern, die Menschen auf den Pfad des Rechtes zu führen und sie warnen, daß sie die breite Straße des Lasters nicht betreten. Die Religion an sich kann nur Gutes wollen; alles, was nicht gut ist, kann mit der Religion nichts gemein haben. Jedes Verbrechen ist daher das Gegentheil von dem, was religiös ist.

Selbstmord und Verbrechen sind demnach zwei Zielpunkte, auf welche die Diener der Religion ihr unverwandtes Augenmerk richten, ihren ganzen Einfluß zur Beredlung, zur Versittlichung der Menschen geltend machen müssen.

Nun kann man aber eine Krankheit nicht heilen, wenn man ihre Ursache nicht kennt; man kann Strömungen im organischen Culturproceß der Menschheit nicht saniren, wenn man nicht weiß, worauf sie zurückzuführen sind. Wir wissen jedoch, daß das Motiv für die meisten Selbstmordfälle und für die meisten Verbrechen — die wirtschaftliche Noth ist. Der hungrige Magen trieb die meisten Selbstmörder in den Tod, und mögen auch



Bukunftsfrage.

Von

August v. Littrow-Bischoff.

Es rauscht der Bach den Felsenpfad
Herab auf steilen Wegen
Und wirft sich auf das Mühlenrad
Zerstäubt in Schaum und Regen,
Daß Alles rings, vom weißen Gischt,
Vom Wasserstaub benetzt, erfrischt,
Ergrünt und blüht im Walde.

Doch ohne Last und ohne Ruh',
Beim Kommen wie im Scheiden,
Eilt schnell der Bach den Wiesen zu
Hinwandelnd unter Weiden
Wo sich die matte Herde kühlt
Und, von der Welle Bad bespült,
Sich Thier und Mensch erlaben.

Und weiter, weiter geht es froh
Zur Niederung, zur Tiefe.
O Bächlein, warum eilst Du so
Als ob die Liebe riefte?
Und weißt doch nicht ob grauser Tod
Dir langsam nicht im Moore droht
Am Ende Deines Weges!

Das Bächlein drauf: Und harrete dampf
 Auch mein des Moorgrunds Leiche —
 Ein starker Bach durchströmt den Sumpf
 Verwandelt ihn zum Teiche,
 Und sucht durch Schlamm und Schilfgeheg
 Sich muthig einen eig'nen Weg
 Hinab, hinaus zum Flusse.

Das Wasser nur das stehen bleibt
 Mengt sich mit Staub und Erden,
 Der Bach, der Mühlenräder treibt,
 Kann nie zur Pflüge werden —
 Er nimmt was ihn im Laufe hemmt,
 Reißt, was sich ihm entgegenstemmt
 Mit sich, fern Bett vertiefend.

Wohin es geht, wohin es führt,
 Und welch' ein Zweck gegeben?
 Es läßt die Frage unberührt.
 Wer wirken will im Leben,
 Wer muth'gen Sinnes strebt und schafft
 Der löst durch seine eig'ne Kraft
 Der Zukunft bange Frage.

Das Phantom.

Nach dem Rumänischen des A. Sihleanu,

VON

E. W. Fischer.

Wer ist jener Reiter, der auf seiner Flucht,
Gleich dem Sturmeswinde,
Wie der Blitz geschwinde,
Wohl entlang die Erde
Tragt auf wildem Pferde,
Daß die Rinken sprühen von des Hufes Rucht?

Wie im Wahnsinn flieht er, groß ist seine Last!
Nirgend bleibt er stehen,
Will nicht rückwärts sehen,
Da sein Sinn bezwungen
Von Erinnerungen,
Die er nicht verdrängen kann mit ihrer Last.

In den wirren Blicken spiegelt sich ein Bild
Von gar hart bestraften
Glühenden Leidenschaften,
Von Gewissensqualen,
Die sein Glück ihm stahlen,
Die in seiner Seele kämpfen schwer und wild.

Auf der kalten Stirne klebt ein Tropfen Blut!
Und er muß ihn tragen. —
Ach, umsonst sein Klagen,
Seine Reu' vergebens!
Durch die Zeit des Lebens
Brennt auf seiner Stirne jenes Tropfens Blut.

Nicht in Eile jagt er, nein, er jagt im Flug
 Von dem Ort, wo traurig
 Sich ein Schatten schaurig
 Zeigte, der ihn schreckte,
 Angst in ihm erweckte
 Und in heiße Fesseln seine Seele schlug.

Gleich dem Pfeile fliegt er, der durchschwirrt die Luft,
 Und doch hört er immer
 Fernher ein Gewimmer,
 Hört, wie eine Stimme
 Flucht und seufzt im Grimme,
 Die auf Windesflügeln ihn verfolgt und ruft. —

Nebelhafte Schleier breitet aus die Nacht,
 Frost'ge Stürme blasen. —
 Vorwärts muß er rasen,
 Schnell dem Blick entweichend,
 Einem Geiste gleichend,
 Der im näch't'gen Dunkel ausübt seine Macht. —

Endlich hat beendet er den tollen Ritt!
 Auf gar öden, wilden,
 Wüsten Steingefilden
 Steigt er ab vom Pferde,
 Gräbt in heißer Erde
 Tief ein Grab, in welches er noch lebend tritt.

Auf dem Hügel dieses Grab's kein Kreuzlein ragt, —
 Doch in weiter Runde,
 Nachts zu später Stunde,
 Ist am Berg voll Grauen
 Ein Phantom zu schauen,
 Mit besleckter Stirne, das dem Nachtwind klagt:

„Wohl ein jedes Wesen kostet in der Zeit
 Da es lebt, vom Becher, den der Schmerz ihm bot;
 Doch die Schmerzen alle, und auch jeglich Leid
 Löscht der Trost, der süße, der sich birgt im Tod!

Ruhelos nur klagen muß die Seele mein,
 Meine Seufzer dürfen ewig nicht vergeh'n;
 Denn mit Blut geschrieben hab' den Fluch des Rain,
 Hab' ich sein Verbrechen auf der Stirne steh'n!

In die Welt gestoßen, da ich Kind noch war,
 Wuchs ich unter fremder Menschen Aug' heran.
 Keine Seele ahnt es, Niemand ward's gewahr,
 Welcher Schuld, welch' Leiden nimmer ich entrann! —

Als der Liebe Sonne, ach! so süß und mild,
Ihre warmen Strahlen in mein Herz gesenkt,
Hab' ich einem Wesen, einem Engelsbild,
Das ich angebetet, mein Vertrau'n geschenkt.

Ach, so heiß und innig, mit der Jugend Blut
Liebt' ich die Erfor'ne, fand in ihr mein Glück!
Hab' an sie zu denken heute ich den Muth,
Wehe! vor mir selber schred' ich dann zurück!

Plötzlich war entflohen sie in finst'rer Nacht!
Daß Verrath sie übend unser Band zerriß,
Mußt' ich damals glauben, und mit wilder Nacht
Pactete mich der Born, der keine Ruh' mir ließ!

Ich durchzog die Erde und durchschwamm das Meer,
Denn der Durst nach Rache trieb mich unverwandt;
Mußt' sie finden, wenn es auch im Grabe wär',
Um die Blut zu löschen, die in mir gebrannt.

Und ich fand sie wieder, stieß ihr in das Herz
Einen Dolch erbarmungslos, voll bitter'm Hohn;
Doch entsetzlich schrie sie auf in ihrem Schmerz:
„„Halte ein, Unsel'ger! Denn Du bist mein.. Sohn!““

Und in Blut gebadet sank die Vermiste hin!
Noch ein tiefer Seufzer und ihr Geist entwich. —
Eingehüllt in Flammen fühlt' ich Herz und Sinn,
Kopf und Busen brannten, Wahnsinn pactete mich!

In die Welt dann zog ich, um vom schweren Joch
Herber Seelenqualen zu befrei'n den Geist. —
Doch, o! mein Gewissen drückt mich heute noch,
Nimmer weicht der Schatten, der mich stets umkreist.

Es verwandelt Alles vor den Augen mein
Sich zu schwarzem Schatten, der mich tief entsetzt;
Frieden hofft' zu finden ich im Tod, — doch nein!
Ewig muß ich leben, von der Pein gehezt!

Als Phantom erschein' ich stets um Mitternacht,
Um mit Grau'n zu lauschen, bis ein Wehmuthston,
Bis ein schwergehauchter Schreckensruf erwacht:
„„Halte ein, Unsel'ger! Denn Du bist mein.. Sohn!““



„Zulezt bleibt noch ein Gang, zum Ueberfluß!
Und dieser harret des Einen, wie des Andern,
Das ist der „Gang ins Freie“, denn es muß
Ein Jeder in den „kleinsten Kerker wandern.“ —

*

Wo das Niveau der Ehrlichen im Neigen,
Dort sieht man Charlatane — steigen.

*

Der Luftschiffer in seiner Gondel
Weiß nicht, wohin
Ihn die Lüfte ziehn;
Wie viele wandeln auf festem Boden
Und wissen dennoch nicht — wohin?

*

Mann und Weib und Greis und Jüngling
Willst du mit gleichen Worten rühren!
Willst du denn mit einem Schlüssel,
Bester, öffnen alle Thüren?

*

Undankbarkeit eine hohe Schule: sie kann
Dich erziehen zu einem großen Mann.

*

Faßt der Speicher auch nichts mehr,
Endlich wird der vollste — leer.

*

Immer nur ein Federchen
Dem Gänschen ausgezupft,
Eines Tages endlich siehe,
Wie es — ausgerupft.

*

Drei Dinge hängen wunderbar zusammen:
Das Gold, das echte, widersteht den Flammen,
Dem Golde widersteht das feuchtsche Weib,
Der weiße Mann dem schönsten Frauenleib.

*

Geist und Verstand fürwahr
Zwei eigene Potenzen:
Es kann mit Geist ein Narr
Ganz unvergleichlich glänzen;
Doch Narrheit ganz und gar
Wird ein Verständ'ger nie credenzen.

O Jugendlust! O Jugendstürme!
 Ihr meßt noch nicht die Spanne Zeit;
 In Euren rasch genoss'nen Wonnen
 Vergeßt ihr bald das schwerste Leid.

O Alterslast! O Altersbürde!
 Du fühlst den schwächsten Druck der Zeit;
 Und jeden Athemzug verbittert
 Dies Wissen der — Gebrechlichkeit.

*

Des Glückes Unglück ist
 Die Ueberfülle;
 Das Glück des Unglücks ist
 Die Hoffnung doch.

*

Das Alter läutert die unreinen Triebe
 Und Frömmigkeit ist uns're letzte Liebe.



Das kühnste Herz erbeben. Trauern, seufzen
 Sahst Du mich wohl, doch keine Thräne noch
 Hab' ich vergossen. Ist das weniger
 Als Mannesmuth, ist's doch nicht Weiberschwäche.

Julia.

Es ist genug, — und mehr, für kleine Seelen,
 Die Unglück seh'n, wo nur Gefahr erst droht.
 Ein großes Herz weist solche Furcht zurück,
 Und greift mit kühner Hoffnung in die Zukunft,
 Wie zweifelhaft sie sei, — als wär' sie sein.

Vor unsern Thoren steh'n die beiden Heere
 Sich gegenüber, — sei's drum! hat doch Rom
 Noch nicht gelernt, wie Schlachten man verliert.
 Nicht zagend, jubelnd müssen wir's begrüßen.
 Geht Rom zum Kampf, geht es zu neuen Ehren,
 Zu Macht und Größe! Bete zu den Göttern;
 Doch stolz und freudig, — eine Römerin.

Sabina.

Wohl bin ich Römerin, da mein Gemal,
 Horatius, Römer ist. Ich bin's geworden,
 Als ich sein Haus betrat als seine Gattin, —
 Darf ich darum der Heimat nicht gedenken?
 Mein Alba, Du, das ich zuerst erblickt,
 Zuerst geliebt, wenn zwischen uns und Dir
 Der Kampf entbrennt, so fürcht' ich unsern Sieg
 So sehr, wie unsern Untergang!

Und Du,

Wenn Du mir zürst, o Rom, daß solche Liebe
 An Dir Verrath ist, — schaffe Feinde Dir,
 Die ich vermag zu hassen. Mein Gemal
 Steht hier in Deinem Heer, ihm gegenüber
 Die vielgeliebten Brüder, — kann ich beten
 Und opfern für Dein Heil, — das ihr Verderben?

Ich weiß, daß Deine junge Kraft in Kriegen
 Erstarken muß und wachsen. Götterwort
 Ruft über Deine Grenzen Dich hinaus:
 Der Erdkreis soll Dein Reich sein. — Kämpfe, siege,
 Hebet und Opfer send' ich Dir voraus.
 Laß Deine Heere glorreich überschreiten
 Der Alpen Wolkenhöhn, der Pyrenäen
 Berklüftetes Gestein; der Orient
 Sei Deiner Fülle Schemel, laß die Säulen

Des Hercules vor Deinem Schritt erbeben,
 Und Deine Adler flogen bis zum Rhein.
 Nur achte sie, die Romulus geboren,
 Der Deine Mauern baute, seinen Namen,
 Recht und Gesetz Dir gab. Von Alba stammst Du,
 Du darfst in Deiner Mutter Brust das Schwert
 Nicht stoßen. Auf, ein Kriegertritt stampft Feinde
 Aus je dem Boden. Deine Mutter wird
 Mit Stolz und Freude Deinen Sieg begleiten.

Julia.

Ich bin mit Recht erstaunt, denn in der Zeit,
 Als gegen Alba Rom sein Heer gerüstet,
 Sah ich so ruhig Dich und gleichgestimmt,
 Als wärst Du uns entstammt. Bewundert hab' ich
 Die Gattenliebe und die Bürgertugend,
 Die Alles Rom und dem Gemal geopfert.
 Jetzt, da Du trauerst, dacht' ich, Dich zu trösten,
 Als hangtest Du um Rom!

Sabina.

So lang' man sich
 In kleinen Plänkereien nur versuchte,
 Die ernstlich keinem Theil geschadet, hofft' ich
 Auf Frieden noch; und laß mich Dir's gesteh'n,
 Als Römerin wollt' ich mich fühlen! Sah ich
 Die kleinen Siege Roms mit ein'gem Reid,
 Schnell straft' ich diese Regung; unterlag es,
 Und wallte auf mein Blut in freud'gem Stolz
 Auf meine Brüder, — war's ein Augenblick,
 Den ich mit heißen Thränen wieder küßte.
 Doch jetzt, da fallen oder siegen muß
 Rom oder Alba, da nach dieser Schlacht
 Den Sieger nichts mehr hemmt, und keine Hoffnung
 Für den Besiegten bleibt, jetzt könnt' ich nur
 Von Haß getrieben für mein Heimatland
 Den Sieg für Rom ersleh'n.

Es gibt für mich
 In diesem Kampf nicht Ruhm und nicht Triumph,
 Das Leid der Unterworfenen theil' ich nur.
 Zum Kampf geleit' ich sie mit gleicher Liebe,
 Doch wenn er ausgekämpft, hab' ich nur Thränen
 Für die Besiegten, — für die Sieger — Haß.

Julia (nach einer Pause).

Wie solcher Zeiten Sturm so gar verschieden
 Der Menschen Herz bewegt! Sieh nur, wie anders

Camilla fühlt. Ihr Bruder ist Dein Gatte,
 Und Deinen Bruder liebt sie. Sie auch zieht
 Das Herz dorthin, und heil'ge Bande fesseln
 Sie hier, — und doch, verstehst Du selbst ihr Wesen?
 Was Du mit stolzer Römerfassung trugst,
 Das fand sie schwankend, furchtsam, unentschlossen,
 Der schwächste Waffenlärm ließ sie erbleichen,
 Sie schwamm in Thränen, Aller Los beweinend.
 Und gestern, da ihr Kunde ward, daß nun
 Der Tag bestimmt für die Entscheidungsschlacht,
 Erglänzt' ihr Aug' in hellem Freudenschein.

Sabina.

Ach Julia, mir mißfiel der schnelle Wechsel!
 Wie sie in bester Stimmung mit Valerius
 Sich gestern unterhielt. — Mein Bruder, fürcht' ich,
 Weicht diesem Feind. Die Gegenwart behauptet
 Ihr unantastbar Recht. Der Ferne scheint ihr
 Nicht liebenswürdig mehr: lang war die Trennung!

Doch geh' ich wohl zu weit! Die Schwesterliebe
 Macht mich zu leicht besorgt, denn, ich gesteh' es,
 Der Anlaß war gering. Auch wechselt man
 Den Sinn nicht leicht in schwerer Zeit. Wir Frauen
 Zumal, — wie kann man zwei Mal lieben?

Freilich

Frag' ich mich auch, wie kann man scherzen, lachen
 Und fröhlich sein in solcher Zeit?

Julia.

Bedenklich

Erschien's auch mir, und unerklärlich fand ich
 Ihr Wesen. Muth genug ist's, der Gefahr
 Entgegen geh'n mit festem Schritt, doch Freude
 Soll sie uns nicht erregen.

Sabina.

Sieh, da sendet

Ein günst'ger Zufall sie; sprich mit ihr, Julia,
 Such' ihr Geheimniß zu ergründen! Dir
 Wird sie es nicht verbergen, denn sie liebt Dich.
 Ich laß' Euch gern allein.

(zu Camilla, die eintritt.)

Komm', liebe Schwester,

Statt meiner Julia zu unterhalten.

Ich bin so trüb' gestimmt, daß ich mich schäme,
 Es ihr zu zeigen. Und mich selbst verlangt
 Nach Einsamkeit (ab).

Zweite Scene.

Camilla, Julia.

Camilla.

Du mög'st den Tausch nicht loben,
 Denn wahrlich, sie hat Unrecht, Julia,
 Zu glauben, daß ich minder traurig bin
 Als sie, und daß ich besser Schmerz und Thränen
 Verberge. Ist doch unser Unglück gleich.
 Wie sie muß ich in jedem Fall verlieren:
 Mit seiner Heimat fällt der mir Verlobte,
 Wenn er die meine nicht zerstört, — und ihn,
 Den ich so innig liebe, soll ich hassen, —
 Wenn ich ihn nicht beweinen muß.

Julia.

Sabina

Ist doch beklagenswerther: Wechseln kann man
 Den Gegenstand der Liebe, — nicht den Gatten.
 Vergiß den fernen Freund, und nimm Valerius'
 Bewerbung an, dann brauchst Du ferner nicht
 Für Alba's Heer zu zittern: Römerin
 Bist Du dann ungetheilt, und kein Verlust
 Droht Dir im Feindeslager.

Camilla.

Gib mir Rath,

Den ich befolgen kann; — beklage mich,
 Doch muthe mir so Schmäähliches nicht zu.
 Was auf mir liegt, — ich will es lieber tragen
 Als es verdienen.

Julia.

Kennst Du einen Wechsel,
 Der so entschuldbar, schmäählich?

Camilla.

Scheint Dir Treubruch
 Entschuldbar?

• Julia.

Ist dem Feind man Treue schuldig?

Camilla.

Er hat mein Wort, wie könnt' ein Krieg es lösen?

Julia.

Sei offen, leugne nicht, was ich geseh'n:
 Die Freundlichkeit, die Du Valerius gestern
 Erzeugt, erlaubt ihm, viel zu hoffen. —

So glücklich kaum in des Geliebten Nähe!
 In diesem Freudenrausch traf mich Valerius,
 Der, wohl zum ersten Mal, mir nicht mißfiel.
 Sprach er von Liebe mir? Ich weiß es nicht.
 Wer zu mir sprach, bemerkt' ich kaum: so konnt' ich
 Ihm nicht, wie sonst, Mißachtung, Kälte zeigen.
 Vor meinen Augen stand ein Bild allein.
 Mein Ohr vernahm nur seine Liebesworte,
 Im Herzen jauchzt' es: morgen! morgen Dein!

Heut' ist der Tag für die Entscheidungsschlacht,
 Dies ist das morgen, das ich gestern noch
 Ersehnt. An Lieb' und Frieden dacht' ich nur,
 Heut' sollen wir durch Kampf und Tod sie suchen.

Die Nacht war lang und schwarz, ihr düstrer Schleier
 Liegt noch auf Allem: Traumgebilde, blutig,
 Entsetzlich werden Wahrheit und zum Traum
 Mein kurzes Glück. Was sah ich nur? — Ein Schatten,
 Dann Andre, — drei, — sie flohen, sie verfolgten, —
 Verlöschten sich, dann sah ich nichts mehr, Schrecken,
 Verwirrung Alles!

Julia.

Desto besser! Träume
 Bedeuten stets ihr Gegentheil.

Camilla.

O könnt' ich's
 So glauben, wie ich's wünsche, — doch wir stehen
 Vor einer Schlacht, — beginnt der Friede so?

Julia.

Oft schon hat eine Schlacht den Krieg beendet.

Camilla.

Dann laß' das Uebel mir statt solcher Heilung!
 Ob Rom erliegt, ob Alba untergeht,
 Der Ueberwinder wie der Slave Rom's
 Kann nie Camilla's Gatte sein! — Was seh' ich?
 Täuscht mich ein Traum?

(zu Curiatius, der eintritt).

Du hier? In Rom?

Dritte Scene.

Curiatius, Camilla, Julia.

Curiatius.

Camilla,

Ich bin's! Sieh' her: Rom's Ueberwinder nicht,
 Auch nicht sein Slave! Nicht mehr darfst Du fürchten,

Geröthet meine Hand zu seh'n vom Druck
Der Sklaventette, noch von Römerblut.
Hab' ich doch selbst fast mehr noch unsern Sieg
Gefürchtet, — als: gebeugt durch's Joch zu geh'n.

Camilla.

Nicht weiter! — Was Du sagen willst, ich ahn' es:
Du fliehst den Kampf, der, wie er enden würde,
Tod unserer Liebe brächte, — und Dein Herz
Entzieht der Heimat Deines Armes Beistand
Um meinetwillen! — Mögen And're fragen,
Ob Du die Pflicht verletzt, — ob Du Camilla
Zu sehr geliebt, — sie darf Dich deshalb nicht
Geringer achten: um so treuer steht sie
Zu Dir. Die Heimat, der Du Alles schuldest,
Du hast sie mir geopfert, — nimm' mich hin!
Doch, — sah'st Du meinen Vater? Wird er's dulden,
Daß Du hier weilst, — in des Horatius Haus?
Er liebt sein Vaterland mehr als die Seinen,
Die Tochter gilt ihm nichts, wenn Rom es fordert;
Sieht er den Feind in Dir? den Ueberläufer?
Den Tochtermann? Aus welchem Boden soll
Camilla's Glück entsproßen?

Curiaius (Holla).

Er empfing mich
Als Tochtermann mit freud'ger Herzlichkeit.
Er durft' es, denn nicht bin ich als Verräther
Ehrlos durch seines Hauses Thür getreten.
Die Heimat hab' ich nicht geopfert. Ehre
Und Pflicht bewahrt' ich treu, wie meine Liebe.
Ein guter Bürger war ich, und ich zeigt' es;
Wie ich Dich liebte, zeigt' ich nicht, — ich fühl't' es
Am Schmerz, mit dem ich für mein Alba kämpfte.
Ich that' es noch, Du sah'st mich nicht in Rom,
Ich stände noch im Lager, wenn der Friede
Mich nicht zu Dir gesandt. Hör' es: der Friede!

Camilla.

Der Friede? Kehrt' die Zeit der Wunder wieder?

Julia.

Glaubst Du an ein Orakel doch, — warum nicht
An Wunder? Laß' uns hören, Curiaius,
Wie kam's, daß diese Stund' uns Frieden brachte.

Curiaius.

Wer konnt' es denken! Rom's und Alba's Schaaren
Bedrohten schon sich mit den Augen, zitternd

Vor Kampflust, den Befehl zum Angriff nur
 Erwartend. Da erschien vor unsern Reihen
 Alba's Dictator, der von Euren König
 Gehör verlangt', im Angesicht der Heere.
 Der König willigt ein, und Jener spricht:
 „Mitbürger, Römer! Welche Zwietrachtsgeister
 Bewegen uns zum Streit? Die Augen öffnet,
 Seh't, was Ihr thut! Desselben Bodens Kinder
 Sind wir. Wir gaben uns're Töchter Euch
 Zu Frauen. Alba's Blut fließt tausendfach
 In Euren Adern. Nur Ein Volk sind wir
 In zwei getrennten Städten. Warum denn
 Zerfleischen wir uns selbst in Bürgerkriegen?
 Aus jeder Wunde des Erschlag'nen strömt
 Zugleich des Siegers Blut, und naß von Thränen
 Ist jeder Vorbeerzweig. Vereinigt steh'n
 An unsern Grenzen Rom's und Alba's Feinde,
 Begierig lauernd, bis die Niederlage
 Des Einen Theils als leichte Beute ihnen
 Den andern überläßt; der, Sieger zwar,
 Erschöpft vom Kampf dasteht, beraubt der Stütze,
 Die er mit eig'ner Hand zertrümmert. Auf!
 Vereinigt Eure Kräfte gegen sie,
 Die lang' genug von uns'rer Zwietracht lebten,
 Vergeßt den Hader, der aus braven Kriegern
 Euch zu gehäß'gen Nachbarn hat gemacht.

Wenn aber Ehrgeiz Euch ins Feld getrieben,
 Den Kampf zu führen um die Obermacht,
 So laßt, statt Euch zu trennen, solchen Ehrgeiz
 Euch einen — eh' er so viel Blut gekostet.
 Erwählt Euch Kämpfer für die große Sache,
 Und an die feinen Knüpfe sein Geschick
 So Rom wie Alba; und wie dann die Götter
 Es lenken, nimmt der Ueberwund'ne friedlich
 Vom stärkern Bruderstamm Gesetze an.
 Doch ohne Schmach gescheh' es für die Tapfern:
 Sie mögen Unterthanen sein, nicht Sklaven.
 Demüthigung, Tribut und jede Härte
 Bleib' ihnen fern; sie folgen nur den Fahnen
 Des Siegers, — Alle dann Ein Volk, Ein Reich!“

Wie wohl der Sommerwind ein Aehrenfeld
 Bewegt, nach einer Seite Alle beugend,
 Bewegt die tausend Herzen seine Rede.
 Mit andern Augen seh'n sie jetzt die Reihen
 Sich gegenüber, jetzt erkennen sie
 Der einen Freund, der seiner Gattin Bruder,

Der seiner Tochter Mann. Sie steh'n entsezt
 Vor dem, was sie gewollt, und wollen nun,
 Was der Dictator Mettius ihnen rãth.
 Zustimmung jauchzen Alle, man beschwört
 Den Frieden und bestimmt die Zahl der Kämpfer.
 Drei soll man wählen, — dazu braucht der König
 Und der Dictator ruhige Erwägung.
 In seinem Zelt weilt unser Haupt; das Eure
 Bespricht sich im Senat.

Camilla.

Dank Euch, Ihr Götter!
 Ihr füllt mit Eurer Seligkeit mein Herz!

Curiaius.

Durch Uebereinkunft ward uns eine Frist —
 Zwei Stunden nur — gesetzt, dann wird das Loß
 Der Kämpfer über Aller Loß entscheiden.
 So lang' ist Jeder frei, — Rom ist bei uns,
 Und hier glaubt man sich fast in Alba's Lager.
 Die lang getrennten Freunde suchen sich,
 Und freudig nimmt man Jeden auf. Ich ging
 Mit Deinen Brüdern, flog voraus, und brachte
 Die Kunde Deinem Vater, — der für morgen
 Mir Deine Hand versprach. — Camilla — morgen!
 (zusehend) Du wirst Dich dem Befehl nicht widersetzen?

Camilla (ebenso).

Geehrt uns armen Mädchen doch Gehorsam!

Curiaius.

So komm', und hör' den harten Urtheilspruch,
 Und schnell, ich möcht' ihn noch einmal vernehmen.

Camilla.

Geh'n wir! Auch meine Brüder möcht' ich grüßen.
 Aus jedem Mund die Friedensbotschaft hören.

Julia.

Geh't nur! Ich will für mich und Euch den Göttern
 Dankopfer bringen, die den Frieden schenkten.

Auch fürchten müßte? Alba unterliegt,
 Wenn es nicht siegt, um Deines Lebens Preis —
 Und Alba lebt, — wie Du, will athmen, siegen —
 Wie Du, Wen muß ich von Euch sterben seh'n?
 Wem muß ich Vorbeerzweige reichen, — weinend
 Um den Gefall'nen?

Horatius.

Weinen wolltest Du
 Um mich, wenn ich für Rom mein Leben ließ?
 Fühlst Du nicht, wie geheimnißvolle Lockung
 In solchem Tode liegt? und daß er Thränen
 Nicht duldet? Segnen würd' ich mein Geschick!
 Nur darf ich jetzt nicht sterben: in den Adern
 Wahr' ich Rom's Lebenskraft, ich will nicht sterben!

Curatius.

Doch wehrst Du's Deinen Freunden nicht, für Dich auch
 Zu zittern. Dein die Zuversicht, der Ruhm,
 Für sie die Furcht, die Thränen, der Verlust.
 Gar ungerechte Theilung ist's: Dich macht sie
 Unsterblich, ihnen stirbt ein treuer Freund.
 Sieh' da Flavian! Was bringt er Neues?

Zweite Scene.

Horatius, Curatius, Flavianus.

Curatius.

Hat man

Die Kämpfer schon gewählt?

Flavianus.

Man sandte mich,

Dir ihre Namen kund zu thun.

Curatius.

Nun denn,

Wer sind sie?

Flavianus.

Du und Deine Brüder!

Curatius (erschreckend).

Wer?

Flavianus.

Du bist's und Deine Brüder! Doch warum
 Bewölkt sich Deine Stirn, senkt sich Dein Auge?
 Mißfällt Dir diese Wahl?

Curiaius.

— — — Sie überrascht mich! —
Ich hielt mich zu gering für solche Ehre.

Flavianus.

So meld' ich dem Dictator, der mich sandte,
Daß Du mit Kälte seine Botschaft hörtest?
Wenn Jemand überrascht ist, wird Er's sein.

Curiaius.

Sag' ihm, — daß Liebe, Freundschaft und Verwandtschaft
Die Curiatier nimmer hindern, kämpfend
Mit den Horatiern, — ihrem Land zu dienen.

Flavianus (erschüttert).

Steht's so? Du sagst mir viel mit wenig Worten.

Curiaius.

Bring' dem Dictator meine Antwort. Laß uns.
(Flavianus ab.)

Dritte Scene.

Horatius, Curiaius.

Curiaius.

So steht's! Jetzt mögen Erd' und Himmel uns
Vereint bekriegen. Mögen in den Kampf
Der Götter und der Menschen auch die Geister
Der Unterwelt sich mischen, — können sie
Doch Schlimm'res nicht ersinnen und uns anthun
Als diese Ehre, die man uns erweist,
Uns Weiden.

Horatius.

Nicht so! Sieh, die Schranken öffnen
Sich weit dem großen Kampf. Und wenn die Götter
Ein unerhörtes Schicksal uns bereitet,
So meinten sie's als Maßstab uns'rer Kraft.
Da steht es, — sieh' es an, und scheint es Dir
Ein übermenschliches, — so strecke Dich!
Den Feind bekämpfen, sei's in Reih' und Glied,
Sei's anstatt Aller einzeln gegen Einen,
Den man nicht liebt, nicht haßt, das fordert nichts
Als eines Mannes Kraft. — Viele Tausend starben
Den Heldentod, viel Tausend ihn begehren.
Doch gegen den sich waffnen, den man liebt
Mehr als sich selbst; das Schwert erheben, dem sich

Nur vorwärts. Sieh' auf's Ziel, und nichts entsezt Dich.
 Wenn Rom mich braucht, sei's gegen wen es will,
 Blind nehm' ich's an, und freudig führ' ich's aus.
 Die Ehre, seinen Auftrag zu empfangen,
 Gilt mehr als Alles: Wer in seinem Dienst
 An And'res denkt, als seine Pflicht zu thun,
 Geht rückwärts in den Kampf. Sein heil'ges Recht
 Bricht jedes and're Band. Rom wählte mich,
 Und freudig, wie ich einst die Schwester freite,
 So freudig kämpf' ich mit dem Bruder jetzt.
 Ein Wort genüge: Alba wählte Dich:
 Ich kenne Dich nur noch als Alba's Kämpfer.

Curatius.

Ich kenne Dich, — wie immer. Darum leid' ich!
 Doch diese rauhe Stärke kannt' ich nicht;
 Sie ist, wie unser Unglück: unermesslich.
 Bewundern kann ich sie, doch nicht sie üben.

Horatius.

Nein, nein! Laß Dich nicht zwingen, stark zu sein!
 Und da Dir Klagen gar so lieblich scheint,
 Genieß' es nach Belieben! Sieh, da kommt
 Auch meine Schwester; weint und klagt zusammen.
 Ich will zu meiner Gattin geh'n, sie mahnen,
 Gerecht und stark zu sein. Sie soll Dich lieben,
 Auch dann, wenn ich durch Deine Hand gefallen.

Vierte Scene.

Horatius, Curatius, Camilla.

Horatius.

Hast Du gehört Camilla, wie man ehrt
 Den, den Du liebst?

Camilla.

Hab' ich gehört, wie man
 Mein Todesurtheil mir verkündigt? Weh uns!

Horatius.

Sei fest! Bewähre Dich als meine Schwester.
 Und wenn er wiederkehrt, nachdem mein Tod
 Zum Sieger ihn gemacht, empfang' ihn nicht
 Als Mörder Deines Bruders. Sieh in ihm
 Den Mann, der seine Pflicht gethan, der Allen
 Gezeigt, daß Dein und seines Land's er würdig.
 Schließt Euren Ehebund, als ob ich lebte.

Du aber läufft mir nach! — noch immer ruhig?
 Ich gebe Dir Dein Wort zurück, und halte
 Dir ferner nicht die Treu'. — Verlangst Du mehr noch?

Camilla.

Nichts mehr! Thu' Alles, was Du sagst und kannst,
 Nur helfen wird Dir's nicht: Ich liebe Dich,
 Und will Dich immer lieben, — treulos auch,
 Nur tödte mir die Brüder nicht, — und lebe!
 Ich hielte Dich ja nicht zurück vom Kampf,
 Wärest Du ein Römer, oder ich aus Alba;
 O ja, — ich könnte muthig sein, und Dich noch
 Ermuth'gen; that ich's meinen Bruder nicht?
 Hab' ich den Göttern nicht für ihn geopfert?
 Für ihn — Weh' mir: es war für Deinen Gegner.
 Er kommt! O hätte doch Sabina's Liebe
 Vermocht, was mir mißlang, — ein Herz zu rühren.

Sechste Scene.

Horatius, Curiatius, Sabina, Camilla,

Curiatius.

Er kommt, und nicht allein! O meine Schwester,
 Der Abschied, hofft' ich, bliebe uns erspart.
 Was willst Du hier? Camilla hat gesprochen, —
 Und hat geweint, und Du?

Sabina.

Sei unbesorgt!

Ich kam, Dir Lebewohl zu sagen, — sonst nichts!
 Ich werde doch das Blut der Curiatier
 Vor diesen stolzen Römern nicht beschämen!
 Im Gegentheil: verleugnen würd' ich Euch,
 Wenn Ihr nur menschlich fühltet. — Darf ich Euch
 Jedoch um Etwas bitten? Würdig ist es,
 Solch eines Vatters, eines solchen Bruders.
 Der Kampf, in den Ihr geht, ist göttlich groß.
 Nur — etwas ruchlos scheint er mir zu sein.
 Die hohe Ehre, die er Euch gewährt,
 Möcht' ich im hellsten Glanz, und ungetrübt
 Von häßlichem Verbrechen leuchten seh'n.
 Ein Brudermord? O Schande? Macht, daß Ihr —
 Rechtischaff'ne Feinde — Euch bekämpfen könnt.
 Ich bin das heil'ge Band, das Euch vereint.
 Zer Schneidet es, und Ihr seid frei. Erkaufet Euch
 Durch meinen Tod das Recht zu Haß und Feindschaft.
 Euch hassen müßt Ihr ja, da Rom es will
 Und Alba. So gehorcht! Es tödte mich

Der Eine, mag mich dann der Andere rächen.
 Dann ist's in Ordnung: Einen mindestens
 Von Euch kann man nicht tadeln. Mächt er doch
 Weib oder Schwester. — Das gefällt Euch nicht?
 Ach so! Ihr würdet Euren Ruhm verdunkeln,
 Wenn noch ein andrer Grund zum Kampf Euch triebe,
 Als Eifer Eurem Land zu dienen. Wäret Ihr
 Nicht Brüder mehr, Ihr thätet nicht genug!
 Ihr müßt Euch tödten ohne Haß. Beginnt denn!

(zu Horatius)

In meinen Adern fließt sein Blut, — vergieß' es!

(zu Curiatius)

In meinem Busen schlägt sein Herz, — zerfleisch' es!
 Du hassest Rom (zu Horatius) Du hassest Alba, ich
 Ich hasse Beide, — opfert Beiden mich!

Wie? wollt Ihr mich verschonen, daß ich lebe,
 Nachdem der Eine fiel, der Andere siegte?
 Und wie dann theil' ich meine Seele zwischen
 Dem Todten und dem Lebenden? Sabina
 Hat ausgelebt, eh' das geschieht. Seid sicher!
 Wollt' Ihr nicht, thu' ich's selbst. Doch nein, es gibt
 Ein and'res Mittel noch, Ich kann Euch zwingen:
 Gebt wohl Acht, wenn Ihr Euch durchbohren wollt,
 Daß zwischen Euch nicht diese Brust die Schläge
 Auffängt, die Ihr mir jetzt versagt. — Barbaren!

Horatius.

Mein Weib!

Curiatius.

O! Meine Schwester!

Camilla (zu Sabina).

Muth! Sie weichen!

Sabina.

Ihr seufzt? Ihr werdet bleich? Ihr fürchtet doch
 So Kleines nicht, wie meinen Tod? Ihr Helden,
 Die Rom und Alba wählte, auf! Seid muthig!

Horatius.

Was that ich Dir Sabina, womit hab' ich
 Dich je getränkt, das solche Rache fordert?
 Ist meine Ehre nicht die Deine auch?
 Laß' sie mich wahren! Nimm' mir nicht die Kraft;
 Laß' mich mein schweres Tageswerk vollbringen.
 Du hast im Herzen Stimmen wach gerufen,

Die ich nicht hören will, — bring' sie zum Schweigen!
 Du mußt mit einer Liebe mich umfassen,
 Die mich nicht sinken läßt. Schon, daß ich kämpfe,
 Ist schmachvoll Dir und mir. O geh', Sabina,
 Laß' mich mit Ehren leben oder sterben!

Sabina.

Da kommt Dir Hilfe, — ich, ich bin zu Ende!

Siebente Scene.

Der alte Horatius, Horatius, Curiatius, Sabina,
 Camilla.

Der alte Horatius.

Was seh' ich, meine Kinder? Liebeständeln?
 Verliert Ihr Eure Zeit mit Frauen? Stählen
 Zu blut'gen Thaten Weiberthränen Euch?
 Flieht! Laßt sie klagen, denen Klagen ziemt,
 Doch hört' auf ihre Worte nicht: Gemischt
 Aus List und Liebe sind sie. Fliehend nur
 Entzieht man solchen Waffen sich!

Sabina.

Mein Vater,
 Du fürchtest ohne Grund: sie sind Dein würdig;
 Ich hab' um Bruder und Gemal gerungen,
 Sie sind nur Deine Söhne. Klänge dennoch
 Aus ihrer Brust ein schwaches Echo wieder
 Von unserm Schmerz, so wirfst Du es ersticken.
 Komm', meine Schwester! Unfre Thränen flieh'n sie,
 Jetzt nimmt Verzweiflung uns in ihre Arme.
 Auf, Tiger, auf zum Kampf, und wir zum Tode.

Achte Scene.

Der alte Horatius, Horatius, Curiatius.

Horatius.

Verlaß' sie nicht, mein Vater. Rasen läßt sie
 Der Schmerz. Und Sorge, daß sie nicht das Haus
 Verlassen. Ihr verzweiflungsvolles Weinen
 Darf unser Ohr nicht treffen, nicht ihr Bild
 Den klaren Blick uns trüben. Keine Stimme
 Darf flüstern: ihr Erscheinen hätten wir
 Geahnt, — und nicht verhindert.

Der alte Horatius.

Sorge nicht!

Geh'! Deine Brüder warten! Dent' an nichts,
 Als daß Du Deines Landes Kämpfer bist.

Julia.

Hör' mich zu Ende!
 Ward die Gefahr auch kleiner, darf uns Hoffnung
 Auch wieder lächeln, bleibt doch immer noch
 Genug der Sorge, denn vergebens will man
 Sie ihrem Loos entzieh'n. Sie nennen's herrlich.
 Sie haben abgestreift, was sie an Euch
 Und an einander band. Nicht Menschen mehr,
 Sie sind die Länder selbst, für die sie streiten.
 An ihrem Werk vergreift sich, wer sie hindert,
 Wie eine Schmach empfinden sie das Mitleid;
 Sie kämpfen lieber mit dem ganzen Heer,
 Und sterben nutzlos, — eh' vom Streit sie lassen.

Sabina.

Unbeugsam! Sich und uns verderbend! Weh' uns!

Julia.

Hör' weiter! Ihrerseits empören sich
 Die Heere. Sie verlangen jetzt einstimmig
 Der Krieges Fortgang oder and're Kämpfer.
 Kaum achten sie die Führer noch im wüsten
 Getümmel, — da durchdringt des Königs Stimme,
 Die fast schon übertäubt war, einmal noch
 Den wilden Lärm. „Da die Gemüther sich
 In solchem Streit erhizen“, ruft er laut:
 „So laßt der Götter heilige Entscheidung
 Uns fordern: ob sie uns den Tausch gestatten.
 Wer widerstrebte dem, was sie verkünden
 Als ihren Willen? — Opfern wir den Göttern!“
 Er schweigt, und einer Zauberformel gleicht
 Sein Wort: Die Waffen, löj't es aus den Händen
 Der Kämpfenden. Wie auch ihr Wahn sie blendet,
 Die Götter seh'n sie noch, — und fürchten sie.
 In schweigendem Gehorjam steh'n sie Alle,
 Und wie sie früher des Dictators Worten
 Gehorcht, so nehmen als Geisß sie nun
 Den Rath des weisen Tullus an, als wär' er
 Ihr König schon. — Der Opferthiere Tod
 Wird uns das Weit're sagen.

Sabina.

Zweifelt Du?

Die so der Menge Herz gelenkt, die Götter,
 Sie werden nicht den Brudermord gestatten.
 O laß' uns hoffen!

Dritte Scene.

Sabina, Camilla, Julia.

Sabina.

Meine Schwester, komm!

Ich habe Freudiges für Dich.

Camilla.

Ich weiß es.

Ob ich es freudig nenne, weiß ich nicht.
Bei meinem Vater hört' ich, was gesch'eh'n,
Doch hoff' ich nichts. Der Schlag wird nur verzögert,
Um härter uns zu treffen. Länger quält uns
Die bange Furcht, und etwas später nur
Beweinen wir, — die wir beweinen müssen.

Sabina.

Die Götter sprachen durch den Mund der Heere.

Camilla.

Die Götter sprachen durch des Königs Mund,
Als er die Wahl auf meine Brüder lenkte.
Wie sollten ihren ew'gen Rathschluß sie
Der leicht bewegten Menge anvertrau'n?
Sie wählen Einen königlichen Mann,
Der ihren Willen zu dem seinen macht
Und festhält, was er will. Die Andern folgen.

Julia.

Nein, — sieh' auch Du die Hoffnung freundlich an,
Wenn sie Dir lächelt. Denk' an Dein Orakel,
Das gestern Dich getröstet.

Camilla.

Ach, Ihr wißt,

Daß ein Orakel um so dunkler ist,
Je heller es erscheint!

Sabina.

Ich will vertrau'n!

Wenn sich die Gunst der Himmlischen zu uns
Herniederbeugt, so müssen wir auch freudig
Mit ausgestreckten Armen sie empfangen.
Von finstern Mißtrau'n wendet sie sich ab,
Und flieht zurück in ihre lichten Höhen.

Und löst es uns vom Vaterhause auch, —
 Die Seele löst es nicht. In tiefster Brust
 Trägt man die Heimat mit ins Haus des Gatten,
 Die Jugend, unsres Lebens goldne Zeit,
 Die Mitgeborenen, Theile unsres Wesens,
 Sie sterben nur mit uns, und wir mit ihnen.
 Doch der Geliebte, den Dein Herz erwählt,
 Ist Dir so viel nur, wie Du selbst es willst.
 Ein Jank, ein wenig Eifersucht, ein Nichts
 Ernüchtern Dich von solcher Schwärmerei.
 Was eine Laune kann, das thu' Du jetzt
 Aus freier Wahl. Dein Herz gehört den Deinen,
 So lang' Dich Pflichten nicht an andere binden.
 Ich bin's allein, die Alles fürchten muß,
 Der keine Hoffnung bleibt.

Camilla.

Ich seh' es wohl,
 Du kennst die Liebe nicht und ihre Macht.
 Man spielt mit ihr, so lang sie klein und schwach,
 Dann wächst sie bis sie unser Herr geworden,
 Ein starker, strenger Herr. Nicht lieben wollen,
 Das kann das Herz nicht mehr. Es kann nichts wollen,
 Als was die Liebe will.

Fünfte Scene.

Der alte Horatius, Sabina, Camilla.

Der alte Horatius.

Ich bring' Euch Nachricht!
 Doch wird sie Euch betrüben, meine Töchter.
 Ich will's Euch nicht verhehlen: Eure Brüder
 Sind im Gefecht. Die Götter wollten's so.

Sabina (Schwantend).

Du siehst es, — darauf war ich nicht gefaßt, —
 Nicht mehr gefaßt! Ich hatte noch den Göttern
 Vertraut. Versuche keinen Trost, mein Vater,
 Vernunft — ist lästig. Mitleid, — brauchen wir's?
 Das tiefste Mitleid zeigten uns die Götter,
 Als sie den Tod so nah' an's Leben rückten,
 Daß uns ein Schritt zu ihm hinüber führt.

Wir könnten wohl in Deiner Gegenwart
 Ein wenig Fassung heucheln, — doch wozu?
 Wenn man der Schwäche sich nicht schämen muß,
 Ist's Feigheit, sie verleugnen. Lassen wir

Den Männern, was so hoch sie über uns
 Erhebt; verlangen wir doch nicht, daß sie
 Gleich uns zu klagen sich erniedern sollen.
 Seid stark, wir neiden's Euch ja nicht! Vernehmt
 Das Schlimmste unbewegt; doch laßt auch uns
 Das Einz'ge, was uns bleibt: ohnmächt'ge Thränen.

Der alte Horatius.

Wie sollt' ich Thränen tadeln, der ich selbst
 Mich ihrer kaum erwehre? Würd' ich doch
 Vielleicht erliegen, wäre mir so Schweres
 Wie Euch bechieden. — Deine Brüder lieb' ich,
 Du weißt es, doch die Schwester, die Verlobte
 Liebt mehr sie. Meine Kinder sind sie nicht.
 Sie sind die Gegner Roms, und ungetheilt
 Sind mit den eignen Söhnen Herz und Wünsche.
 Den Göttern dank' ich, daß sie würdig blieben
 Der höchsten Ehre. Unererschüttert wiesen
 Das Mitleid beider Heere sie zurück.
 Wenn sie es nicht verschmäht, wenn sie es gar
 Erbettelt hätten, wohl mit eigner Hand
 Hätt' ich zum Kampfplatz sie zurückgezwungen.
 Doch als man gegen ihren Willen And're
 Verlangt, — ich läugn' es nicht, da hab' auch ich
 Mit Opfer und Gebet mich Euch vereinigt.
 Und hätten gnädig mich erhört die Götter,
 So ständen andre Kämpfer jetzt für Alba
 Den Söhnen des Horatius gegenüber.
 Dann würden wir vereint in stolzer Freude
 Rom triumphiren seh'n. Der Götter Weisheit
 Beschloß es anders; — ich ergebe mich.
 Erhebt mit mir die Herzen, meine Töchter,
 Sucht Euer Glück im allgemeinen Wohl.
 Denkt, daß Ihr Römerinnen seid. Sabina,
 Du bist's geworden, Du Camilla, bleibst es.
 Ein Schatz ist dieser Name. Hütet ihn!
 Denn kommen wird der Tag, da Rom in Händen
 Die Donnerkeile Jovis trägt. Das Weltall
 Von ihm Gesetze nimmt, und Könige
 Um diesen Namen streiten. Also haben
 Die Götter dem Aeneas es verheißen.

Sechste Scene.

Der alte Horatius, Sabina, Camilla, Julia.

Der alte Horatius.

Du kommst, den Sieg uns zu verkünden?

Julia.

Nein!

Bernimm des Kampfes unheilvollen Ausgang!
Rom ist besiegt, — geschlagen Deine Söhne!
Zwei fielen, nur Sabina's Gatte bleibt Dir.

Der alte Horatius.

Ja unheilvoller Ausgang! Alba siegte,
Rom unterworfen — und Horatius lebt!
Julia, man täuschte Dich, das kann nicht sein.
Sie beide leben, wenn nicht beide starben,
Mein Sohn und Rom. Ich kenne ihn, und er
Kennt seine Pflicht.

Julia.

Von unsern Mauern sahen
Es Tausende, wie ich. Er kämpfte wacker,
So lang die Brüder lebten, als sie fielen,
Und er drei Gegnern gegenüberstand,
Nahm er die Flucht, eh' sie ihn ganz umringten.

Der alte Horatius.

Und die verrath'nen Krieger tödteten
Den Feigling nicht? gewährten Zuflucht ihm?

Julia.

Ich wollte nichts mehr seh'n nach diesem Anblick!

Camilla.

O meine lieben Brüder!

Der alte Horatius.

Still! Nicht Alle

Darfst Du beweinen. Sind doch Zwei von ihnen
So glücklich, daß ihr Vater sie beneidet.
Mit Blumen deckt ihr Grab. Ihr Ruhm ersetzt mir
Die Freude ihres Anblicks; — und sie selbst,
Sie sahen Rom, so lang sie lebten, frei!
Und daß es fremden Fürsten nun gehorcht,
Ein Theil von Alba ist, — das seh'n sie nicht!
Den Dritten nur beweint, die tiefe Schande
Beweint, die er auf sich und uns gehäuft;
Beweint den stolzen Namen der Horatier!

Julia.

Was sollt' er thun? Er gegen Alle?

Der alte Horatius.

Sterben, —

Wenn nicht Verzweiflung ihm zu Hilfe kam!
Hätt' er dadurch nur einen Augenblick
Den Kampf verlängert, — war's ein Augenblick
Der Freiheit mehr für Rom: ein würd'ger Preis
Für eines Römers Leben. Al' sein Blut
Ist seinem Land' er schuldig. Jeder Tropfen
Den er versagt, besudelt seine Ehre,
Und jeder Athemzug, den er verhaucht
Nach diesem Tag, trägt in die Welt hinaus
Die Schande, daß er lebt. — Dem wird sein Vater
Ein Ende machen. Meine Rechte kenn' ich
Und meine Pflichten; üben werd' ich sie!
Den einz'gen Sohn bestrafend, zeigt der letzte
Horatier, — wie er über Feigheit denkt.

Sabina.

O gib den Furien nicht Gehör, mein Vater, —
Und nimm' uns nicht, was uns die Götter ließen.

Der alte Horatius.

Ja freilich, Du magst leicht getröstet sein!
Was kümmert unser Unglück Dich? Gerettet
Sind Brüder und Gemal, — bis jetzt. Erlegen
Sind wir den Deinen; Deine Brüder machte,
Der uns verrieth, zu Siegern. Das genügt Dir,
Und wenig denkst Du, welche Schmach uns traf.
Auch dem mach' ich ein Ende! Deine Liebe
Für den Entehrten soll Dir guten Grund
Zu Thränen geben, die kein Schutz ihm sind.
Hör' mich! Die Götter ruf' ich an als Zeugen,
Daß diese Hände, eh' der Tag sich neigt,
Die Schande Roms im Blut des Schuld'gen tilgen!

Vierter Act.

Erste Scene.

Der alte Horatius, Camilla.

Der alte Horatius.

Sprich mir nicht mehr für den Entehrten; laß ihn
Vor mir die Flucht ergreifen, wie er floh
Vor seines Weibes Brüdern. Nicht gerettet
Hat er sein Blut, das er so kostbar hält,
Wenn er nur Ein Mal wagt, mir zu begegnen.

Sabina mag ihn gut verstecken, — sonst, —
 Ich schwör's bei allen Göttern — — —

Camilla.

O mein Vater
 Sieh es mit ander'n Augen an! Auch Rom
 Wird so ihn nicht verdammen, wird gerecht
 In allem Unglück seinem Kämpfer danken,
 Der nur der Uebermacht erlag.

Der alte Horatius.

Roms Urtheil
 Ist nichts in meinen Augen. Ich nur weiß,
 Was ich von meinem Sohn erwarten durfte.
 Man lehrt mich nicht, wie echter Mannesmuth
 Beschaffen ist. Erdrücken mag den Tapfern
 Die Uebermacht, allein er weicht ihr nicht.
 Schweig', — hören wir, was uns Valerius will!

Zweite Scene.

Der alte Horatius, Camilla, Valerius.

Valerius.

Der König schickt mich, Dir ein tröstend Wort
 Zu sagen, — dann auch — — —

Der alte Horatius.

Spare Deinen Athem,
 Trost brauch' ich nicht für meine todten Söhne.
 Ich seh' sie lieber so: mit Leichenblässe
 Auf ihrer Stirn, — als Schamroth übergossen.
 Sie starben für ihr Land den Kriegertod, —
 Ich bin zufrieden!

Valerius.

Doch der Dritte gar!
 Welch' hohes Glück! Er wird die Andern Dir
 Ersetzen.

Der alte Horatius.

Wär' er doch zuerst gefallen!

Valerius.

Du kannst ihn schmä'h'n nach dem, was er gethan.

Der alte Horatius.

Na, schmä'h'n und strafen!

Valerius.

Strafen, — Heldenthaten?

Der alte Valerius.

Die Heldenthät der Flucht?

Valerius.

Die Flucht war rühmlich

In diesem Fall.

Der alte Horatius.

Vermehre meine Scham
Und Schande nicht. Es war mir unbekannt,
Daß Flucht zum Ruhme führt. Ich will mir's merken.

Valerius.

Wo siehst Du Scham und Schande, da Dein Sohn
Uns Alle rettet, Rom die Herrschaft sichert?
Verlangst Du größ're Ehren noch?

Der alte Horatius.

Uns rettet?
Herrschaft und Ehre? Sind wir Alba nicht, —
Wir Römer, unterworfen?

Valerius.

Wie Du redest!
So weißt Du noch nicht Alles?

Der alte Horatius.

Nur zu viel!
Flucht und Verrath!

Valerius.

Wohl war die Flucht Verrath,
Wenn so der Kampf geendet. Doch er floh nur,
Um Rom den Sieg zu wahren.

Der alte Horatius.

Siegte Rom?

Valerius.

Vernimm', vernimm' die große That des Sohnes,
Den Du so schnell verdammt. Er stand allein,
Du weißt es, seinen Gegnern gegenüber.
Doch war er unverletzt, indeß die drei
Aus mancher Wunde bluteten. Zu schwach

Für Alle, war er überlegen doch
 Dem Einzelnen. So floh er schnell gefaßt,
 Floh, um zu siegen, täuschte seine Gegner,
 Und theilte sie. Verfolgend stürzten Alle
 Ihm nach, doch nicht mit gleichem Schritt, verschieden
 War ihre Kraft, wie ihrer Wunden Schwere.
 Doch war ihr Eifer gleich. So lief Horatius
 Bis an der Wahlstatt Ende. Dann sich wendend
 Sieht er sie von einander weit getrennt, —
 Und stimmt den Siegesruf der Römer an.
 Mit festem Fuß erwartet er den Ersten.
 Es war Dein künft'ger Tochtermann, der zornig
 Heranstürmt, seines Gegners Zuversicht
 Zuerst zu strafen. Doch der Blutverlust
 Hat seine Kraft verringert. Alba sieht es,
 Sieht, daß das Blatt sich wendet, treibt entsetzt
 Den Zweiten an, zur Hilfe seines Bruders
 Herbeizueilen. Der erschöpft die Kraft
 Nutzlos im Lauf. Er findet seinen Bruder
 Erlegen, als er kommt.

Camilla.

Weh', Curatius!

Valerius.

Kast athemlos stellt er dem Sieger sich,
 Will kämpfen, und verdoppelt nur den Sieg
 Des Mächtigen, der neben seinem Bruder
 Ihn niederstreckt. Jetzt heben tausend Stimmen
 Zum Himmel sich. Die Römer jauchzen auf,
 Und die von Alba läßt Verzweiflung jammern.
 Horatius, so nahe der Vollendung
 Des großen Werks siegtrunken fordert noch
 Den Feind heraus. „Den Manen meiner Brüder
 Bracht' ich zwei Opfer; komm' heran! Das dritte
 Sei Rom geweiht zu seinem Siegesfest.“
 So sprechend, kaum noch seiner mächtig, stürzt' er
 Dem schwachen Feind entgegen, der nur langsam
 Geschwächt von Wunden, sich ihm naht, ein Opfer
 Doch ein entschloss'nes, das den Tod begehrt.
 Aus des Horatius Hand empfängt er ihn,
 Und unser Rom — die Herrschaft über Alba.

Der alte Horatius.

Mein Sohn, mein Glück! Du Stütze unsrer Tage,
 Der Sinkenden kaum noch erhoffte Stütze!
 Du stolze Kraft, des Römernamens würdig,

Du Sproß vom alten Stamme der Horatier
An Deiner Brust, zu Deinen Füßen möcht' ich
Den Irrthum büßen, der Dich so verkannt.

Valerius.

Du kannst ihn bald umarmen, da der König
Die feierlichen Opfer noch bis morgen
Verschiebt, und heute nur durch Siegeslieder
Und durch Gebete unsern Göttern dankt.
Der König nahm ihn mit und schickte mich
Als seines Beileids, seiner Freude Boten.
Doch später kommt er selbst, vielleicht noch heute.
Er will, daß Du in Deinem eigenen Hause
Aus seinem Mund es hörst, wie viel Dank
Dir Rom für Deine Söhne schuldig ist.

Der alte Horatius.

Zu prunkend scheint mir diese Dankesäußerung.
Was Du mir sagst, genügt. Ich halte mich
Durch meines Sohnes That genug entschädigt
Für seiner Brüder Tod.

Valerius.

Er thut nichts halb;
Und weiß auch, welche Ehren er Dir gibt,
Und wären's Königlische, — größer ist
Der Dank, den Dir und Deinem Sohn er schuldet.
Ich will ihm sagen, wie Du Freud' und Schmerz
Hochherzig trägst, und wie Du Alles opferst
Für Deines Landes Dienst.

Der alte Horatius.

Wenn Du ihm sagst
Was wahr ist, werd ich Dir's Valerius danken.

Dritte Scene.

Der alte Horatius, Camilla.

Der alte Horatius.

Camilla, meine Tochter, — sieh' mich an!
Und weine nicht mehr. Unsere Thränen trocknet
Der Sonnenstrahl des Ruhmes. Du beweinst
Dein eignes kleines Leid; sieh', uns're Mutter,
Die große Roma triumphirt. Du opferst
Was ihr zum Sieg verhalf, so opfr' es freudig.
Du hast den Mann verloren, den Du liebst;
Was Du beweinst, wird Rom Dir wiedergeben.

Mit heller Freude mir verkündete?
 Die Freude galt nicht ihrem Sieg allein,
 Nein, dem, den ich verlor, und den Valerius
 Nun zu beerben denkt. Er glaubt, besiegt ihn
 Zu haben, wie mein Bruder. Mögen sie!
 Doch, da sie meinen, daß Camilla auch
 Dem Sieger Beifall zollen muß, und küssen
 Die Hand, die des Geliebten Herz durchbohrte, —
 Da Trauer schmachvoll ist, und Schmerz Verbrechen,
 Und da sie Stumpfsinn hohe Tugend nennen,
 So will ich solches Vaters, solches Bruders
 Unwürdig mich erweisen. Ruhmvoll ist es,
 Schwachherzig sein, wenn nur verthierte Wildheit
 Für Seelenstärke gilt. Brich' aus, mein Schmerz,
 Und schrei' zum Himmel auf! Was braucht zu fürchten,
 Wer Alles schon verlor. Ich bin am Ende
 Mit Menschenfurcht und Schwesterliebe! Weiden
 Will ich ihn nicht, der jetzt als Sieger naht.
 Erhöh'n soll mir sein Anblick die Verzweiflung.
 Beschimpfen will ich seinen Sieg, mich freuen
 An seinem Zorn, — wenn Freude möglich ist!
 Er kommt! Auf! Zeige Dich ihm ebenbürtig:
 Geboren und gesäugt von Einer Mutter!

Fünfte Scene.

Horatius, Camilla, Proculus (mit den Schwestern der
 Curiatier).

Horatius (stutzt einen Augenblick).

Sieh' hier den Arm, Camilla, der die Brüder
 Gerächt, und Rom's schon wankende Geschicke
 Zur Siegesbahn zurückgeführt, — Sieh' hier
 Den Arm, der zweier Staaten Tod und Leben
 Entschieden. sieh' die Zeichen meiner Ehre,
 Die Zeugen meines Ruhms, — und zolle mir,
 Was Du mir schuldest!

Camilla.

Nimm' denn meine Thränen,
 Die schuld' ich Deinem Sieg.

Horatius.

Rom will sie nicht,
 Nach solchem Ausgang! Unsrer Brüder Tod
 Hat ihrer Feinde Blut gezahlt. Auch sie
 Verlangen keine Thränen. Wenn man rächte,
 Was man verlor, — hat man nichts mehr verloren.

Camilla.

Da ihnen durch vergoß'nes Blut Genüge
Geschah, so will ich ihretwegen denn
Betrübt nicht scheinen: ihren Tod vergeß' ich,
Den Du gerächt. Doch wer rächt Curiatius,
Den Du erschlugst, — damit ich ihn vergesse?

Horatius.

Was sagst Du, Unglückselige?

Camilla.

Mein Liebster!

Mein Curiatius!

Horatius.

Unerhörte Frechheit!

Wie, Ehrvergeßne, — da ich wiederkehre
Siegreich, als Retter Roms, stehst Du verhöhnend
An meines Hauses Thür'; auf Deinen Lippen
Ein Name, — den ich heut' nicht hören will!
Du strebst nach Rache? Mit dem Herzen sie
Ersehnd, mit dem Munde laut sie fordernd.

Bezähme Deine Leidenschaft, Camilla!
Laß' mich auf meiner eigenen Schwelle nicht,
Laß' mich an diesem Tage nicht erröthen.
Von heut' an müssen Deine Liebesgluthen
Verlodert sein; die Asche streu' hinaus
In alle Winde! Dent' an unsern Sieg nur!

Camilla.

Ja, wenn Dein Herz in meiner Brust ich trüge!
Daß meine zeig' ich offen Dir, Barbar!
Gib' mir zurück, den Du mir nahmst. Wenn nicht,
So treibe mich, wohin sie will, die Liebe.
Er war mein Halt; an ihm hing meine Seele,
Glücklich hab' ich lebend ihn vergöttert,
Und weinend thu' ich's da er todt ist, — immer!

Du hattest eine Schwester, — suche sie
Nicht mehr; Du findest nur die Rächerin
Des Heißgeliebten. Einer Furie gleich
An Deine Schritte heft' ich mich, und „Mörder“
Gellst Dir mein Schrei ins Ohr. Blutdürst'ger Tiger,
Zu weinen wehrst Du mir? Du willst, daß ich
In seinem Tod ein Glüd erkenne, — Deine
Berruchte That bewund're, — daß ich so,
Ich selbst im Herzen ihn noch Ein Mal morde?

O, möchtest Du so unglücklich werden,
 So elend, daß Du mich beneiden müßtest!
 Und endlich selbst durch feige That besudeln
 Den Ruhm, Der Deinem stumpfen Sinn gefällt.

Horatius.

Ihr Götter, sah man je so tolle Wuth?
 Glaubst Du, Unsel'ge, daß ich's fühllos trage,
 Wenn man mich so beschimpft? Daß ich gestatte,
 Daß sich mein eig'nes Fleisch und Blut empört?
 Du sollst ein Glück in diesem Tod erkennen,
 Du sollst dem Schatten eines Mannes vorzieh'n,
 Was meine Hand für Rom erstritten.

Camilla.

Rom!

Die Urquell' aller meiner Leiden? Rom,
 Dem Du mein Liebstes hingeopfert? Rom,
 Das Deine Wiege war, und das Du liebst?
 Rom, das ich hasse, weil es Dich verehrt?

O möchten alle Nachbarvölker sich
 In Feindschaft einen, seinen jungen Bau
 Zu unterwühlen! Sind Italiens Schaaren
 Zu schwach, so kommt herbei von Ost und West
 Ihr Völker, die der Erdkreis hegt, — herbei,
 Rom zu zerstören! Mög' es gegen sich
 Auch selbst die Hand erheben, mög' es wühlen
 In seiner eig'nen Brust, — sich selbst zerfleischen.
 Dann soll der Götter Jorn, den mein Gebet
 Entzündet, Ströme Feuers niederregnen
 Auf die verfluchte Stadt, — dann will ich seh'n,
 Wie alle Blitze zünden, alle Häuser
 Zu Asche werden, — all' ihr Ruhm zu Staub.
 Ich will des letzten Römers letzten Seufzer
 Berröckeln hören, — Alles das mein Werk —
 Und dann vor Freude sterben!

Horatius.

Das ist mehr

Als Menschenlangmuth trägt! Zu Deinem Buhlen
 Hinab zum Orcus send' ich Dich!

(erschrickt sie.)

Camilla (stehend).

Verräther!

Horatius.

So mög' es jedem Feinde Roms ergeh'n!

Der alte Horatius.

Mein Sohn, — laß mich Dir's sagen: wenn ein Vater
 Die Strenge bis zum Aeußersten nicht treibt,
 So schont er seinen Sohn für sich. Sein Alter
 Mag sich der liebsten Stütze nicht berauben.
 Ihm fehlt der letzte Muth: sich selbst zu strafen.
 Auch tadelnd noch, seh' ich Dich anders an
 Als Jeder sonst, und als Du selbst Dich siehst;
 Ich weiß allein — nichts mehr, — der König kommt;
 Die Wachen seh' ich schon den Hof betreten.

Zweite Scene.

Tullus, der alte Horatius, Horatius, Valerius,
 Victoren, Wachen.

Der alte Horatius.

Du ehrst mich hoch, mein König, viel zu hoch!
 Nicht unter meinem armen Dache sollt' ich
 Dich heut' begrüßen.

Tullus.

Mir geziemt es, hier
 Dich aufzusuchen. Dankend steh' ich heut',
 Der König Rom's in des Horatius Haus.
 Valerius brachte meine Botschaft Dir,
 Und keine Ruhe fand ich, bis ich kam.
 Zwar sagt' er mir, und nicht bezweifelt hatt' ich's,
 Wie muthig Du der Söhne Tod erträgst,
 Und daß mein Trost der alten Römerseele
 Nicht mehr vonnöthen ist. Doch dann erfuhr ich,
 Welch' unerhörtes Unglück Dich betroffen
 Durch Deines siegberauschten Sohnes That,
 Und daß er, Rom zu heftig liebend, Dir
 Die einz'ge Tochter nahm. Das mag zu viel sein
 Auch für den stärksten Muth. Wie trägt Du's, Vater?

Der alte Horatius.

Mit Kummer, — doch mit Fassung, großer König!

Tullus.

Das ist der Lebensweisheit höchste Blüthe!
 Wie Viele lernten es wie Du, daß Unglück
 Dem flücht'gen Glück unfehlbar folgt, wie Wen'ge,
 Wenn es sie selbst betrifft, ertragen es
 Wie Du. Wenn Dir mein Mitgefühl die Trauer
 In Etwas lindern kann, — es ist so groß

Der dann verschonen, der der eignen Schwester
Sich nicht erbarmt, den nicht ihr Schmerz entwaffnet?

Da Rom er siegen ließ, hat er's geknechtet;
Er übt das Recht des Richters und des Henkers,
Und leben darf nur noch, wen seine Gnade
Verschonen will!

So viel für Rom und uns.

Soll ich mich jetzt auch an Dein menschlich Herz
Noch wenden? fragend, ob die feige That,
Ein Weib zu tödten, eines Mannes würdig?
Soll ich verlangen, daß man seiner Wuth
Unschuld'ges Opfer Dir vor Augen bringe?
Anklagend würde dann ihr reines Blut
Aus schon erstarrter Wunde frisch entströmen
Beim Anblick ihres Mörders. Abscheu würde
Der beste Anwalt sein für Jugend, Schönheit
Und Unschuld. Brauchst Du ihn? Ich will's nicht glauben.

Du hast das Opfer angelegt für morgen.
Der Sieger muß es bringen. — Glaubst Du, König,
Die Götter werden es aus seiner Hand
Empfangen, die vom Blut der Schwester trieft?
Der Tempelschänder würde seine Strafe
Auf unser Aller Haupt hernieder zieh'n.
Die Götter hassen ihn. Und wenn sie gleich
Den Sieg ihm schenkten, waren sie's doch auch,
Die diesen Sieg ihn feig besudeln ließen,
Und wollten, daß er sich an Einem Tag
Triumph und Tod verdiene. Herr, Dein Spruch
Muß jetzt entscheiden. Rom hat solchen Mord
Noch nicht geseh'n. Du Sorge, daß es nie
Den zweiten sehe. Schütz' uns, König Tullus,
Vor seiner Hand, und vor der Götter Rache.

Tullus.

Vertheid'ge Dich, Horatius!

Horatius.

— — — — Wozu?

Du weißt, was ich gethan, und hörtest eben
Valerius — es erläutern. Wie Du nun
Darüber denkst, so falle mir das Urtheil.
Wie käm' es in den Sinn mir, anders mich
Dir darzustellen, als Du selbst mich findest.
Wenn ich verdammenswerth in Deinen Augen
Erscheine, werd' ich's wohl auch sein. Das Leben

Fahr' fort, Horatius zu sein! Laß' ihnen
 Die Sorge, Deinen Namen allen Zeiten
 Groß, rein und ruhmvoll zu bewahren. — Hasse
 Auch nicht Dein Leben. — Lebe gern; für mich,
 Für Deine Gattin, die das Schwerste heut'
 Erduldet, und mehr als Alles: lebe
 Für Rom und seinen König. — Herr, ich sprach
 Zu lang vielleicht, — doch sprach ich nicht für mich;
 Rom hat zu Dir durch meinen Mund geredet.

Valerius.

Verstatte mir, mein König —

Tullus.

Nein, Valerius!

Es ist genug. Die Worte, die Du sprachst,
 Sind durch die ihren nicht verwischt. Ich trage
 Sie im Gedächtniß treulich eingeschrieben.
 Du sprachst ganz recht: die ungeheure That,
 Die hier geschah'n, beleidigt die Natur,
 Und kränkt die Götter selbst. Daß sie vollbracht ward,
 In rascher Wallung, kann sie nicht entschuld'gen.
 Wo auf der Erde Recht gesprochen wird,
 Da wird man sagen! er ist todeswürdig.
 Doch nun, seht hin, wer diese That gethan.
 Es war dieselbe Hand, dasselbe Schwert,
 Die heut' zu zweier Länder Herrn mich machte.
 Gehorchen müßt' ich heut', wo ich befehle,
 Und Knecht sein, wo ich zwei Mal König bin,
 Wär' nicht Horatius. Darf ich ihn strafen?
 Wer danken muß, kann nicht sein Richter sein.
 Könn't Ihr's? Glaubt Ihr, es schlägt Ein Herz in Rom
 So wenig römisch, daß es dem Befreier,
 Dem Retter, dem Vermehrer uns'rer Macht
 Nicht dankte? Wem hat Er heut' nicht gegeben?
 Wer danken muß, kann nicht sein Feind sein.
 So muß die Stimme des Gesetzes schweigen,
 Da Niemand es vollstrecken kann. Was Rom
 Ertrug von seinem Gründer Romulus,
 Das trägt es von Horatius, seinem Retter.
 Geh' ungekränkt von hier, Horatius!
 Du findest Niemand, der Dein Urtheil spräche
 In Rom. Du stehst nicht über dem Gesetz,
 Doch über Deinen Richtern. Deine Fehler
 Entspringen Deinen Tugenden. Wir nehmen
 Dich, wie Du bist. So reich' ich Dir die Hand.
 Thu' Du's gleich mir, Valerius! Wenn zwei Länder
 Den alten Groll vergessen, um fortan

In Allem Eins zu sein, so opf're Jeder
Die eig'ne Feindschaft auch. Und nun an's Werk!
Wir brauchen alle Hände, alle Herzen,
Zu bessern, was der Krieg verdarb, die Wunden
Zu heilen, die er schlug. Macht Rom so stark,
So groß, so reich und schön, daß sich der Erdkreis
Ihm willig unterwirft. Versöhnt die Götter,
Die blut'ge That getränkt, durch Friedenswerke.
Und die dem großen Kampf des Tags erlagen,
Begrabt gleich ehrenvoll. Gewährt dem Schatten
Camilla's, was er fordert: Laßt Ein Grab
Die Liebenden vereinen, die im Streit
Zwar gegen Rom, für Rom doch sind gefallen.

Lied von der armen Arje.

Aus dem Ungarischen des Josef Ritz.

Uebersetzt von

Franz Wernerth.

Ein Karren mit zwei Rädern, ein Falbe d'ran gespannt,
So fährt die arme Arje von Markt zu Markt im Land.
Im weiten Bezirk von Heves genoß sie wie keine Vertrau'n,
Und ihre Waare priesen die Mädchen und die Frau'n.

Nun trauert Salgó-Tarja, seitdem in sein Gebiet
Mit ihrem Gefährte nimmer die arme Arje zieht,
Die Judenmädchen von Pásztó, sie geh'n im Trauerkleid,
Der braunen Ester Schönheit weckt hin seit jener Zeit.

„Schon eingespannt steht mein Köhlein, halt' mich nicht länger auf!
Bis ich nach Pásztó komme, ist unter der Sonne Lauf;
Am Freitag beim Lichtanzünden möcht' ich zu Hause sein:
Würd' sonst ich denn so eilen, mein holdes Blümlein?!“

Der braunen Ester Augen, sie können bitten so schön,
Der braunen Ester Küssen kann Keiner widersteh'n;
Der braunen Ester Umarmung ist wie der Verheißung Land,
Und ihrer Lippen Flüstern wie Zauber hält Dich gebannt.

„Wohin willst Du heut' noch gehen?“ das Mädchen fragt betrübt;
„Die Mutter erwartet mich sicher,“ der Bursche zur Antwort gibt.
„Die arme Witwe! Der Sabbath dunkt traurig ihr, wenn ich fern;
Ich bin für die liebe Mutter des Hauses glücklicher Stern

Ich seh' sie vor mir, wie sie eifrig den Tisch zur Feier deckt,
Und den reich geflocht'nen Kuchen auf's obere Ende legt;
Sie bereitet Wasser zum Waschen und zündet die Lichter an,
So harret sie Freitag Abends auf des theuren Sohnes Nah'n."

Die arme Arje indessen zieht mühsam ihre Bahn,
Der Falb' entgleitet und stolpert, er scheint schon gewöhnt daran;
Ein Hase huscht über die Straße, er ist kaum zu erspäh'n,
Ein grauer Schleier senkt sich herab auf die waldigen Höh'n.

Der große Straßengraben mit Dunkel sich füllt zur Stund',
Mit dem Wind von der Matra kämpfen die Sträucher und Büsch' in der Rund',
In Gedanken vertieft zieht Arje des Weges für und für,
Da plötzlich, wie Nachtgespenster, zwei Räuber steh'n vor ihr.

Sie herrschen sie an: „Dein Geld her! Ei, willst Du, Jüdin, nicht?
Dann sollst Du gleich erfahren, wie man den Troß Dir bricht.“
Der Eine führt den Knüttel, das Beil der And're schwingt;
Die arme Arje getroffen am Wagen niedersinkt.

Die Witwe unterdessen den Tisch zur Feier deckt,
Den reich geflocht'nen Kuchen auf's obere Ende sie legt;
Sie bereitet Wasser zum Waschen und zündet drei Kerzen an —
So harret sie am Freitag Abends, bis der theure Sohn will nah'n.

Und Ester, die braune Ester? Sie flicht ihr schwarzes Haar,
Am Rand ihres Bettes steht sie und sinnt, wie es wird und war;
Die schwarzen Perlen nimmt sie vom schwellenden Nacken herab:
Sie zählt sie lächelnd und rechnet, wie bald sie wohl Hochzeit hab'.

Bekümmert sitzt die Witwe und einsam im Kämmerlein,
Die Kerzen brennen herunter und trüber wird ihr Schein;
Auf einmal entschlummert Alles, wie durch eines Hauches Macht...
Jehova! Send' der Armen einen Strahl in die tiefe Nacht!

Die braune Ester im Traume, das Herz voll Seligkeit,
Sieht den Bräutigam vor sich stehen im weißen Hochzeitskleid;
Gegen Morgen poltert's ans Fenster: Wach, Ester, auf geschwind!
Jehova, zu diesem Erwachen gib Kraft dem armen Kind!



Verschiedene Zeiten.

Humoreske in zwei Briefen

von

Ernst Mader.

I.

Weissenbach, 7. Juni 1835.

Liebe Marie!

Wie wunderschön ist es doch hier! Es läßt einem am frühen Morgen schon keine Ruhe mehr und man muß heraus, der lieben Sonne gleich in's Gesicht zu sehen. Ich helfe dem Gärtner gerne beim Begießen; 's ist eine Freude, wie sich Alles reckt, streckt und doppelt prächtig duftet, wenn es reichlich bewässert worden. Aber es heißt früh schon für's Frühstück sorgen, denn die Brüderchen und Schwesterchen wollen auch nicht lange schlafen und sind in dieser gesegneten Luft schon gleich beim Erwachen voll Hunger. Auch die Mutter steht früher als sonst auf und liebt es, ihren Kaffee schon bereit zu finden. Die Hausfrau ist so freundlich und läßt mich in ihrem Keller die Milch selbst abrahmen. Wenn's nicht Spießnechte regnet, wird unter einer großen Linde gefrühstückt, bei schlechtem Wetter aber in einem kleinen Lusthause aus harzig duftenden Brettern, von dessen Bänken aus man in's Grüne sieht.

Dann freilich heißt's in's Haus, beim Aufräumen zu helfen, vorzugeben, in der Küche nachzusehen und Alles auszubessern, was die Kinder Tags vorher im Wald und Garten an ihren Kleidchen zerrissen haben. Das verstehen sie, wenn sie so wild hintereinander herjagen, oder Verstecken spielen

II.

Weissenbach, 1. Juni 1885.

Liebe Sidonie!

Obwohl es aus dem langweiligen Nette hier nicht viel zu berichten gibt, drängt es mich doch, Dir schon wieder zu schreiben. Ich glaube der Arzt befand sich arg im Irrthume, als er für Mama einen einsamen Landaufenthalt anordnete, denn nichts irritirt die Nerven mehr, als Einsamkeit. Und nun hat auch Papa noch allerhand altfränkische Vorurtheile mitgebracht, die er von Großmutter Therese überkommen. Da heißt es denn — „weil die Morgenluft so gesund ist!“ — um acht Uhr schon zum Frühstück erscheinen. Wie endlos lang wird der Vormittag bei diesem Frühaufstehen! Es wäre zum Verzweifeln, wenn man nicht in sich selbst Ressourcen hätte, so ohne Visiten-machen und -empfangen, die Zeit bis zum Mittag hinzubringen. Ich übe vier bis fünf Stunden Klavier und Du wirst im Winter sehen, oder vielmehr hören, daß ich nun mindestens eben so brillant spiele, wie die vielbewunderte Alice. Auch habe ich ernste Lectüre mitgenommen — es ärgert mich, wenn Elsa bei jedem dritten Wort Schopenhauer citirt — und da studire ich jetzt die „Parerga und Paralipomena“ und auch Einiges von Darwin, denn die Naturwissenschaften sind sehr en vogue. Ich bin sehr begeistert für die Abstammung vom Affen und das starkgeistige Brechen mit allen religiösen Vorurtheilen. Aber, entre nous, Schopenhauer ist etwas trocken, obwohl er mich, natürlich, ungemein interessirt. Zum Glück schickt Mama die Kinder gleich am Morgen mit der neuen Bonne in den Wald und sie dürfen vor dem Diner nicht wiederkommen, was ihrem Französisch und meinen Nerven sehr zuträglich ist, denn Kinderlärm ist mir verhaßt.

Vorige Woche habe ich die neuesten Romane von Daudet und den Quida gelesen. Wir bekommen natürlich wöchentlich im Umtausch einen tüchtigen Pack Bücher aus der Leihbibliothek. Pa zieht zwar manchmal über meine Lectüre die Stirne kraus, aber Mama beweist ihm, wie nothwendig es der fremden Sprachen willen ist, daß ich die neuesten Romane lese, um immer auf dem Laufenden der modernsten Sprachnuancen zu sein. Ueberhaupt befürwortet sie stets meine Wißbegierde bei ihm, und so überrede ich ihn manchmal touristischer Studien willen, zu größeren Excursionen. Ich bitte dann auch Arthur von der Bonne los, damit er mir meine Botanisirbüchse und meinen kleinen geologischen Hammer trage. Als ich Pa neulich nach einer beliebten Villeggiatur in der Umgebung verlockte, erregten wir förmlich Aufsehen mit ein paar Stück Glimmerschiefer und Lieutenant W., den Du ja auch kennst, wußte den Anorthit nicht vom Orthoklas zu unterscheiden.

Er war aber auch eitel Bewunderung! Ein Glück übrigens, daß er sie nicht auseinanderkannte, denn ich bin nicht ganz sicher, ob ich sie nicht miteinander verwechselt habe.

Denke nur, ich treibe jetzt auch Astronomie! Der Schullehrer besitzt ein Fernrohr und Du weißt, ich kann das frühe Schlafengehen nicht leiden. Da wird denn nach dem Souper — Pa wollte Anstoß daran nehmen, aber Mama meinte mit Recht: ein Dorfschulmeister sei eigentlich gar kein Mann — vom Balcon aus in der Milchstraße promenirt und ich bin mit der Cassiopeia und dem Ring des Saturn schon ganz vertraut. Er — nicht der Saturn, der Schullehrer — weiß dabei in recht schwärmerischem Flüsterton Gedichte zu recitiren. En faute de mieux — —! Aber eben ist ein neuer Roman von Georges Ohnet eingelangt. So sage ich Dir denn: Adieu! Wie glücklich bist Du, Herzens-Sidonie, daß Deine Mama eines Weltbades wie Rissingen bedarf! Wahrlich, ich könnte Dich beneiden! Doch sieh', wie großmüthig ich bin, denn es liebt Dich dennoch zärtlich

Deine

Melanie.



Hat denn dies Regnen, Wettern nie ein Ende?
 Ist dieses wilde Stürmen noch nicht aus? —
 Mit Thränen blickt der Landmann aus dem Haus:
 „Wo ist — ach! — nun die Arbeit meiner Hände?“

Dem Freunde F. H. bei seinem Scheiden aus M.

Was Du in Deinem trauten Heim gefunden,
 Und wie's seit Jahren lieb Dir ward und werth,
 Das haben Dir so recht und wahr gelehrt
 Die letzten, bitter-schweren Trennungstunden.

Mit Deinem Heim warst innig Du verbunden;
 Dies Band, so stark, so fest, so unverfehrt,
 Es glich der Nacht, die Tag für Tag sich mehrt —
 Und dennoch ist nun diese Nacht entschwunden.

Ist Dir vom trauten Heim denn nichts geblieben,
 Als ein im Scheiden tiefbetrübter Sinn?
 Nein, nein! im Denken an Dein Heim bleibt jung
 Die treue, liebevolle Erinnerung
 An Alles, was Dir dort so theuer schien —
 Sie lebt nun fort in allen Deinen Lieben!

Nach „Toskanischen Volksliedern.“ *

Willst Du, daß ich geheime Lieb' Dir lehre?
 Wenn Du mich siehst, mach' einen Schritt zurücke,
 Und vor den Leuten nicht mit mir verkehre;
 Mir ist's genug an einem stillen Blicke.
 Vor Leuten sollst Du mir kein Wörtlein geben:
 Genug ist's, will Dein Aug' zu mir sich heben.

*

Daß ich Dich, Schöne! verlasse, geschieht wohl nimmer;
 Und daß Du mich verließest, ich glaub', es kann nicht sein;
 War ja beständig stets mein Lieben, galt Dir immer.
 Du aber schworst den Schwur vor den Augen mein:
 Mich immer zu lieben und mich zu verlassen nimmer.

*

Und oft und oft that ich zur Sonne flehen,
 Sie möge ihren Gang nicht so beeilen;
 D'rauf sagte sie: sie kann nicht stille stehen,
 Hoch in der Luft kann nimmer sie verweilen.

* Aus den „Canti popolari toscani.“ gesammelt von G. Tigrì.



Monos.

Von

Erk Mikler.

Dem stillen Becher unter der Platanen
Weitausgestrecktem Schattenbaldachin
War, angelockt aus gold'nen Sonnenbahnen
Durch des Kalerners freudebustig' Glüh'n,
Die Biene von Hymettos' Blumenhallen
Verückt in seines Bechers Rund gefallen.

„Auch du? Das Liebestkind der sel'gen Fluren,
Vom Süßesten des Daseins nur genährt,
Des Süßen Spenderin, den dunklen Spuren
Des Tropfens fleugst du nach, der Trost gewährt?
Wo ist der Schwarm der sonnenfrohen Schwestern
Und wo dein Sang, der heut' noch klang wie gestern?“

Luftschlürfend erst und bebend und dann ringend,
Seh' ich im Feuermeer dich fast vergeh'n.
Hier, diesen Zweig steig' an, gerettet, singend
Laß' dich von Zephyr's mildem Hauch verweh'n.
Die Flügel regst du schon, o zieh' in's Weite,
Und Helios' wärmster Strahl sei dein Geleite.“

Und sie entflo. Des stummen Bechers Schale
Umschwebte Rosenhauch und Lindenduft
Und manch ein Schatten wie aus fernem Thale —
Doch naht kein Gott, der ihn zur Rettung ruft.
Herbei, mein Schenk, was schaust du so verwundert?
Der Becher zwei noch und noch zehn und hundert.



darin mit fester Hand, und mußte im ganzen Hause strenge Zucht, Ordnung und Sauberkeit herzustellen. Das ist nun für einen Haushalt ein schönes Ding; aber es wird den Inwohnenden doch nicht recht behaglich, wenn aus den Blicken der Hausfrau nicht der Alles belebende und erwärmende Sonnenschein der Milde und Herzensgüte leuchtet. Frau Therese that Niemandem weh, aber auch Niemandem wohl, Jedem ward nur kurz und scharf sein Recht. Das Dienstpersonal in Haus und Hof bekam von ihr sein Deputat an Milch, Butter, Mehl richtig zugemessen, aber knapp, um keine Unze durfte sich das Bünglein der Wage neigen; kaum fügte sie ein Wort hinzu, als ob solches die Wage hätte in's Schwanken bringen können. Was Wunder, daß die Hausfrau mehr gefürchtet, als geliebt ward.

Herr Brachmann, ein heiterer, gemüthlicher Schlesier, mochte die winterliche Kühle in der Gemüthsart seiner Gattin hier und da wohl fühlen; aber einestheils war er häufig außer Hause mit Beauffichtigung des Gutes beschäftigt, anderntheils schätzte er die wirthschaftlichen Seiten seiner Gattin sehr hoch und mußte sich ihr zu Dank verpflichtet, da ihre reiche Mitgift es ihm möglich gemacht, sein Gut zu vergrößern und zu verschönern. Kam Herr Brachmann von seinen Streifereien zu Pferd oder Wagen ermüdet heim, so war es ihm Erfrischung und Erheiterung, mit seinem dreijährigen Töchterchen zu spielen. Er brachte viele Stunden im Kinderzimmer zu, oder holte die Kleine zu sich herein; die Mutter duldete sie nicht in ihren Räumen, da das Kind ihr zuviel Unordnung verursachte.

Eben jetzt erwartete Frau Therese den Gatten zum gemeinsamen Frühstück. Es dauerte eine volle Viertelstunde über die festgesetzte Zeit hinaus, eh' er erschien; es mußte etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein. Endlich trat er ein. Seine sonst so heitere Stirne war umwölkt, seine freundlichen, strahlenden Augen schimmerten feucht, er hatte einen offenen Brief in der Hand. Er wollte eben anfangen zu reden, Frau Therese kam ihm zuvor.

„Es scheint,“ sagte sie, „Du hast mir etwas Unangenehmes mitzutheilen, dann bitte: nach dem Frühstück, lieber Karl! Du weißt, es schadet der Gesundheit sich während der Mahlzeit zu ärgern?“

„Nun, A er ger wird Dir hoffentlich meine Nachricht nicht verursachen,“ entgegnete der Gatte.

„Oder Aufregung! Das bleibt sich gleich,“ unterbrach sie ihn.

„Gut denn, wie es Dir genehm, liebe Therese, bis nachher!“ sagte Herr Brachmann, während er den Brief zusammengefaltet neben sich auf den Tisch legte. „Hu, es ist kalt hier!“ begann er wieder. „Meine Liebe, warum hast Du das Kamin nicht heizen lassen?“

„Du weißt, lieber Karl, daß ich nie vor dem 15. October in meinem Zimmer feuern lasse. Es wird ohnehin sündlich viel Holz bei uns verbrannt.

auf den Parketboden. O weh! zwei schwarze Spuren waren auf dem Teppich sichtbar. „Wie ich mir dachte,“ sagte die Donna, „fahrlässig, unordentlich, lieberlich!“ Sie befahl der Schaffnerin draußen, dem „jungen Mädchen“ die Fußbürsten und Strohteller zu zeigen, mit denen man sich vor Eintritt in's Zimmer zu säubern pflegt. Giannina ward feuerroth und folgte der untersehten Frau mit dem Schlüsselbund, indem sie wie eine Verbrecherin den Kopf beugte. Herr Brachmann fuhr sich mit der Hand über die Stirn; der Empfang der Kleinen schien ihm etwas allzu rauh. Um das zu begütigen, nahm er Giannina freundlich beim Arm und führte sie in's Kinderzimmer zu seiner kleinen Tochter, nach deren Anblick sich sein Vaterherz sehnte.

Das pausbacige, blondlockige Mädchen saß bei der Bonne am Tisch und wühlte in einem großen Kasten voll Spielzeug herum, den sie aber sofort bei Seite stieß, als sie ihres Vaters ansichtig wurde. „Papa, wo ist Mitzebringsel?“ rief das Kind. „Ei, erst gibt man doch dem Vater, wenn er von der Reise kommt, ein schön Guschel, ein Küßchen!“ rief Herr Brachmann, indem er sich niederkauerte und die Arme öffnete. „Komm' her und hab' mich lieb!“ Die Kleine stand auf und folgte der Mahnung, dann drehte sie sich nach Giannina um: „Bist Du eine Zigeunerin?“ fragte sie mit einem besorgten Blick auf ihre Spielsachen. Giannina wurde blaß vor Schreck. Das schwarzhaarige dunkeläugige Gefindel, das häufig bettelnd oder allerhand Kram feilbietend, sich auf den schleßischen Gütern zeigt, hatte das Kind so nennen hören, und es war ihm auch nicht entgangen, daß man Kisten und Kasten sorgfältig vor dem Zigeunervolk verschließt. Herr Brachmann sagte: „Sie ist eine Römerin, Deine liebe Cousine!“ — „Eine Römerin,“ wiederholte die Kleine zweifelnd, was sie aus dem Worte machen sollte. Der Vater zog nun aus allen Rocktaschen die verschiedenen Spielgeräthe, die er aus Breslau seinem Töchterchen mitgebracht. Auch Giannina konnte sich nicht satt sehen an den reizenden Püppchen mit Möbeln und zierlichen Küchengeräthen, die zum Vorschein kamen. Zwar hatte die Frau Tante sie vorhin als „junges Mädchen“ bezeichnet; sie fühlte sich indeß noch so sehr Kind, daß sie gar zu gern mitgespielt hätte. So oft sie sich aber dem Tischchen näherte, warf Elärchen ihr einen bösen Blick zu und breitete ihre Arme über ihr Hab und Gut, als sei ihr Angst, es könne ihr etwas entwendet werden.

Das sah so drollig aus, daß der Vater lachen mußte und es versäumte, der Kleinen die Unart zu verweisen; auch die Bonne schwieg dazu. Elärchen glaubte mithin der schwarzen Cousine gegenüber völlig im Rechte zu sein.

„Ihr werdet Euch schon mit einander befreunden!“ sagte der Vater und verließ das Zimmer. Er kehrte zu seiner Gattin zurück.

Dienstpersonal, oder wurden zum Aufspeichern von Fleisch- und Obstvorräthen verwendet. Das beste Gefäß war zur Aufbewahrung der Milch hergerichtet. Dort standen auf blankgeschuerten Realen die netten, geraden, irdenen Kröpfe mit dem schneeweißen, süßen Saß. Hier unten führte die Schaffnerin unbestritten das Regiment; sämtliche Mägde hatten sich unter ihren Herrscherstab zu beugen, und da Giannina ihr als Mitgenossin des Schlafraumes beigegeben ward, verstand es sich von selbst, daß auch diese ihr zu gehorchen habe. Das Geräth in besagtem Gemache war sehr einfach. Jeder Insasse hatte sein Bett, einen Stuhl, Commode mit kleinem Spiegel; der Kleiderschrank war gemeinsam. In der Mitte stand ein Tisch von rohem Holz, die Wände waren weiß getüncht, die Fußböden mit rothen Ziegelsteinen ausgelegt.

Hier hatte Giannina den Rest des Vormittags gestanden und sich bemüht, die feinen Hemden, Strümpfe, Unterröcke und Schürzen, die ihr der gute Onkel geschenkt, recht zierlich in die ihr bestimmte Commode zu räumen. Sie hatte also doch wohl Sinn für Ordnung. Mit Hilfe der Schaffnerin war es ihr gelungen, ihre geliebten, kleinen römischen Bilder symmetrisch an der Wand zu befestigen. Sie sollten gleichsam ihren Erinnerungsalter bilden. Sie faltete unwillkürlich die Hände beim Anschauen derselben. Es war der Kleinen bei ihrer Arbeit recht kalt geworden, auch hatte sich ein tüchtiger Hunger eingestellt; somit freute sie sich, als man sie zum Essen rief. Der Tisch war für drei Personen gedeckt; Clärchen aß zu früherer Stunde bei der Bonne im Kinderzimmer. Giannina hätte mit kindlich gesundem Appetit der Mahlzeit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie nicht so oft vor den großen blauen Augen der Tante erschrocken wäre, die, wie ihr schien, streng und mißbilligend auf ihr ruhten, und denen sie begegnete, so oft sie die ihrigen aufschlug. Sie wagte schließlich gar nicht mehr aufzusehen, und laute vor Angst nur ganz verstohlen. Im Aufstehen vom Tische sagte Frau Therese zu ihr: „Ich sehe, junges Mädchen, daß Du noch nicht zur Tafel gezogen werden kannst. Nimm noch Messer und Gabel so führen, wie es bei gebildeten Menschen Brauch ist! Doch kannst Du vor der Hand mit Clärchen speisen.“

Und wieder schlich Giannina mit gesenktem Kopf hinaus. Ja, wie sollte sie denn Messer und Gabel führen? Im deutschen Lande anders als in Rom? Sie hatte nicht Acht gegeben, wie Onkel und Tante es machten; aber das wußte sie, sie war vorsichtig gewesen und hatte dem Tischtuch kein Fleckchen beigebracht. Freilich hatte sie sich bei Tisch recht beklommen gefühlt; es war so ganz anders wie daheim, so still und feierlich, kaum sprach man ein Wort. Bei der Mutter war's fröhlicher zugegangen, auch wenn sie nur Simonen und Brod zum Mahl gehabt; als der Vater noch lebte, da herrschte allezeit Lust und Lachen.

eines Künstlers, in dessen Atelier Principi kamen, um seine Werke zu bewundern. Freilich, als er krank geworden, da hatte er nicht mehr malen können, der arme, gute Vater! — Sein Andenken wollte sie heilig halten. Sie suchte nach den Bildern von seiner Hand. Da lagen sie in einem Schubfach der leeren Commode zusammengerollt. Sie entfaltete die Blätter, breitete sie auf ihrer Bettdecke aus, kniete davor nieder und überließ sich von Neuem ihrem Schmerz, bis die Müdigkeit sie übermannte. Mit naßen Wangen, aber in tiefem Schlaf am Boden kauern, fand sie die Schaffnerin, die ihr das lärgliche Mittagbrod brachte; mitleidigen Herzens hatte die Alte heimlich ein Stück Fleisch hinzugefügt.

„Eingeschlofen vor Gramhaftigkeit, armes Buttel, kleenes,“ sagte sie und legte das Kind sanft in sein Bett.

Fünftes Capitel.

Andern Morgens ward unserer kleinen Freundin das Frühaufstehen nicht allzuschwer. Die gute Frau gab ihr einen Imbiß mit auf den Weg zum Kuhstall, das kräftige Stück Schwarzbrod schmeckte ihr trefflich. Sie ward bald vertrauter mit dem Milchgeschäft, der warme Kuhstall muthete sie wohlthuend an, sie schritt auf und ab zwischen den Futtertrögen der Kühe, klopfte hier und da Einer auf den Kopf, suchte sich ihre Lieblinge aus und lachte hell, wenn sie mit den langen, stachelichen Zungen ihr das Rößchen beleckten und zupften. Als es heller ward, begann sie die kleinen Täfelchen zu lesen, auf welchen der Name jeder Kuh stand. Der muntere Onkel hatte meist sehr hochtrabende gewählt: Aurora, Juno, Euphrosyne, Pallas Athene. Wer hätte nicht lachen müssen, wenn Gretel oder Dora commandirte: „Aurora, willste wem!“ „Juno, wat stehste so breetplatischig!“

Brachmann ließ Früh anspannen; er hatte heute in dem nächsten Städtchen Geschäfte. Die Pfarrwohnung lag auf dem Wege, somit konnte Giannina bis dahin mitfahren und nach den Stunden zu Fuß zum Pacht-haus gehen, von wo der Oheim sie gegen Abend wieder abholen wollte. Welch' angenehme Aussicht dachte die Kleine insgeheim; sie brauchte den ganzen Tag lang nicht der gestrengen Tante vor die Augen zu kommen. Gewiß hatte diese beim Onkel sie angeschwärzt, denn er war nicht mehr so freundlich und gesprächig wie sonst. Trotz ihrer Betrübniß darüber verfloßen ihr die Stunden beim Pastor rasch genug; sie lernte gern und nahm sich vor, ihren Lehrer zu befriedigen, ihm Ehre zu machen. Und er verstand es auch in seiner ernstern und doch milden Weise, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, ihren Eifer zu spornen, ihren Wissensdurst zu reizen.

Am Pachtthofthor standen schon die Kinder Christel und Rosel, schauten nach ihr aus, ließen ihr entgegen und nahmen ihr dienstfertig Schulbücher

und Mäntelchen ab, denn die Mittagssonne brannte. Beim Tischbeden war Giannina ihnen behilflich; bevor man sich setzte, sprach Arnold das Tischgebet mit dem Amen. Während des Essens durfte Niemand schlesisch reden, aber es ging doch nicht so feierlich und still zu wie im Herrenhaus. Vater und Mutter erzählten, was ihnen heute widerfahren, der Vater zog auch die Kinder in's Gespräch und belustigte sich, sie durch verfängliche Fragen auf's Eis zu führen; z. B.: „Kosel, wenn die Meze Weizen einen halben Thaler gilt, was kostet dann das Biergroßchenbrod?“ Mitunter fing er aber auch allen Ernstes an, aus Geschichte und Geographie zu examiniren. Dem römischen Mädchen klopfte das Herz, aus Furcht, den Fragen nicht gewachsen zu sein; aber Arnold, der neben ihr saß, wußte ihr immer mit einem zugeflüsterten Worte aus der Verlegenheit zu helfen.

„Zum Schluß der Mahlzeit, statt Kuchen und Dessert, kann uns Giannina in ihrer wälschen Sprache ein Sprüchlein auftragen!“ So rief der Pächter fröhlich. Giannina jauchzte auf vor Freude, und kam schnell der Aufforderung nach.

Per valli per boschi
Cercando di Nice,
Sol l'eco mi dice
Che Nice non v'é!

Domando di lei
Ogn' aura piangendo,
Ogn' aura tacendo
Sen parte da me.

„Was heißt das?“ fragten die Mädchen, und Giannina antwortete sicher und fest:

„Durch Auen und Wälder,
Nice suchend,
Sagt das Echo mir allein,
Daß Nice nicht da ist.

Ich frag' nach ihr
Weinend jedes Küßtchen,
Jedes Küßtchen schweigend
Flieht fort von mir.“

Alles jubelte und der Pächter sagte, das Wälsche klinge gesprochen schöner als das schlesische deutsch gesungen. Giannina sagte, sie könne das Lied auch singen, wenn sie eine Guitarre zur Begleitung hätte.

„Da kann ich vielleicht mit meiner Geige helfen!“ rief Arnold. „Wenn ich nur noch einmal die Melodie gehört habe, spiel' ich sie eine Terze tiefer nach, und es klingt dann, als sängen wir zweistimmig.“ Arnold mit seinem feinen Gehör hatte es schon zu recht hübscher Fertigkeit im Eigenspiel gebracht. Die Duettprobe fiel gut aus; Alle klatschten Beifall und die Mädchen sagten, sie möchten auch gern mitsingen, am liebsten aber schlesisch.

„Ganz wörtlich kann ich Euch das Lied nicht wiedergeben,“ erwiderte Arnold, „und den Namen Nise, bei uns nicht gebräuchlich, muß ich in Lise umändern.“

„Das thut nichts,“ versicherte Giannina, obgleich sie ihren eigenen Namen nicht gern in „Hanne“ übersezen ließ. Nach einigem Besinnen recitirte Arnold:

„In Büschen un Wiesen,
Im Felde, im Durne,
Am Tümpel, am Burne,
Seh ich se mit Fleiß;
Doch wenn ich nach Liesen
Alle Küstel thu fragen,
Thutt mer'sch Küstl nur fogen,
Daß derfund es nisch weiß.“

„Herrlich!“ riefen Alle und Giannina bat, man möge ihr das Schlesische lehren; sie aber wolle Unterricht im Italienischen ertheilen.

„Ein guter Taufschhandel!“ lachte der Pächter. „So ist's recht, ein Volk muß vom anderen lernen! Aber nun genug, gesegnete Mahlzeit. Ein Jedes geh' an seine Arbeit!“ Damit ward die Tafel aufgehoben.

An der Nähstunde nahmen Christel und Rosel Theil. Deren Mutter hatte volle Ursache, zufrieden zu sein, denn die Nadeln flogen emsig auf und nieder. Dabei standen die Mäulchen nicht still, denn jetzt durfte „schläch“ gesprochen werden und das ging bei den kleinen Mädchen doch viel flotter. Giannina mußte von Rom erzählen. „Muß dos a gruhße Stahdt sei“, rief Rosel, „wann ich nur eemol sitte scene Gebeide sihen sullt! Dogägen is unse Farrhäusel gewiß nur a numpernes Ding.“

„Ich will Euch die schönen Gebäude in Bildern zeigen, ich habe sie mitgebracht,“ sagte Giannina, „mein jeligter Vater hat sie gemalt.“

Bei der nächsten Zusammenkunft brachte die Römerin ihre Schätze mit, und mit großen Augen staunten ihre Freundinnen die Abbilder jener Ruinen classischer Baukunst an. Ihre Ausrufe der Verwunderung lockten Arnold herbei, der im Nebenzimmer mit Führung der Wirthschaftsbücher beschäftigt war. „Ei, wie herrlich,“ rief er erfreut, „hier der Tempel der Göttin Vesta;

einem halben Jahre so viel Aufregung hervorgerufen, bis Giannina sich als die Thäterin bekannte und das Geld, wenn auch nicht in derselben Münze und ohne den Brief ersetzte. Nun fand sich beides; Giannina's Geständniß war also falsch gewesen. Es war nicht schwer von Clärchen, die jetzt keine Strafe mehr fürchtete, zu erfahren, daß die „Zahlpfennige“ die verschwundenen Goldstücke waren.

Begreiflich rief das Wiederauffinden des Geldbriefes dieselbe Bestürzung hervor, wie dessen Verschwinden. Man bejammerte die arme Verstoßene und erschöpfte sich in Vermuthungen, was sie getrieben haben konnte, sich zu einer Schuld zu bekennen, die sie nicht begangen. Dies Räthsel aufzuklären, begab sich Herr Brachmann mit der nöthigen Adresse versehen, nach Breslau. Auch die Nähkäthe, die nach dem Tode der Mutter ihre Arbeit wieder aufgenommen, mußte mit Beschämung die Härte eingestehen, mit der sie Giannina von sich gewiesen; sie konnte leider sonst keine Auskunft geben, ihr selbst war unbekannt geblieben, wohin sich seitdem die Verstoßene gewendet.

Sehr verstimmt kehrte Onkel Brachmann heim; alle seine Erkundigungen waren erfolglos gewesen; Giannina hatte sich in keiner Familie, für welche sie gearbeitet, wieder blicken lassen. Gern hätte er öffentliche Aufrufe erlassen, um seiner verschollenen Nichte die Rückkehr zu ermöglichen. Das verbat sich aber Frau Therese; jedes Hinaustreten von Familienangelegenheiten in die Oeffentlichkeit war ihr verhaßt. Sie hatte allerdings diesmal wohl Grund, es zu fürchten, denn sicher würde man ihr Verhalten streng gerügt haben. Die Familie Brachmann verließ Schlesien ohne über den räthselhaften Vorfall irgend welchen Aufschluß erhalten zu haben.

Je inniger die Bewohner des Pächthofes mit der armen Giannina befreundet gewesen, desto tiefer wurden sie von Allem bewegt, was die Verschwundene betraf; so auch jetzt bei der Entdeckung ihrer Unschuld. Die Pächterin bestürmte ihren Gatten nicht mit Vorwürfen, denn sie sah es ihm an, wie bitter er sich selbst innerlich tadelte, so streng und schroff allen Verkehr mit dem verstoßenen Mädchen untersagt zu haben. Bitterer noch wurden diese Selbstvorwürfe, als Herrn Brachmann's Nachforschungen vergeblich geblieben. Wo mochte die Unglückliche weilen, was aus ihr geworden sein? Rosel und Christel weinten heiße Thränen, wenn sie an den letzten Besuch der Freundin dachten, die so traurig von dannen gewankt.

Arnold hatte bald nach dem letzten Zusammentreffen mit Giannina seinen Familientreis verlassen, und war in ein Breslauer Handlungshaus als Commis getreten; sobald er von der neuen Wendung der Dinge daheim erfuhr, erbat er sich Urlaub und eilte zu den Seinigen.

„Mutter, Vater!“ rief er, „soll ich Euch sagen, weshalb Giannina das falsche Bekenntniß that, weshalb sie eine Schuld auf sich lud, den Schein

Dein ganzes Sein mit kaisertreuem Sinn
Selbstlos hingebend Oesterreich geweiht,
So warst Du stets uns Muster, Schild und Schwert.

Gott segne Dich, Du Stolz und Hort des Reiches,
Des großen Vaters ebenbürt'gen Sohn!
Aera perennius lebt Dein Gedächtniß,
Forterbend sich von Kind auf Kindeskind,
In den Annalen dankbarer Geschichte
Und der Armee, die Deine Schöpfung ist.
Viel treue Männer hat Dein Herr und Kaiser,
Doch keinen treueren als, Albrecht, Dich!
Viel edle Herzen schlagen warm für Oestreich,
Jedoch kein edleres als, Albrecht, Deins!

Aranjuez.

Der Friede war gekommen. Spaniens Erde,
Bisher getränkt von seiner Bürger Blut,
Durchzog die Pflugchar wieder, frohe Arbeit
Erschloß die reichen Gaben der Natur.
Du kamst, Alfonso, und mit Dir der Friede:
In fester Hand, gerecht zugleich und gütig,
Hielt der erlauchten Ahnen edler Sproß',
Gestählt im Feuer bitterer Verbannung,
Die Zügel eines neuen Regiments . . .
Das Glück war eingefeßt in's Land der Prüfung.

Da plötzlich rast' er, eine Gottesgeißel,
Ein Würgeengel tödtlich raschen Schritts
Durch Spaniens gottgesegnet schöne Fluren,
Entsetzen und Vernichtung sein Geleit.
Da dachtest Du des Schwur's, der Dich zu eigen
Dem edlen Volke gab, das sein Geschick
In Treu und Liebe hat an Dein's gekettet,
Da dachtest Du nur Deiner Königspflicht.
Es galt zu handeln und Du hast gehandelt,
Und wo die Furcht matt auf den Knieen lag,
Da boteist Du mit männlich tapf'rem Sinne
Erhob'nen Haupt's dem Feinde Deine Brust.
Wo Alles ringsum willenlos verzagte,
Wo Alles zitterte, stand'st aufrecht Du.
Das sichere Madrid ließt Du zurücke,
Das Dir Dein Liebstes auf der Welt umschloß,
Du flohst, den Feind zu suchen, nicht zu meiden,
Du flohst, nicht aus der Schlacht, nein, in die Schlacht,
Und als, ein Sieger, dann Du wiedertehrtest,
Ein Sieger über rathlos feige Furcht,

Und als des Volkes tausendhimm'ger Jubel,
 Des Volkes, das sich selbst nun wieder fand,
 Den Heimgekehrten grüßte, war auf ewig
 Das Band geknüpft, das Dich mit ihm vereint.
 Den graden Weg zum Herzen seines Volkes
 Geht der Monarch, der selbst ein Herz ihm zeigt.

Nicht stand an unserer Donau Deine Wiege,
 Dein erstes Lallen war nicht deutscher Laut,
 Doch fordern einen Theil wir Deiner Sorgen,
 Doch fordern einen Theil wir Deines Glücks.
 Hier wuchs das Kind zum Jüngling, dann zum Manne,
 Hier trankst Du deutsches Wissen, deutsche Art,
 Hier eintest Du, als Deines Volkes Stimme
 Dich rief auf Deiner Heimat stolzen Thron,
 Hier eintest Du Dein glänzendes Geschick
 Mit einem edlen Reis von Habsburgs Stamm.
 Christine und Alfons — in weite Ferne
 Folgt Euch der Segen Wiens und Oest'richs nach,
 Ihr habt nie aufgehört, uns zu gehören,
 Ihr seid ein Theil von unserm Fleisch und Blut.

Jedenfalls hat aber Shakespeare den köstlichen und kostbaren Hausrath der Casa Gremio in Padua besser gekannt, als manche seiner modernen deutschen Uebersetzer und Erklärer. Wenn einer derselben die „tents and canopies“ mit „Zelt und Baldachin“ verdeutschte, so entsteht natürlich die Frage: wie sollen „Zelte“ in Herrn Gremio's Kisten aus Eypressenholz kommen? Was will er, was soll seine Witwe mit „Zelten“ in Padua machen? Fast eben so ist es mit den Baldachinen. „Canopies“ sind hier „Baldachine“ nur in dem Sinne, wie das 14. Buch des Amadis (Augsburg 1579) einmal sagt: „Baldakin oder Himmel“, nämlich „Bettthimmel, — „tents,“ italienisch tendine, sind aber die von jenem herabhängenden Bettvorhänge. Schon das Nibelungenlied kennt in Etzels prachtvoller Königsburg zu Osen Betten mit Decken von „Arras“, „Decklaken“ von Hermelin und „Bettbächern“ von der besten arabischen Seide mit goldbesetzten Enden (Franzen). In Italien sieht man dergleichen nicht bloß auf alten Gemälden, wie auf dem in der Venediger Galerie unter Nr. 539 befindlichen des Vittore Carpaccio aus den Jahren 1490—95, sondern auch noch in alten Häusern zu Venedig, Padua, Florenz und anderen. In Deutschland fanden sich solche Betten schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter dem Namen „Himmelbetten“. Im selben Jahrhundert gab es „tent-beds“ auch in England, wohin sie (wie die Bezeichnungen canopies und tents beweisen) offenbar aus Italien eingeführt waren. Später hatte man hier für die Hauptpersonen eines Hauses und dessen Gäste die „four-post-beds,“ während die ältere und einfachere Form der „tent-beds“ für die Kinder und Dienstkleute in Gebrauch blieb. Erst in unserem Jahrhundert wurden dafür die offenen, vorhanglosen „frends beds“ eingeführt.

Wie in Casa Gremio zu Padua waren unzweifelhaft auch die Betten in Shakespeare's eigenem Hause zu Stratford „tent-beds“ mit „canopies“ und „tents,“ sowohl das Ehebett wie die Gastbetten. Das beste von diesen letztern, also das „zweitbeste“ seines Hauses, vermachte der sterbende Dichter noch in nachträglicher Verfügung seiner ihn überlebenden Gattin als ein Zeichen zarter Aufmerksamkeit, — das Ehebett gehörte ihr natürlich ohnehin zu. Sonderbarerweise haben manche Forscher und Bewunderer Shakespeare's hierin gerade ein Zeichen erkalteter Neigung erblicken wollen und meinen können, daß „gentle Will,“ dessen „gentleness“ gegen alle Welt sie selbst preisen, bloß gegen seine eigene Frau „ungentle“ zu sein im Stande gewesen sei, und zwar (nach ihrer Auffassung) wissentlich und absichtlich, und das noch dazu im Angesichte des Todes. Welch' häßliches Zerrbild! Gerade das Gegentheil hat stattgefunden. Die letzten Töne aus der Brust des sterbenden Schwans des Aron, fern von Mißklängen, geben uns noch einen tiefen Einblick in sein edelstes Innere. Da steigen in seiner Seele noch

Der Roman des Amadis (14. Buch, Augsburg 1579) berichtet von einer außerordentlichen Heldenthat des Königs Galaor auf der fabelhaften Insel der Greulichkeit, deren Bewohner Menschenfresser waren und etwa vor 500 Jahren aus dem „Occidentalischen Indien“ dahin gekommen sein und ihren Ursprung von einem Volke, „die man Canibalos nennt“ haben sollten. Auch sind hier und in andern gleichzeitigen Schriften Menschen, denen der Kopf an der Stelle der Brust zwischen den Schultern sitzt (Shakespeare, Sturm III, 3), ein geiles Monstrum, dessen Stimme nur ein Schreien und Brüllen ist, das aber die menschliche Sprache nicht redet (wie Caliban, Sturm I, 2) und die Erscheinung glänzender, wohlbelegter, von schweigsamen Zwergen bedienter Speisetafeln (Shakespeare a. a. O.) nicht unbekannt.

Die Insel Pantalaria im Mittelmeer erschien den Dichtern ebenfalls als ein geeigneter Schauplatz für Abenteuer. Diese Insel, nur sechzehn Seemeilen vom Cap Bon auf der nördlichen Küste Afrika's und einundzwanzig von der südwestlichen Siciliens entfernt, war in früheren Jahrhunderten fast ganz wüst und ein Schlupfwinkel der Seeräuber, gegen welche endlich einige Befestigungen errichtet wurden. Gegenwärtig hat sie ein Städtchen gleichen Namens, von den Inselbewohnern meist nur „Oppidelto“ genannt, und ein Dorf Seiazzghir (Sayak bedeutet im Maltesischen den Sperber oder Spring), und zählt im Ganzen wenig über 6000 Einwohner. Die Stadt Pantalaria ist malerisch im Halbkreis um einen kleinen, von einigen Felsen geschlossenen Hafen gelegen. Die steilen Bergabhänge, die Grotten, die Thermalquellen und der weite und sehr tiefe See der Insel sind berühmt, und diese bietet somit eine ganz passende Localität für die romantische Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts. In der That verlegt auch Cervantes eine Scene der zweiten Novelle seiner „Novelas exemplares“ (Madrid 1613 u. ö.) nach Pantalaria. Zwei von Sicilien kommende Corjarenschiffe legen nämlich hier an und theilen ihre Beute, wobei natürlich der Liebhaber Riccardo von seiner geliebten Leonisa getrennt wird. Da erhebt sich plötzlich ein Südsturm und jagt die beiden Schiffe auseinander. Isuffo's Galeere, auf welcher sich Leonisa befindet, scheitert im Angesicht der andern an einem kleinen Felseneilande, Fetalä aber entkommt mit der seinigen und Riccardo glücklich nach Tripolis, seiner Heimat.

Indem Shakespeare, das Beispiel der Novellisten auf das Drama übertragend, den Schauplatz seiner Comödie „der Sturm“ auf eine Insel verlegte, wählte er hiezu die Insel Pantalaria, freilich ohne sie zu nennen. Das ist jedoch keine Entlehnung aus Cervantes, dessen Novelle jedenfalls später als „der Sturm“ anzusetzen ist. Allerdings sind die Gelehrten über die Abfassungszeit dieses Stückes nicht einig. Während Hunter dieselbe auf

nach seiner Abfahrt von Tunis durch einen Weststurm von seiner Richtung ab und weiter nach Osten getrieben ward, so wird man nach Pantalaria, als der von Shakespeare gemeinten Insel geführt. Hunter schloß auf die Insel Lampedusa, allein diese erscheint doch zu weit östlich gelegen, und es ist wenig wahrscheinlich, daß man von Algier aus die verbannte Sykorax an Pantalaria vorüber bis dorthin gebracht haben würde.

Die Insel selbst wird im Stück als anscheinend wild, unbewohnbar und unzugänglich bezeichnet, doch besitzt sie einen Hafen in tiefer Bucht, Salzwassertümpel und Süßwasserquellen, Höhlen, und neben dürrem auch fruchtbares Land. Da wachsen Beeren, Trüffeln, Lambertshaseln und wilde Birnen; auch gibt es ein Limonenwäldchen (lime-grove, V, 1; Schlegel übersetzt: Lindenwäldchen; lime heißt Linde, aber auch die kleinere, mehr rundliche, aus den Mittelmeerländern eingeführte Art der Limone). Außer Seeschwalben und Elster gibt es hier auch kleine Affen (marmonets, Makake, die bekanntlich auch jetzt noch bei Gibraltar vorkommen). Dies alles würde also nicht übel zu Pantalaria passen; Ringelgänse (barnacles, IV, 1) dürfte es freilich hier nicht geben. Die übrigen Eigenthümlichkeiten jedoch, mit welchen die Insel ausgestattet ist, sind den damaligen Schilderungen der Bermudischen Inseln, — die auch selbst im Stück erwähnt werden (I, 2) — entlehnt. Danach ist sie „voll Lärm, voll Tön' und süßer Lieder,“ voll seltsamer Gestalten und Zaubereien (II, 2 und 3), und der einzige Einwohner, welchen Prospero hier antraf, ist ein Eingeborner in halbviehischem Zustande.

Das ist Caliban, der Sohn der Hexe Sykorax, welchen diese, schwanger hierhergebracht, hier geboren hatte, „ein fleckig Wechselbalg“ (a freckled whelp, hagborn: I, 2), daß nur schnattern und klaffen (gabble) konnte und erst die menschliche Sprache lernen mußte, aber natürlich die Insel als sein Eigenthum betrachtet. — Die Vorstellung von mehrfarbigen Mischlingen war zu jener Zeit vielfach vorbereitet, und an der Nordküste von Afrika wenigstens eben so leicht denkbar als an der Ostküste Amerika's oder an der Nordküste der Neuen Hebriden, welche damals für diejenige eines antarktischen, „Magellania“ genannten Continents gehalten wurde. Von den letztern berichtet deren Entdecker, der Portugiese Petro-Fernandez de Queiroz, in seinen Briefen an den König von Spanien (gedruckt: Cartas. Sevilla 1610; deutsch: Augsburg 1611 u. ö.) nebst manchen anderen unglaublichen Dingen: die dortigen Einwohner seien theils weiß, theils von vermischter (gemengter) Farbe.

Doch woher kommt der sonderbare Name Caliban, welchen nach dem ganzen Verlaufe der Vorgänge im „Sturm“ offenbar erst Prospero dem aufgefundenen Wilden der Insel gegeben hat? — Gewöhnlich denkt man dabei an eine Lautumstellung aus „Canibal,“ obgleich „Caliban“ kein

einer italienischen Endung an den semitischen Namen) Calibano beilegen konnte.

Klaffendes Monstrum, roher Caliban, du bist abscheulich und doch zu bebauern; ein entthronter Fürst hat dich entthront und zum Sklaven gemacht. Das Gebiet, das du von deiner noch abscheulichen, feilen Mutter Sykorax geerbt hattest, die schöne Insel Pantalaria mit ihrem Ausblick auf die blauen Wogen des Mittelmeeres, mit ihren Salzfluten und ihren rieselnden Quellen, mit ihrem Mövenciern, Trüffeln und Lambertsnüssen, und ihren von Affen bevölkerten Limonenhainen — es ist an dir die höhere Macht der europäischen Civilisation verloren gegangen. Aber das ist schon lange her; viele Calibane und Cannibalen haben seither das gleiche Schicksal erfahren, und die Welt weiß kaum noch etwas von ihnen und von dir.

Schmetterlinge.

Gedichte

VON

Josephine Freira u. Knorr.

Cleopatra. *

Ob hochberühmt der Name klinge,
Nicht Sie ist's, die ich singen will:
Mein Lieb gilt einem Schmetterlinge
Und nicht der Königin vom Nil.

So flog er in Pompeji's Gärten,
Lang, eh' der Aschenregen fiel;
So sah'n ihn Couradin's Gefährten
Auf ihrem Weg zum Trauerspiel.

Hoch fliegt er auf im Schwefelfleide
Mit Flammen auf dem Flügelpaar,
Auf dem Vesuv ist seine Weide,
Beim Lavastrom, bei der Gefahr.

Lebendig, wo die großen Todten,
Er fort den Sommertag durchschwärmt,
Weit über den vulkan'schen Boden,
Den unterirdisch Feuer wärmt.

Wenn Glühwind weht zum Meeresstrande Als Phönix ist er aufgestiegen
Und Mittagstrahlen Feuer spei'n, Im Schutt von Casamicciola,
Dann flattert er im Sonnenbrande Um sich im Sonnenglanz zu wiegen,
Und trägt des Gluthherd's Wiedererschein. Im Goldlicht wie Cleopatra!

Polygna. **

Liebltester der Schmetterlinge,
Ist's Geschmeide, ist es Blut,
Was auf deine blonde Schwinge
Streut die rothe Farbengluth?

Stand mit solchen Gluthrubinen
Bräutlich Priam's Tochter still?
Kollten so die rothen Tropfen
Von dem sterbenden Achill?

* Ein Schmetterling, der in Südzatzen fliegt.

** Cärfugehalter.

Pflanzenauge.

kaum einen wüßte ich zu nennen, Darfst in die Luft den Festglanz tragen,
 Der herrlicher im Sommer flammt; Dein Schillern und Dein Himmelblau,
 Am Flug' schon bist Du zu erkennen, Und in den Höh'n die Räder schlagen,
 Du brauner Schmetterling von Sammt! Nicht in der Nied' rung, wie der Pfau.

Rußt keiner Heidengöttin dienen,
 Bist selbst die Juno dieser Flur
 Und tafelst mit den Honigbienen
 Beim Nektarbecher der Natur!



Gedichte

von

Martin Greif.

Der Strubpaß bei Lofen.

| | |
|-----------------------------|----------------------------|
| Zu Lofen vor dem Paße | Als die Tiroler wiesen |
| Steigt auf ein Felsengrat, | Den Franzén ihren Wall, |
| Daß es in seinem Paße | Da gab es zu dem Schießen, |
| Den Muth hier sinken lasse, | Das hier sie hören ließen, |
| Gibt er dem Feind den Rath. | Gar fleiß'gen Widerhall. |

Seitdem trugt er so schlimme
Und wenn ein Schuß nur fällt,
Da meldet seine Stimme
Mit ungeschwächtem Grimme,
Daß er noch Wache hält.

Pfingstfeier der Natur.

| | |
|-----------------------------|--------------------------|
| Pfingsten, Fest der Freude, | Lilien, Rosen, Nelken |
| Das auf blum'ger Flur | Binden dir den Kranz, |
| Wie auf dürrt'ger Haide | Dem noch kein Verwelken |
| Feiert die Natur. | Trübt den heitern Glanz, |
| Rings aus allen Büschen | Welcher dir in Fülle |
| Schallt Gesang hervor, | Rege Düfte bringt, |
| Sich geschwellt zu mischen | Da schon Sommerstille |
| In den Jubelchor. | In's Gefilde bringt. |

Vor Entzücken schweigend,
Dämmerst du bethaut,
Leis entgegensteigend
Höchstem Feierlaut:
Wann die Liebertehle
Schwärmt der Nachtigall,
Lauscht der Schöpfung Seele
Ihrem Wonneschall.

Maidied.

Ein hohes Wunder ist geschehen,
Das alles Harren mir belohnt:
Mit seiner Lüfte milde Wehen
Erschienen ist der Maienmond.

Und was April in seiner Lücke
Verdorben bald in Einer Nacht,
Das hat zu aller Weisen Glücke
Der Holde wieder gut gemacht.

Die Haide und am Wald die Heden
Ergrüntes fast am gleichen Tag,
Und Schatten fängt schon an zu decken
Den sonn'gen Gang am wilden Hag.

Im Walde lacht die Erdbeerblüthe,
Der Schleedorn blüht, ob blüht noch auch,
Kein Wäldchen, drin sich nicht verriethe
Des Maienglückleins Wunderthau.

Rings füllen sich die sanften Wiesen
Zu einem bunten Blumenfeld,
Und den bethauten Morgen grüßen
Die Könige der Sängervelt.

Dort in des Apfelbaumes Dästen
Verkündet schon der Apfel sich
Und, überweht von Gartenlüssen,
Umhaucht die Flur uns wonniglich,

Zumal, wenn aus der Abendwolke
Ein warmer Regen niederprüht
Und dichter Schwarm vom Flügelvolle
Der Bitterpappel Thurm umzieht.

Gepaarte Turteltauben steigen
Im Frühroth aus dem Forst empor,
Des Hirschhahn's vorichtsloser Reigen
Gibt festes Ziel dem Feuerrohr.

Und manches Paar verliebter Seelen
Sich Abends in die Haine winkt,
Wo dicht am Pfad, den sie sich wählen,
Die Pracht zu tauend Kränzen blinkt.

Ihm ruft von nah' und fernen Hügeln
Der Rufat unaufhörlich zu,
Und nebenan mit Blumenflügeln
Sitzt Psyche leicht zu kurzer Ruh'.

ungebildetes, von dessen ehemaligem Vorhandensein nun der erstaunten Menschheit die erste Kunde zukam, ein unbezweifelbares, sozusagen rechtsgültiges Document, schwarz auf weiß, ja allem Anscheine nach gedruckt.

Das „Badener Fragment“ — so nannten die gelehrten Kreise dieses Schriftdenkmal — bildete das Tagesgespräch der ganzen Welt. Der Landesarchivar, der ordentliche öffentliche Professor der Epigraphik, der Staatshistoriograph und drei Chemiker traten im Auftrage des Unterrichtsministeriums zusammen, um das „Fragment“ zu reinigen und zu entziffern. Dann wurde es nach allen modernen Verfahren vervielfältigt, um es den Gebildeten der ganzen Welt unverweilt zugänglich zu machen. Es wurde autoheliographirt, lithophonotypirt, elektrozinforadirt, hydrosfacimilirt u. s. w. und in diesen Nachahmungen über den Erdball versendet; alle gelehrten Gesellschaften aber erhielten ein sogenanntes mikrochromatisches Galvanimprimocliché, welches das Fragment mit absoluter chemischer und mikroskopischer Genauigkeit auf mechanischem Wege wiedergab und daher als verlässliche Grundlage für wissenschaftliche Untersuchungen dienen konnte.

Was den glücklichen Finder betrifft, wurde er von den Zeitungen und Dichtern als ein Columbus gefeiert, der eine neue, das heißt alte Welt entdeckt habe, er bekam die höchsten Orden aller Culturstaaten und wurde zum ganz außerordentlichen Ehrenmitgliede der meisten gelehrten Gesellschaften ernannt.

Dank den Hilfsmitteln der modernen Documentochemie (so nannte man diese erst kürzlich ausgebildete chemische Technik) war also vorderhand das Nothwendigste gethan; das „Badener Fragment“ war, wie sich der hochverdiente, greise Präsident der Gesellschaft für Alterthumskunde bei der festlichen Vollversammlung des Jahres 11885 ausdrückte, „unverlierbar gemacht“. Die Welt konnte es nicht wieder einbüßen, da es sozusagen allgegenwärtig geworden war. Desto größere Schwierigkeiten bot die Entzifferung des Textes. Das „Badener Fragment“ (die Benennung „papyrus Badensis“ wurde auf der epigraphischen Wanderversammlung des Jahres 11886 aus inneren Gründen endgiltig abgelehnt) war nämlich in einer Sprache verfaßt, welche Niemand mehr verstand; Etruskisch war im Vergleich zu diesem räthselhaften Idiom eine Allerwelts-Muttersprache. Umsonst verbohrt sich sämmtliche Gelehrte der Welt in das Fragment und boten die ganze Schärfe ihres Geistes auf, um diese Geheimchrift zu lesen; sogar die Physiologen und Mathematiker machten sich daran, Erstere, indem sie das moderne Gehirn mikroanatomisch in eine entlegene Vorzeit zurückconstruirten, um dadurch auf dessen damals mögliche Ausdrucksmittel Schlüsse zu ziehen, Letztere, indem sie auf Grund einer gewaltig fortentwickelten philosophischen Arithmetik à la Herbart höchst verwickelte Wahrscheinlichkeitsberechnungen über die Bedeutung der einzelnen Schriftzeichengruppen aufstellten.

das Bewußtsein, daß infolge der Auffindung dieses Bruchstückes die spätesten Jahrtausende unser liebliches Baden als die Hauptstadt des Universums, als den Mittelpunkt der Civilisation einer längst untergegangenen Vorkwelt, als den Brennpunkt des geistigen und materiellen Lebens einer todesverblichenen Gesamtmenschheit ansehen mußten. Wer jemals im reizenden Helenenthal einen Sommer verträumte, wird gewiß die Befriedigung theilen, welche wir darob empfinden, — — — oder vielmehr empfinden würden, wenn der eingangs analysirte Komet uns wirklich in den Grund gebohrt und von der jetzigen Welt nichts als das „Badener Fragment“ übrig gelassen hätte.

Bothwell.

Ich glaube, daß sie Rizzio morben wollen,
Doch, daß Maria selbst gefährdet —

Oliver.

Herr,
Verhaften will man sie, wie ich Euch sagte,
Wer weiß, was dann —

Bothwell.

Nein, nein, das darf nicht sein.
Und wär' es wahr auch, daß sie ihn begünstigt,
Und wär's auch wahr — die Fürstin ist erniedrigt,
Das schöne Weib ist d'rum nicht minder reizend;
Tod ihren Feinden.

Oliver.

Wenn's nur nicht zu spät schon.

Bothwell.

Ich werd' bei ihr jetzt nicht mehr vorgelassen,
Dräng ich auch durch, sie glaubte doch mir nicht.

Oliver.

Ich komm hinüber zwar, doch sprechen kann ich
Die Herrin heut nicht mehr.

Bothwell.

So schreib es auf,
Und mach, daß sie es liest so bald als möglich.

Oliver.

Ich will den Brief der Gräfin Argyle geben,
Ich weiß, sie ist dem Italiener hold.

Bothwell.

Ich will zu Dumbarton. Wir rufen Alle,
Die treu der Königin ergeben sind.

Oliver.

Graf Douglas, Herr, besetzte Thor und Gänge;
Ihr kommt nicht aus dem Schloß.

Bothwell.

Ich bin Lord Bothwell!
Ich komme durch. Und Du bewaffne rasch
Mariens Diener, daß wir sie beschützen,
Wenn wir's nicht hindern.

Oliber.

Helf uns Gott. Ich eile.

(Bothwell und Oliber gehen zu verschiedenen Seiten ab. Gleichzeitig tritt Ruthven vom Hintergrunde ein.)

Ruthven (allein).

Wer waren jene beiden, die sich heimlich
Und heftig, schien's, im Finstern hier besprachen,
Und auseinanderstoben, als ich kam?
Die Vorsicht ist bei mir zur Angst geworden
Dem Ziele nah, heißt der Gefahr zunächst.
Doch könnt ich ruhig sein, denn Rizzio
Tritt gläubig in das Netz, das ich gestellt.
Ich hab' dem Schwärmer Freundschaft vorgeheuchelt —
Er fällt durch meine Hand. Ich hass' ihn, hass' ihn!
Ihn liebt die Argyle, die mich jetzt verschmäht;
Einst war sie mir geneigt — das ist sein Tod.

(Ein Page geht mit einem Armleuchter über die Bühne. Die Gräfin Argyle folgt ihm. Wie sie schon in der Thüre sind, tritt Ruthven zu ihnen.)

Ruthven.

My lady, auf ein Wort.

Argyle.

Ist's Euer letztes?

Ruthven.

Verlangt das nicht, das wird Euch Unheil bringen.

Argyle.

Geh nur voraus. Ich muß zur Königin.

(Page ab.)

Ruthven.

Vielleicht mit Rizzio zur Laute singen?

Argyle.

Du hämischer Mann, du suchst ihn zu beschmutzen,
Du triffst ihn nicht.

Ruthven (losbrechend).

Bis ich mit seinem Blut
Den Boden hab gefärbt zu Deinen Füßen.
Verblendete! Er liebt die Königin.

Argyle.

Ich glaub es nicht.

Ruthven.

Du wirst es noch erkennen.

Argyle.

Verläumber! Such nicht länger mich zu tranken.
Du weißt, ich hasse Dich.

Ruthven.

Lass' mich, doch bleibe.
Lass' mich Dich seh'n, dies Antlitz, diesen Ruch,
Dies Auge, das wenngleich im Born erglühend
Doch wunderbar mich fesselt und mich bannt.

Argyle.

Hinweg von mir.

Ruthven.

Nichts soll von Dir mich trennen,
Und über seinen Leichnam will ich treten
Um Dich zu fassen, so, mit meinen Armen —

Argyle.

Verflucht sei Deine Hand.

Ruthven.

Fluch mir, doch dann
Lass' mich die Lippe küssen, die mir fluchte.
Das Lied mit Deinem Sänger ist zu Ende;
Lass' mich an Deinem Busen —

Argyle.

In die Hölle
Sollst Du hinunter, Teufel!

Ruthven.

In die Hölle!
Doch erst bei Dir im Paradies.

Argyle (stößt ihn fort).

Hinweg!

Glender Bube, schamlos nied'rer Knecht.
Nimm: Nichts auf dem weiten Rund der Erde
Veracht' ich so wie Dich! — Nun frag' Dich selbst,
Ob ich jemals die Deine werde. (ab.)

Ruthven (allein, ihr nachsehend).

Du wirst's bereuen. — Eines ist mein Trost,
Daß Lieb und Haß die Todten nicht erwecken.
Nun muß er kommen. Zu der Königin
Rief ich durch falsche Botschaft ihn entbieten.
Ich aber sprech' ihn in der rechten Stimmung
Und lügen will ich, heucheln, wie noch nie.
Ob schuldig un're Königin, ob nicht,
Der Schein ist wider sie, — so ist die Welt!

(Rizzio tritt auf)

Ruthven.

Ihr Rizzio? Ihr geht so frohen Schrittes,
Als ginget Ihr zur Königin.

Rizzio.

Zu ihr.

Sie ließ mich rufen, heut noch diese Briefe
Zu unterfertigen.

Ruthven.

Sie ließ Euch rufen,
So spät noch rufen? — Hört ein warnend Wort:
Ihr seid zu unvorsichtig hier am Hofe.
Der Feinde habt Ihr viel. Seid auf der Hut.

Rizzio.

Mich ruft mein Glück; ich kenne keine Furcht,
Doch dank ich herzlich Euren Freundesworte.

Ruthven.

Ich will Euch wohl. Ihr wißt es, wißt wohl auch,
Daß nicht wie Euch mir hold die Liebe lächelt.
Die Gräfin Argyle, die ich stets verehrt,
Bleibt kalt gen mich. O redet mir das Wort.
Ihr sagt ja, daß das Glück auf Euren Wegen,
Und Glück wie Unglück nimmt Gefolge an.

Rizzio.

Wenn ich Euch dienen kann, thu ich's mit Freuden.

Ruthven.

Mit Freuden! — Wohl. Ihr seid heut ganz verklärt.

Rizzio.

Ja, ich bin verklärt wie ein Tempel
Den abendlich glühend die Sonne bescheint,
Wie Einer, der endlich ausgeweint,
Dem wieder das Glück und die Freude lacht;
Verklärt wie ein Schläfer der stillen Nacht,
Der träumt einen frühlichen, seligen Traum,
Der so wie von Geistern auf lustigen Wagen
Wird in's Paradies, das verloren gewähnte,
Heimlich ersehnte,
Hinübergetragen —
Ich fass' es kaum.

Ruthven.

Ich freue mich mit Euch.

Rizzio.

Ich bin so froh,
Ich möchte jeden, der mir naht, umarmen,
An meinem Herzen, glaub ich, müßt' ein Todter
Zu neuem Leben erwarmen.
Ich wägne die Luft zu treten, zu schweben,
Einzugeh'n in ein neues Leben!

Ruthven.

Nun geht. Doch nochmals sag' ich, hütet Euch.
Wenn ich Euch schützen kann, so zählt auf mich.

Rizzio.

Wie dank ich Euch, Lord Ruthven?

Ruthven.

Morgen, morgen.

Für heute wünsche ich viel Glück.
(Winkt ihm zu.)

Gut' Nacht. (ab.)

Rizzio.

O, solche Seligkeit, wie ich jetzt fühle,
Genießt der Mensch nur einmal. Heute steh ich
Auf meines Lebens Gipfelpunkt. (ab.)

Herwandlung.

(Schlafzimmer der Königin Maria Stuart. — In der Mitte des Hintergrundes ein
Altoben, durch Vorhänge geschlossen. — Vorne ein Kamin.)

(Gräfin Arghle tritt auf mit Oliver, der Armleuchter trägt.)

Argyle.

Hierher die Lichter. — Sieh nach dem Kamine,
Und schür' die Flamme.

Oliver (thut es).

Wie ist's doch so kalt noch.
Der neunte März und überall Schnee und Eis.
Ich weiß, es war, als König Jakob herrschte,
Ein Fest im Freien um die Zeit.

Argyle.

Beeil' Dich,

Die Königin kommt bald.

Oliver.

Die Königin — —

Argyle.

Was hast Du heut? Du siehst mich prüfend an.

Oliver

(wieder am Kamine).

's ist frostig, und die Herrin liebt das nicht.
Die arme Königin.

Argyle.

Arm, warum arm?

Oliver.

Verlassen hat sie einer nach dem andern,
Und sinnt Verderben gegen sie. Doch Ihr — —
Ihr haßt sie nicht, nicht wahr?

Argyle.

Dich drückt etwas,

Sprich's aus.

Oliver.

Zwei hier am Hof sind in Gefahr.
In einer Stunde schon ist sie gefangen
Und er ermordet.

Argyle.

Wer?

Oliver.

Die Königin.

Argyle.

Und er? Und Rizzio?!

Oliver.

Und Rizzio.

Doch Ihr, Mylady, könnet beide retten.
Gebt diesen Brief der Königin. Nur rasch,
So bald als möglich, Ich beschwör Euch.

Argyle.

Sprich erst —

Oliver.

Es drängt die Zeit, ich kann nicht, ich muß fort.

Argyle.

Sag mir nur, dieser Brief —

Oliver.

Gebt ihn der Herrin,
Inständig bitt ich Euch; und jetzt — hinweg. (ab.)

Argyle (allein).

Und Rizzio! — So wär das Aergste wahr.
Es stimmt zusamm' mit dem was Ruthven sprach.
Man will ihn tödten — morden diese Nacht!
Und hier bei ihr — — Und käm er wirklich her,
So mögen beide fallen, und den Flammen
Hier übergeb' ich diesen Rettungsbrief. —
Ich kann's nicht glauben, daß er mir verloren;
Er ist, wie Andere nur verblendet —

(Rizzio tritt auf. Sie verbirgt den Brief im Busen.)

Argyle.

Rizzio,

Seid Ihr noch jezt hieherberufen worden?

Rizzio.

Ja, Lady Argyle.

(Für sich.)

Ruthvens kalte Flamme.

Argyle.

Ich sag Euch: Wer zu viel wagt, der verliert.
Ihr tragt den Kopf zum Bloß, geht Ihr so fort.

Rizzio.

Ich diene meiner Königin.

Argyle.

Ihr wandelt

Dem Irrlicht nach, und fühlt nicht, daß Ihr sinken
Und untergehen müßt, wenn Ihr Euch naht.
Ich aber sehe es und möcht Euch retten.
Flieht diesen Hof, auch ich will also thun,
Folgt mir nach Argyle auf mein Schloß.

Rizzio.

My lady!

Argyle.

Reich bin ich und geehrt und viel vermag ich.
Seid Ihr bei mir, wagt man Euch nicht zu nahen.
Ihr seht, ich spreche offen, Rizzio,
Denn wahrlich, Ihr seid in Gefahr.

Rizzio.

My lady,

Ich faß' nicht, was Ihr sagt, ich bin verwirrt.
Doch Eines fühl' ich klar: Hier ist mein Platz;
Ich weich' nicht von Marien.

Argyle.

Also doch!

Rizzio.

Wol weiß ich Einen, würdig Eurer Huld,
Lord Ruthven sagte mir —

Argyle.

Ist's möglich — Ruthven —
O Fiebertwahn! — — Verschmäht Ihr meinen Vorschlag?
O thut es nicht, folgt mir, sagt ja.

Rizzio.

Nein! nein!

Argyle.

Nun denn —

(Kommt unwillkürlich mit der Hand an den Brief).

Und wenn in meiner Hand Euer Urtheil
Ob Tod, ob Leben, dann sagt: ja.

Rizzio.

Nein! nein!

Und rief der Himmel ja, und nein die Hölle,
Ich rief nein!
Mein Platz ist bei Maria, meiner Herrin.

Argyle (für sich).

So stirb!

Bagen (die Thüre öffnend, rufen)

Die Königin!

Rizzio.

Die Königin!

(Er eilt Maria entgegen, die ihr Gefolge an der Thüre verabschiedet. — Gräfin Argyle hat den Brief gerissen und in den Ramin geworfen. Ein Stückchen davon fällt zur Erde. — So wie Maria Stuart eintritt, macht sie eine tiefe Verbeugung und geht ab. — Maria und Rizzio bleiben allein.)

Maria.

Rizzio!

Rizzio.

Maria! Königin! Bist Du es wirklich?
Mein nachtgewohntes Auge wird geblendet
Von Deinem Glanz und senkt sich scheu zur Erde,
Und wie ein Mensch, der stets im Thal gelebt,
Auf nie geahnter Höhe schwindelnd steht,
So steh ich auf der Höhe meines Glückes.

Maria.

Veruf' es nicht. Das Glück ist wandelmüthig.

Rizzio.

Ich glaub, ich habe dem Erdenleben,
Den Staub dem Staube zurückgegeben,
Und von dem irdischen Drange befreit
Geh' ich in den Weg der Unsterblichkeit.

Maria.

Du bist ein sinnend träumendes Gemüth
Vor dem die schöne Welt der Dichtung blüht.

(Nur sich)

Auch mir ist wonnig schauerlich zu Muth.
Er betet so wie ich, denkt, fühlt wie ich.
Und nie ließt' ich ihn seinen Feinden aus.

(Laut)

Tritt her zu mir. — Ich habe Dich erkannt.
Treu bist Du, ja ich weiß es — Du bist treu.
Drum wollen wir zusammen ein Bündniß schließen,
Uns immer beizusteh'n bis in den Tod.

Rizzio.

Bis in den Tod — noch länger.

Maria.

Rizzio!

Rizzio.

Bis in die Ewigkeit — ha! für und für!

Maria.

Wol — für und für.

Rizzio.

Laß uns erhaben sein
Ob all den Schwächen dieses Lebens, hoherhaben
Ob der gemeinen Welt. Ihr Treiben schwindet
Und wir sehn nicht so tief hinab; kaum bringt
Der wilbverworne Schall zu unserer Höhe,
Und hoch empor aus aller Nichtigkeit
Schwingt sich der Genius der ewigen Liebe,
Die maßlos wie der Raum, und endlos wie die Zeit.

Maria.

Nein, das ist sträflich, sprich nicht weiter so.

Rizzio.

O fürchte nicht, daß ich Dir jemals nahe
Mit irdischem Verlangen, Du bist heilig,
Und eine höhere als Schottlands Krone
Seh ich auf Deiner reinen Stirn erglänzen.
Wenn Gott die Neigung unserer Seelen stört,
So will er seine Schöpfung ganz vernichten,
Und das Gericht des jüngsten Tags bricht an.
Nein, fürchte nichts. Die Zukunft wird erglänzen
In immer hellerem Licht, die Nacht ist aus.
Aufwacht die Freude, die so lange schlief,
Und es wird Alles — Alles gut.

Maria.

Ich möcht es glauben.

Rizzio.

Wie ist so still jezt Alles um uns her.
Im Schummer liegt die finstre Stadt da brunten,
Und dieses Schloß. Der Mond scheint klar durch's Fenster,
Und durch die tiefe Schweigsamkeit der Nacht
Hör ich das Athemholen meines Glückes.

Maria.

Sprich weiter, Deine Stimme thut mir wohl.

Rizzio.

Hörst Du die Flammen im Kamine knistern?
Das sind die guten Geister dieses Hauses,
Sie freuen sich mit uns. Im Feuer leben
Die Salamander, feurig, kleine Wichte;
Sie hüpfen lustig, und mich dünkt, sie schauen
Mit Schelmenangefichtern auf uns her.
Und durch das Zimmer weht ein süßer Duft;
Es naht die Stunde, wo die Geister wachen
Und Alles sich belebt und sieht und athmet.
Du suchst?

Maria.

Ich weiß nicht, was mich drängt,
Doch fühle ich plötzlich mein Herz beengt.
Wie warb's so spät? Geh eilends fort.
Man wird uns entdecken, Dich tödten!

Rizzio.

Wolant!

Es ist mein Glück so hoch gestiegen,
Daß es nicht fürder so bleiben kann.

Maria.

Nein! nein! Schilt mich nicht thöricht, Rizzio,
 Und laß' Dir sagen:
 Mich quälet seit drei Tagen
 Derfelbe schreckliche Traum.
 Doch öffne ich die Augen kaum,
 So sinkt er zurück in den Schoß der Nacht,
 Und ich vergesse ihn, wenn ich erwacht.
 Dumpf schwebt mir's jetzt vor meinem Innern,
 Als würd' ich mich darauf erinnern.
 O nimm die Laute und verbann' die' Angst,
 Mir ward stets leichter, wenn Du sangst.

Rizzio.

Du willst es.

(Er nimmt die Laute.)

Ich singe Dir mein letztes Lied.

Maria.

Dein letztes — ?

Rizzio.

Erstarrst Du?

(Zu ihren Füßen liegend.)

Ja — mein letztes — denn nach diesem
 Kann ich kein Lied mehr singen — keines mehr.

(Er spielt und spricht dabei träumerisch.)

Zu Deinen Füßen, holde Herrin, sitz' ich da,
 Und sing — mein letztes Lied — o hör' es an:

— — — — —

Und schwäng' ich mich von Stern zu Stern
 In alle Himmelsweiten,
 Bis in die allerfernste Fern
 Würd mich Dein Bild begleiten.

Und ging ich selbst zum Himmel ein
 Und saß' zu Gottes Füßen,
 Auch in des Himmels Glorienschein
 Würd ich Dein Bild noch grüßen.

Und sprach' der Hergott auf dem Thron:
 Du mußt vom Bild Dich trennen,
 Sonst wirst Du als verlornen Sohn
 Im Höllenpfuhle brennen —

Doch würd' ich lassen nicht vom Bild,
 Ich würd' es glühend küssen,
 Ich küßt' es — küßt' es —

Rizzio.

Und wenn ich sterben muß!

Den Himmel ahn' ich schon in diesem Kuß!

(Eine geheime Thüre hat sich geräuschlos geöffnet und Darnley in horchender Stellung gezeigt. — Wie Rizzio Maria küßt, tritt er vor. Ruthven folgt ihm. Ueber eine Wendeltreppe kommen in Mäntel gehüllt Morton, Douglas Raitland, Lindsay und viele Cavaliere.)

Maria (heftig zitternd).

Weh' mir, die schweren Schritte!

(erblickt Ruthven.)

Das Gespenst

Aus meinem Traum! Es ist zu spät.

Darnley.

Ja, Weib,

Es ist zu spät, Dein Reich ist nun zu Ende.

Rizzio.

Entsetzen!

Darnley.

Rizzio muß fallen.

Alle.

Rizzio!

Maria (schreiend).

Nein, nein! Laßt ab von ihm! Berührt ihn nicht!

Darnley.

Du wirst ihn nicht erretten, Huhlerin!
Die Schande ist nun aufgedeckt, und ich
Erkläre Dich gefangen.

Die Cavaliere.

Ja, gefangen!

Rizzio.

O! ewige Gerechtigkeit!

Darnley.

Sie soll

Dir werden.

Die Cavaliere.

Auf ihn los!

Morton.

Het' und dann stirb.

Die Cavaliere (ihre Dolche ziehend).

Stirb! stirb!

Maria.

Zurück! Wie könnt Ihr wagen, Frevler,
Hier einzudringen in mein Schlafgemach,
Mit blankem Dolch die Schwelle zu betreten?
Vergaßt Ihr, daß ich Eure Königin bin?

Darnley.

Vergebens, schweig'.

Maitland.

Du schreckst uns nicht.

Mehrere.

Der König —

Der König hat's befohlen.

Maria.

Darnley!

Darnley.

Schweig'.

Maria.

Gebiete dieser Horde, diesmal nur
Sei gütig, diesmal nur, ich bitte Dich!
Man hat Dich hintergangen.

Darnley.

Wie ich sehe.

Maria.

Erhöre meine Stimme, heiß' sie gehen,
Sei nicht zu rasch, o Gott! Nur diesmal nicht.
Es würde Dich gereuen.

Die Cavaliere (lauter).

Nieder! Nieder

Mit Rizzio!

Maria (vor ihn hinstürzend).

Nein, nein! Ich schütze ihn.

Zurück! Scheut Ihr den Mord nicht, Ihr Verruchten?
Ihr machet Euch des Hochverrathes schuldig
Und Eu're Häupter fallen auf dem Bloß.

Rizzio.

O Herrin, überlaß' mich meinem Schicksal,
Es wird mich rächen.

Maria (mit immer steigendem Affecte).

Ich vergeb' Euch Allen,
Doch geht hinweg. Ich will die That vergessen
Die Ihr verüben wollt, doch laßt ab;

Ich will so thun, als wär es nie gewesen,
 Als hätt ich nimmer also Euch gesehen
 Und Eure bloßen Klingen nie erblickt.
 Frei sollt Ihr sein und ungekränkt, Ihr Alle,
 Nur lasset ab und geht hinweg, ich bitt' Euch!

Die Cavaliere.

Nein, er ist unser und Du bist gefangen.

Maria.

O Gott, ich weiß nicht, was ich noch soll sagen.
 O weicht zurück! Furchtbar ist Meuchelmord!
 Vergießt kein Blut, denn es verdirbt Euch Alle.
 Ich bin ja Eure Herrscherin, und bitte —
 Ich bitte — bitte —

Ruthven (ängstlichen).

Rizzio!

Rizzio (der niederkniete und betete).

Ha! Ruthven?

Du hast dich immer meinen Freund genannt

(an seine Brust stürzend)

Mein Leben geb ich hier in Deine Hand.

Ruthven (ihn erschreckend).

Und ich — ich nehm es hin.

Rizzio.

O Jesus —!

Maria (schreit laut auf).

D!

Ruthven.

Nun ist's gethan.

Rizzio.

Gerechtigkeit!!

Maria.

Herbei!

Herbei! Herbei!

(Die Andern sind Alle lärmend über Rizzio hergefallen und haben ihn in den Hintergrund gedrängt, wo die Vorhänge über ihnen zusallen. Bei Mariens Rufe sind Argyle und Arabella herbeigeeilt und halten die Bankende. Der Tisch ist umgeworfen, die Lichter verlöscht. Von der andern Seite Wassergläser und der Ruf: „Der Königin zu Hülfe!“ Die Thüre wird aufgestoßen. Es treten rasch ein Lord Dumbarton, Bothwell, Oliver, viele Diener, alle mit bloßen Klingen, viele Fadeln.)

Dumbarton.

Der Königin zu Hülfe!

Bothwell.

Maria! Herrin!

Tod Deinen Feinden!

Die Diener.

Königin — hier sind wir —
Um dich zu schützen —

Bothwell.

Stellt Euch rund umher.

Maria (matt).

Ich dank Euch Bothwell — Dank Euch Dumbarton.

Dumbarton (flüster).

Der letzte Dienst ist's, den ich Dir erweise.

Darnley (der wieder vortritt).

Was soll das?

Bothwell.

Herr, wir sind die Ueberzahl,
Und: Noth kennt kein Gebot, auch Rang und Stand nicht,
Und: Noth bricht Eisen, gold'ne Kronen auch.
Mit Leib und Leben schützen wir die Herrin.
Ja, mehr als das, Herr König, Ihr sollt schwören,
Daß frei die Königin Maria Stuart
Verbleibe immerdar. Wir sind bereit sonst
Zu blutigerer That, als Ihr verübtet.

Darnley (für sich).

Verdammiß, Hölle und Tod, ich muß.

(Laut.)

Ich schwöre,

Daß frei die Königin Maria Stuart
Für immerdar.

Maria (in den Armen der Frauen halb zu Boden gesunken, matt).

O! — Wo ist Rizzio?

Darnley (reißt den Vorhang weg).

Hier, Königin! Für den ist es zu spät.

(Man erblickt Rizzio todt auf dem Boden hingestreckt. Allgemeine Bewegung.)

Maria.

Todt also, todt!

Argyle und Arabella.

Zu Hilff! Die Königin stirbt!

Maria weist alle Hilfe fort, und bei dem Leichname auf einem Knie liegend, ringt sie nach Worten, und spricht endlich gewaltsam erregt).

Todt also, todt! — O pfui, Ihr feigen Mörder
Schmach über Euch und Schande Eurer That!
Ihr wählt die Nacht und schleicht im Dunkel — heimlich,
Und überfallt ihn meuchlings — Einen, Alle! —

Bebt zusammen!
 Denn dies unschuldige Blut, das Ihr vergossen,
 Schreit laut zum Himmel auf um heiße Rache,
 Und müßt' ich sie dort von den Sternen holen,
 Sie soll ihm werden, voll ungetheilt.
 O wie Ihr da steht! Triumphiret nicht,
 Denn frei von Allen will ich's jetzt gestehen:
 Den hier hab' ich geliebt —

(Allgemeiner Schrei und Bewegung)

Und Tag und Nacht
 Will so ich auf den Knieen betend liegen
 Um Sühne schreiend auf zu Gott dem Herrn,
 Das Strafgericht ruf ich auf Euch hernieder,
 Es naht stumm und ist Euch nicht mehr fern!

Der Vorhang fällt.



Lieder

von

Ambros del Monte.

Der Wunsch.

Wunn' ich ein Meer von Rosen
Zu Deinen Füßen streu'n,
Mit ihnen kühlen, kosen,
Um Deine Liebe frei'n!

Ich möcht' zu Deinen Füßen
Voll banger Reue knie'n,
Und meine Sünden büßen,
Bis Du sie mir verzieh'n,

Bis zu dem schönsten Rose
Mich Deine Gnußt erhebt,
Gleichwie der Duft der Rose
Unsichtbar um Dich schwebt.

Drei Rosen.

Drei Rosen im goldenen Haar,
Die schimmern so herrlich und klar,
Sie deuten auf heimliche Triebe,
Auf Glaube und Hoffnung und Liebe.

Den Rosen im goldenen Haar
Vertrau' ich auf Glück und Gefahr,
Daß Du mir Dein Herz hast erschlossen,
Dem träumende Sehnsucht entsprossen.

O, lasse die Knospen erblüh'n,
Die göttlich im Herzen Dir glüh'n,
Laß' thaufrische Liebe mich finden,
Laß' Liebe uns selig verbinden!

Der Abschied.

| | |
|---------------------------------------|--------------------------------------|
| Leb' wohl! geliebtes trautes Land, | Leb' wohl! gluthvolle Lebenslust, |
| Wo neu und kräftig ich geboren, | Die mich wie Sonnenschein erfüllte, |
| Wo ich geküßt die schönste Hand, | Wenn ich an der Geliebten Brust |
| Bei sel'gem Fuß mich selbst verloren. | Mein Haupt in gold'ne Locken hüllte. |

Leb't, Freunde, wohl! und fragt mich nicht,
 Wo ich dies Zauberland gefunden;
 Ich trank nur Liebe, Glück und Licht
 Und konnt' an treuem Mund gefunden.

Sein Kopf glühte, während rings um ihn Natur und Menschen lebten und lachten. Die Menschen, ach! schweigen wir von ihnen. Schon der Gegensatz in ihrem Wesen entschuldigt sie in allen Fällen. — Aber die Natur?! Die verkörperte Harmonie der Schöpfung! — Oder stanno wir dieselbe vielleicht mit Eigenschaften aus, die sie in Wirklichkeit gar nicht besitzt? — Sollten Mensch und Natur sich ausschließende Gegensätze bedeuten? — Es scheint fast so, denn wie könnte es sonst sein, daß die Natur uns oft so fremd und theilnahmslos gegenübersteht. Unsere Freude, wie Trauer rührt, bewegt sie nicht. Kalt blickt sie auf Kind und Greis, auf Kommen und Gehen. Sind wir denn nicht ein Theil dieser Schöpfung, aus ihr herausgewachsen? Stimmt uns ihr heiteres Antlitz nicht fröhlich, ihr Düsteres nicht grämlich? — Warum lohnt sie nicht Liebe mit Liebe? Warum ist ihr Wesen so spröde, so unnahbar? Warum nimmt sie nicht immer und immer Theil an unserem Lieben, unserem Hoffen, unserem Schmerze; warum, warum?! — Wie doch? — erschaffen wir uns nur.

Haben wir denn in Wahrheit ein Recht der Klage? — Ist nicht vielmehr unsere Seele es, welche die Natur verschönt oder trübt? — Macht der rollende Donner, der eilig erstarrende Föhn immer einen bewältigenden Eindruck auf unser zufällig aufstachzendes Herz? Stimmen Rosen- und Jasmindüfte, — der Zauber eines holden Sommerabends unsere bedrückte Seele immer heiter? Mit nichts!

Wenn eine logische, zwingende Wirkung eintreten soll, müssen die Vorbedingungen hiezu gegeben sein. Mensch und Natur, das heißt innere und äußere Natur, müssen sich gegenseitig durchdringen; ohne diese Vorbedingungen wirken die Gegensätze der „inneren und äußeren Natur“ in sehr geringem Grade, ja oft auch in ganz entgegengesetzter Richtung aufeinander.

Stillschweigend horcht der Menscheng Geist nach einem Schimmer der Lösung des ewigen Räthfels. — — — — —

Goldiger Sonnenglanz spielt in den Zweigen; fröhliche Menschen scherzen und necken einander; — Mozart's Ständchen tönt süß in den Lüften und drüben im weichen Wiesengrunde grüßen dankbare Zuhörer herauf nach der Lufthöhe.

Welch' toller Spuk herrscht aber auch da droben! — Auf ihrem Märchenthrone sitzt die Königin, rings um sie ihre Tafelrunde: die Warden des Thales. Rolf, der Säng'r, mit dem düstern Doppelauge, dem Hängebarte und dem grollenden Basse; — Oger, der Poete, dess' süßem einschmelzenden Gewimmer die Unwiderstehlichkeit eigen — und ach, Simpl, der

Wassertropfen verdunstet, und die Seele des Darmraßlers war zu erschüttert, um sich den heiteren Thorheiten der Phantasie anpassen zu können.

Bald war der Grund der schmerzlichen Stimmung auch der Gesellschaft kein Geheimniß mehr und Simpl wurde bestürmt, seiner Pflicht nachzukommen und eine Skizze, wenn auch nur in Form einer Episode, von seinem geliebten Kunstgenossen zu geben. — Nach einiger Ueberlegung versprach er dieß nach dem Souper thun zu wollen. Und so geschah es auch. — Raum war der letzte Toast verklungen, das letzte Prosit gerufen, wurde er unerbittlich an sein Versprechen gemahnt und so begann also der traurige Simpl seine Rede:

Meine Freunde! Ihr verlangt von mir ein Opfer, ein Opfer, das zwiefach mir widerstrebt; einmal, weil ich mit meiner Erzählung in die Gefahr gerathe eure fröhliche Laune zu trüben, und dann, weil eine freundliche Erinnerung durch einen schmerzlichen Abschluß nur beeinträchtigt wird. Wenn ich den Sinn dieser Prosa in's Musikalische übersetzen soll, dann denken Sie sich freundlichst eine, in hellem Dur begonnene Phantasie, die in einen düsteren Moll-Accord ausklingt; aber, da ich auch die Neugierde aus den Gluthaugen unserer Märchenkönigin blicken sehe, so will ich es versuchen mich zu bezwingen, die glücklichen Erinnerungen aus früherer Zeit zurückzurufen um an die traurige Gegenwart anzuknüpfen.

So höret denn!

„Frankreich hat einen seiner besten Söhne verloren. Felicien David, der Componist der „Wüste“, ist am 29. August, Abends um 5 Uhr in St. Germain bei Paris einer Brustkrankheit erlegen. Schon längere Zeit war es für seine Freunde kein Geheimniß mehr, daß seine Gesundheit tief erschüttert sei und sein Tod kam daher nicht unerwartet; dennoch ist der Schmerz um seinen Verlust groß genug, um die Herzen seiner Freunde mit nachhaltiger Trauer zu erfüllen. Heiße Thränen rollen in's Grab ihm nach und unvergeßlich wird er der musikalischen Welt wie den ihm im Leben Nähergestandenen bleiben. — Er besaß ein heftiges südliches Temperament und war besonders seinen Freunden gegenüber stets kindlich, loyal und offen. — Er machte weite Reisen im südlichen Afrika zu dem Zwecke, um sich für ein großes Tongemälde „Die Wüste“ an Ort und Stelle die Inspiration zu holen. — Künstlerische Aufregungen nun und die beschwerliche Reise untergruben seine ohnehin schwächliche Constitution und nun trauert die Muse der Tonkunst um einen ihrer begabtesten Interpreten. — Die tiefe Anlage einer geistigen Kraft steht stets im proportionalen Verhältnisse zu den allgemeinen Wirkungen auf die Gesellschaft und David beherrschte eine geraume Zeit, ohne alle Anwendung äußerer Thaten die musikalische Empfindungswelt mit seinem eigengearteten, breit und tief angelegten

Erscheinung das reinste Prototyp des sich in sich selbst verschließenden Engländer's — brachte nichtsdestoweniger alle Gemüther in die heftigste Erregung. — Keiner seiner zeitgenössischen Kunstgenossen konnte, auf welcher musikalischen Instrumente immer, sich in Bezug auf die hinreißende Betonung der musikalischen Phrase mit ihm messen. Dabei war seine Technik unbegrenzt, seine physische Unbeweglichkeit — mit Ausnahme der Hände, welche wie Schatten verllorener Seelen geisterhaft über die Saiten glitten — unerklärlich. David umarmte ihn nach dem Vortrage seiner Piece mit Begeisterung, was sich komisch genug ausnahm, denn Parish maß ungefähr seine 6 Wiener Schuh, während David $4\frac{1}{2}$ sein eigen nennen mochte. Nach dieser Piece wurde ein längeres Intervall beliebt, nach dessen Beendigung ich Beethoven's Wunderconcert spielte. — Ich war damals ein noch sehr junger Mann, hatte kaum noch 15 Sommer durchgeträumt, aber ich hatte Muth und spielte mit meinem Herzblute. Wie ich spielte? Ich weiß es nicht. David stand während meines Vortrages mir gegenüber; er horchte hoch auf. — Beethoven Du Himmlischer! Was mag die Seele dieses Franzosen durchstürmt haben bei den Klängen des von ihm zum ersten Male gehörten genialsten aller Concertstücke? Er schien erhoben und gleichzeitig vernichtet zu sein. Er stürzte, nachdem ich meinen Vortrag geendet, mit bleichen Wangen auf mich zu, faßte meinen struppigen Kopf in seine Hände und küßte ihn *con amore* wie ein Spielzeug, wie eine Puppe ab. Ich wurde verwirrt. Er sagte, daß er nie einen reineren Genuß von der Musik hatte, daß er nie ein von innen nach außen harmonisch vollendetes Werk gehört und daß er als Musiker — sich vernichtet fühle. — Was er mir bezüglich meines Spieles sagte, das weiß ich nicht mehr, aber er faßte mich am Arme, nannte mich seinen theuren Freund und erging sich im Saale mit mir, plaudernd über die unvergleichlich tiefe Geistigkeit der deutschen Musik, über Beethoven, der die Spitze des Gebäudes der universellen Kunst der Musik bildet. Dann sprach er von sich selbst und skizzirte in knappen Umrissen sein künstlerisches Streben und Ringen. Nicht immer war sein Himmel so heiter wie zur Zeit; er mußte mit Opfermuth kämpfen, bis er die Anerkennung einer Welt errang.

Ich drang nun in ihn, nun auch der Gesellschaft die Freude zu machen und uns auf dem Piano eine seiner reizenden Compositionen zum Besten zu geben; aber er wollte durchaus nichts davon hören. Nach Beethoven sei die Wirkung jeder andern Musik nicht bloß nichtig, sondern geradezu peinlich, das ästhetische Empfinden verlegend. Das war sein Wort. Seine Bescheidenheit war eine ungeheuchelte. — Ich verzweifelte schon daran, ihn selbst spielen zu hören, da — horch! — Waren das nicht Klänge wie sie aus wildem Beduinennunde in heißer Wüstenluft tönen? Jenes melancholisch-

Nacht war's. — Ich träumte auf meinem Lager. — Dunkle Schatten huschten an der Wand. — Schwarzbärtige Gestalten, von der Hölle ausgespieen, flogen auf feurigen Arabern über den Wüstenplan; Kameele trabten hochbeladen mählig durch den gelben feinen Sand; eintönige, traurige Lieder drangen wie aus weiter Ferne zu mir. — —

Eine phantastische Wüstenkarawane bewegte sich mir entgegen. Und ach! welch' Teufelstrug! Sehe ich recht? Dort! — Hoch auf milchweißem Köhlein wiegt die Märchenkönigin sich in gold'nem Sattel. Obwohl dicht verschleiert, erkenne ich sie an der stolzen und anmuthigen Haltung. — Schwarze Gefellen, rechts und links neben ihr hertrabend, säckeln mit riesigen Pfauenwedeln ihr kühlende Labung zu. — An ihrer Seite, unzertrennlich, reitet ihre Begleiterin Jetitia und hinter ihr, wahrhaftig sie sind's: Rolf, Oger und — treibt die Hölle ihr Spiel? Und doch; ich selbst bin auch darunter. O armer Simpl! In diesem Samum wirst du bald ein ausgebrauntes Kohlenstückchen sein. — Und müder wird der Karawanenschritt; heiße Wasserströme fließen von allen Leibern.

Der Tag neigt seinem Ende entgegen und wie ein himmlischer Trost liegt die Dase vor ihren sehnächtigen brechenden Blicken.

Heil dir, erschnite Quelle, Pforte des Glückes! — Reife bringt aus Aller Munde ein Gebet, das Gebet der „Wüste“ zum Himmel und in der hellen Wüstennacht schwebt David's Geist über unsern Geistern. — Ich höre ihn flüstern; ich höre seinen leisen Sang; — und traumverloren sinu' ich in das All hinein.“

Im Gebirge.

Von

Edvard Maurer.

Seh' ich euch, ihr Berge, wieder
In der Morgenröthe Glut,
Euch, von deren Gipfel nieder
Ich geblickt voll Jugendmuth!

Weit die Brust, das Auge helle,
Schwindelfrei, mit sich'rem Fuß,
Stürmisch rasch des Blutes Welle,
Wie der klare Alpenfluß,

Komm ich zu den höchsten Schneiden
Einstens Pfade schroff und schmal,
Heute muß ich mich bescheiden
Euch zu grüßen von dem Thal!

Stolze, sonnbeglänzte Finken!
Ach! ich fühle still und leis
Auf mein Haupt hernieder sinken
Eurer Gletscher Schnee und Eis.

Und ihr Seen, deren Bogen
Ich mit Schwimmerarm getheilt,
Die, ein Pfeil, geschneelt vom Bogen,
Einst mein rasches Boot durchheilt:

Ach! Das Ruder, das einst Funken
Sprühte, sank aus müder Hand;
In die Tiefe traumversunken
Starr' ich von des Dampfers Wand!

Zubelruf und Büchsenknallen,
Älmerlied und Zitherklang
Fühl' ich durch die Seele wallen,
Wie ein Echo fern und bang. —

Von den Gratern Flammen sprühen
Zu dem Wand'rer tief im Thal;
Grüßt ihr mich im Alpenglühen
Ach! vielleicht zum letzten Mal?

Ob dem Auge trüb und trüber
Sich verhülle euer Glanz,
Nehm' ich einstens doch hinüber
Eure Schönheit voll und ganz!

Der an euch emporzuranken
Hat gelernt der Seele Flug,
Wird euch segnen, wird euch danken
Mit dem letzten Athemzug!

Spendet dann dem Ruhelosen,
Der geliebt euch tief und heiß,
Eine Hand voll Alpenrosen
Und ein Sträußlein Edelweiß.



Des Glückes Wandel.

Son

August Silberstein.

Das Glück war im Himmel
Gleich nach dem „Werde!“
Und jah ins Getümmel
Herab zur Erde.

Sah unten die Leute
Paradiesisch sich regen,
Sich gestern wie heute
Urröhrlich bewegen.

Da spürt's ein Erfassen
Von Langeweile,
Mag launisch verlassen
Den Himmel in Eile.

Geht vor die Schwelle,
Ohn' einen Zweifel,
Daß munt'rer die Hölle
Und munt'rer der Teufel.

Denn Geister der Tücke,
Die schmoren und rauchen,
Sie können vom Glücke
Ganz sicher was brauchen!

Doch kaum im Gehege
Vom feurigen Borne,
Vertreibt es vom Wege
Der Teufel im Borne.

Das sollte sich lohnen
Der höllischen Bürden,
Wenn die Dämonen
Auch fröhlich noch würden!

Zum himmlischen Schimmer
Kehrt Glück die Straßen,
Doch wird es nimmer
Dort eingelassen.

Nun hat es kein Bleiben,
Nicht oben, noch unten,
Muß rastlos treiben
Auf Wegen, auf bunten.

Geht Plade, die krümmsten,
Gleich taumelndem Schafe,
Kehrt ein bei Dämmsten,
Kommt Manchen im Schlafe.

Reicht Kränze den Schädeln
Der Schlechten und Narren,
Und läßt sich von Edeln
Vergeblich erharren.

Doch Glück, als geübet
In Launen, seit Werden —
Ward ungetrübet
Noch keinem auf Erden!



prächtigerer Ausblicke und Beduten. An den kleinen Weilern Lebrin und Banau geht es vorüber, die meist von Eisenarbeitern, Holzleuten, Waldhütern, armen Berglern und Bauern bewohnt sind. Die barhäuptigen barfüßigen Kinder betteln Einen etwas zudringlich um eine Gabe an und geben wohl eine Strecke Weges das Geleite, wenn man den müßigen Bettel etwa nicht sobald beachten will.

Tief unten zur Linken schäumt die tiefgrüne Mürz, aus deren brausenden Wellen zuweilen senkrecht, tannenbesäumt oder kahl, das Gestein aufsteigt. Dann sieht man wieder nackte Felsstrümmen von gewaltigen Dimensionen, welche das Flußbett begrenzen, zerrissen, zerklüftet, ausgehöhlt, abbröckelnd, vermittelt, von der vieltausendjährigen Arbeit des anschlagenden Wassers zerstört. Die Straße senkt sich tiefer herab zu den hellen Fluthen, das Thal wird enger und enger, Fluß und Fahrweg, und beiderseits die Wände der Berge, treten näher und näher zu einander. Dann weitet sich wohl wieder das farbenreiche lebendige Waldbild, die Mürz rauscht zur Rechten, man sieht ihr bis auf den kieselreichen Grund, jezt reicht Weidengestrüpp hinab zum Wasser; ein schmaler Steg, hochgelegen, führt von der Straße weg über die tosende Mürz hinüber auf schmalen üppigen Wiesengrund, auf dem neben dem Waldsaum, gleichmäßig aufgeschichtet, frischgefälltes Scheiterholz aus den kaiserlichen Forsten steht und seinen harzreichen Duft herübersendet.

Da und dort lugt von einsamer Höhe aus dem gesättigten Grün des Baum- und Buschwerks die dunkelbraune wurmstichige Hütte eines Holzarbeiters herab; denn Bauerngründe mit stattlichen Bauernhäusern und dem ganzen regen Treiben einer Bauernwirthschaft gibt es da innen in diesen Hochgebirgsschluchten nicht.

Den Wanderer überkommt ein eigenartiges Gefühl, wenn er in diesen winzigen, primitiv zusammengefügtten Holzhütten Familien haufen sieht. Sind es doch Menschen wie wir, mit allem Anrecht an die Welt, wie wir, rings umgeben von einer so gewaltigen, so großen, so erhebenden Naturscenerie, und doch verurtheilt von dem Geschick, das ganze Erdenbafeyn mit allen seinen Freuden und Leiden in dem dumpfigen, raucherfüllten, düsteren Raum zu verbringen.

Aber diesen Waldmenschen selbst scheint ihr Leben ja nicht freudlos und ist es wohl auch nicht. Vielleicht sind sie zufriedener und glücklicher als jene Armen, die auf dem heißen Kampfplatze der Städte ringen, streiten, verderben, sterben . . . Sie lieben ja ihr Fleckchen Erde mit aller Inbrunst, deren ihr Herz fähig ist. Mit den Stürmen, dem Wüthen der Naturgewalten, haben sie zu kämpfen einen großen Theil des Jahres hindurch und Jahr um Jahr mühevoll. Zur Winterszeit verdienen sie oft mit Gefahr ihres

Durch die kunstvoll gefertigten Eisengitter, welche den kaiserlichen Besitz gegen die Straße und gegen die Mürz zu abschließen, schauen die zierlichen Rabatten mit ihren farben- und blüthenreichen Blumenarabesken. Ein schmiedeisernes Gitterthor gewährt die Zufahrt zu dem zwei Stockwerke hohen Schloß, das einen ungemein gewinnenden Eindruck auf den Beschauer ausübt.

Zur Herbstzeit und in den Tagen des Hochwinters nimmt der kaiserliche Jäger in Gesellschaft zahlreicher Fürstlichkeiten und sonstiger geladener Hubertusjünger hier bekanntlich für eine Reihe erfolgreicher Jagdtage Standquartier. Von Mürzsteg aus geht es ja in die eminenten Wildreviere, in die Schluchten und Wälder der hohen Weitsch und auf die Höhen „Am Scheiterboden“.

Den Burschen, Jägern und Haplern weitem ist der kaiserliche Nimrod sozusagen ein alter „Bekannter“. Alle kennen den stattlichen Jagdherrn aus unmittelbarem Verkehr, von diesem oder jenem „Anstand“, von diesem oder jenem „Capitalschuß“ her, bei dem sie in irgend einer Art assistirt haben oder Zuseher waren. Sie alle rings in den Revieren haben ihren Kaiser ja niemals in anderer Kleidung gesehen, als in „ihrem“ nationalen „G'wandel“, im Rodenspenser, der kurzen Lederhose, in den grünen Wollstrümpfen, den Bundschuhen, das Steirerhütel mit der „Gamsfeder“ auf dem Haupte. Ihnen ist der Monarch der erste Jäger des Reiches und manche heitere Jagdepisode, mancher kräftige Jagdscherz und manches treffliche kernige Jagdwörtlein circulirt unter der dortigen Bevölkerung und erzählt von der Leutseligkeit und Herzlichkeit des hohen Herrn. Ein Stündlein und mehr verbringt man gerne unter den Treibern, Holzknechten und Waldleuten da am Fuße der Weitsch; wissen sie doch ein lebendiges Bild jener kaiserlichen Jagdtage dem geistigen Auge zu entwerfen . . .

Und nun geht es den prächtigen, bald engeren, bald breiteren Alpensthälern zu, der Mürz entgegen. Die Höhen zu beiden Seiten kleidet bald junger Waldbestand oder das hellgefärbte Laubholz, bald das Dunkel der Nadelbäume, in den Tönen bis in's tiefste Ebenholz- und Blauschwarz reichend. Die Steinkuppen der Weitsch, der Schneecalpe, der Rax, da jene des Raßköhr, Student, Seekopf zeigen sich in den Lüften.

Wieder rechts die Mürz, grüner sonniger Wald, Holzhäuser, eine Brücke über den Fluß, die breite grellweiße Straße. Knapp am Wege zur Linken thürmen sich hoch und senkrecht höhlenreiche Steintolosse auf, ausgewaschen und zerrissen, welche drohen, jeden Augenblick herab- und zusammenzustürzen und den Wanderer unter den Trümmern zu begraben . . .

An der üppigen Waldstraße in einem schattenreichen Waldhain weiden Kinder und das Geläute der „Leitkuh“, die sich tiefer hinein „versteigt“

Oben auf der Höhe zeigt sich gegen Norden ein herrlicher Ausblick. Die grauen zerrissenen Steinmassen des majestätischen Gölles schneiden ihre scharfen Linien in dem Aether und schauen über vielfache Bergreihen herüber. Keine Seele lebt neben dir, nur Felsenmauern ringsum, Wald und Wald . . . vielleicht kreischt ein Geier in den Lüften . . . sonst nur todtstilles Schweigen in der Natur . . . versunken in seliges Träumen steht hier der Wanderer; dann geht es hinab den geröllreichen Pfad ins Hallthal.

Eine Fülle zauberischer Punkte birgt diese Partie. Weißschäumend springt der Waldbach mit uns abwärts und im dämmerigen Schatten des dichtbestandenen Forstes blüht die duftigste Alpenflora. Gelbe Rosen, denen die demantenen Thautropfen an den Blätterspitzen hängen, lächeln da einem buntgestickten Teppich gleich. Eine gütige Waldfee hat sie erstehen lassen . . .

Das Hallthal, das üppiggrüne, weithingestreckte, nimmt uns auf. Die grüne Salza gibt uns nach Maria-Zell das Geleite.

Theils zu Zweien, Dreien, in kleinen Gruppen, in Processionen begegnen uns nun auf der steinigen Landstraße ländliche Waller, die heimwärts ziehen. Um den Hals hängen ihnen geweihte Amulette, Kreuze, Gebetsmünzen mit dem Bilde der Gottesmutter, die so viel Leiden auf Erden heilt. In den Händen halten sie meist den bekannten Kreuzesstab, den am oberen Ende ein Bouquet aus Alpenblumen schmückt. Auch die geweihte Kerze, die ihnen in der letzten Lebensstunde angezündet wird, tragen sie. Auf den Gesichtern der frommen Schaaren scheint noch ein Abglanz jenes strahlenden Heiligenscheines zu ruhen, der die gnadenreiche Madonna auf dem Mirakelbilde verklärt.

Nach langem ermüdenden Wandern hebt sich endlich die Thalstraße ziemlich jäh und führt in Schlangenwindungen auf das Hochplateau, das eine wunderbare Aussicht auf eine vielfach gegliederte Bergreihe, auf ein Gebirgspanorama gewährt, dessen Schönheit und Erhabenheit ja längst gerühmt ist.

In immer packenderen Formen treten die einzelnen Riesen der steierischen und österreichischen Alpenwelt hervor, Giganten im Reiche der Berge . . . Im äußersten Westen drüben, über coulissenartig in einander geschachtelte Reihen zeigt sich in blauer Ferne die majestätische Kuppe des Königsberges, näher zur Linken das graue Haupt des mächtigen Dürrenstein, des Wächters an der Grenze der Mark Steier, weiter gegen Osten, doch entlegener dem Blicke, zeichnen sich frei und scharf die schneebedeckten Spitzen des Detscher ab . . . Bis herab in's Thal von Maria-Zell ziehen sich die steinernen und walddreichen Kolosse.

Da heben sich nun die zwei bauchigen Thurmdächer und der zwischen diesen emporragende feine, zierlich gemeißelte Spitzthurm der herrlich-

Und wo der Waldbach an der Bergesneige
 Das weiße Perlenhalsband seines Schaumes
 Um einer Insel braunen Klaffen schmiegt,
 Wie glänzt der Buchenbaum, der im Gezweige
 Fast zart wie Spur verweh'nden Flockenschaumes
 Die ersten lenzgebornen Knospen wiegt.

Du grünes Licht, aus dunklem Stamm geflossen,
 Vom hohen Wipfel durch die Zweige sprießend,
 Du lieblich keimendes Rothbuchengrün,
 Wie hat sich prächtig über dich ergossen,
 Vom rothen Sonnenballe niederfließend
 Der gold'nen Strahlen wunderbares Glüh'n!

Das ist ein Leuchten, Glänzen, Flirren, Flimmern,
 Die Buche scheint umweht von grüner Lohe,
 Von einem Heil'gen Schein von Gold und Grün:
 So steht sie da mit zauberhaftem Schimmern
 So ganz die himmelshehre, himmels hohe,
 Gebieterische Waldestkönigin!

Und auf der Höhe, Eines Blickes Beute,
 Dehnt sich ein ganzes Land im Sonnenlichte
 Vor meiner schönheitsstrunk'nen Seele aus;
 Wie tritt der Gletscher mir so nahe heute,
 Wo noch kein Vorhang grüner Waldestdichte
 Berengt die Grenzen dieses Schönheitsbau's!

Du Gletscher, ewigjunger, ewiggreisier,
 Der du der Silberlocken stille Ehren
 Seit Deiner Kindheit fernen Tagen trägst,
 Du von Jahrtausenden erprobter Weiser,
 Der du des Dauerns Bild, mich Kraft zu lehren,
 Mir formenprächtig in die Seele prägt;

Du, dem die Sonne ihre gelbe, heiße
 Gluthstirne, wie um innern Brand zu kühlen,
 Auf seine eisgekrönten Scheitel preßt,
 Und der doch ungerührt, der schneeweiße,
 Die Feuergöttin mit dem Flammenfühlen
 Gleichgiltig Abends wieder ziehen läßt:

Ich schaue dich mit quellendem Entzücken
 In Frühlingsluft, in schleierloser, lichter,
 Die deine Ranten scharf und klar umgrenzt;
 Und dennoch will's mich inniger beglücken,
 Wenn dich der grüne Hochwald dicht und dichter
 Mit seiner Blätterfülle überglänzt.

Dann kann ich nicht mehr dich weißschimmernd schauen,
Dann ist zu dir der Ausblick waldverwachsen,
Fortspült ein Meer von Grün mir deine Spur;
Doch seh' ich dann in Vollpracht steh'n die Auen,
Die Wälder grün, die Saatenfelder flachsen
Im üpp'gen Vollglanz leuchtend die Natur!

Bersink'! Bersink'! Mich faßt es sehnuchtsmächtig,
Dich ew'gen Riesenstein hinwegzutauschen
Für grünes Laub, das einst der Herbst verstreut;
Wohl ist dein Ewigdauern stolz und prächtig,
Doch herrlicher ist noch der Blätter Rauschen,
Das grüne Leben, das der Venz erneut.

Schon wird es mir, als müht' ich sinnend lauschen,
Als wüchse hörbar in die Sonnengluthen
Hinein das Grün, das Alles überblinkt:
Durch meine Seele geht ein Wehen, Rauschen,
Als wiegte sie schon all' die grünen Fluthen,
In die die Herrlichkeit von Stein versinkt!

Der Wienerwald.

So weit die Blicke ihre Strahlen senden,
Ist rings das Land mit grünem Wald geschmückt,
Es rauschen Wipfel auf den Bergeswänden,
Mit hehrer Waldnacht ist das Thal beglückt;
Es walt, als ob ein Meer sich fluthverschwendend
Zu grünen Wogen hier gethürmt, geballt —
Wie bist du schön in stolzer Fülle blendend
Du grüner, zauberreicher Wienerwald!

Die Sonne gießt ihr flammendes Entzücken
Auf deiner Bäume Pracht, dein Blättergrün,
Mit ihrem eig'nen Purpur dich zu schmücken
Läßt sie auf dich ihr Abendroth verglüh'n.
Und ein Erröthen, überströmend, brennend,
Hat jeden deiner Wipfel überstrahlt —
Wie bist du schön, des Himmels Huld bekennd
Du grüner, sonnbeglänzter Wienerwald!

Auf jedem Blatt verglüh't ein Tropfen Sonne
Wie ein verzitternd grünes Ampellicht,
Daß dir kein Strahl in die geheimste Wonne
In deine ewigkühlen Schatten bricht.
Wenn so das süße goldige Gefunkel
Auf deine Laubnacht seinen Goldton malt —
Wie bist du schön, umwölbt vom Blätterdunkel,
Du grüner, schattenfühler Wienerwald!

Zum blauen Himmel läßt du mächtig steigen
 Die finst'ren Föhren, Stamm an Stamm gedrängt,
 So schwarz und wirr, als hätt' in ihren Zweigen
 Die Nacht ihr dunkles Lockenhaar verhängt,
 So groß, so wild, als sei zu Föhrenbüschen
 Die ganze Finsterniß der Nacht geballt —
 Wie lockst du uns mit quellendem Erfrischen
 Du grüner, föhrendunkler Wienerwald!

Und zu der Föhrennacht, der wildberworr'nen,
 Hast du auch heit'res Waldesgrün gefellt,
 Hast dir mit Buchen, Licht- und Prachtgebornen,
 Die eig'ne düst're Finsterniß erhellst.
 Es ist, als wenn ein leises Freudenlächeln
 Ein männlich ernstes Antlitz überstrahlt —
 Wie blickst du mild im Abendwindeslächeln
 Du grüner, buchenreicher Wienerwald!

Und ach, aus deinen Räumen welches Klingen!
 Es tönet Amselschlag und Drosselsang,
 Als wollte deiner eig'nen Brust entringen
 Sich jauchzenden Entzüdens üpp'ger Klang,
 Als wär's am eig'nen Sein die süße Freude,
 Was rings aus deinen Zweigen wonnig schallt —
 Wie singt und klingt dein ganzes Laubgeschmeide
 Du grüner, liederreicher Wienerwald!



Prosa und Verse

von

G. A o h n.

Rajetan Kosmian,

der letzte Vorkämpfer des Classicismus in der polnischen Literatur.

Rajetan Kosmian, einer der eingefleischtesten Gegner des Romanticismus in Polen, wurde am 31. December des Jahres 1771 geboren und starb am 17. März des Jahres 1856 in Preussisch-Polen.

Sein Leben, so wie er es selbst in seinen „Denkwürdigkeiten“ schildert, ist ein äußerst bewegtes. Der Jüngling, der schon frühzeitig bedeutende Anlagen für die Poesie verrieth, erhielt seine erste Erziehung in einem clericalen Institute, dem jedoch einige Lehrer von nicht geringer Begabung, insbesondere für Poesie, vorstanden. Diese weckten den schlummernden Geist des Dichters, prägten ihm aber zugleich Grundsätze ein, die verderblich auf seinen späteren Gedankengang einwirken mußten. Sie hießen ihn in den römischen Dichtern, in Horaz und Virgil, die Muster aller Vollkommenheit suchten, ihre Redewendungen und ihren Stil getreulich copiren, mit einem Worte, alle Selbstständigkeit in Gedanken und Meinungen abstreifen und zum Nachahmer einer fremden Autorität herabsinken. Das wurde damals classischer Styl genannt und auf Krasicki, Rumszewicz, Trembecki, Rniaznin und andere Dichter der Stanislaw'schen Periode hingewiesen, die dieses Stiles Meister gewesen waren; aber diese Alle hatten am Hofe gelebt, wo nicht das Gefühl, sondern ein verdorbener Geschmack den Maßstab zur Beurtheilung des Wahrhaftschönen bot. Ihrem Beispiele folgen, hieß sich dem Erkenntnisse des

Die Romantiker warfen, und zwar mit größerem Rechte, den Classikern vor, daß sie selber Ursache am Verfall der Poesie seien, welche sich nicht nach bestimmten Schablonen abgrenzen lasse. Wahre Poesie müsse sich frei bewegen; selbstständig schaffen habe einen größeren Werth, als übersehen. Das hieß die schwache Seite der Classiker treffen, denn sie hatten bisnun fast nichts als glattgefeilte Uebersetzungen geliefert.

Osiński und Morawski drangen in Kosmian, den kühnen Neuerer Mickiewicz durch ein Originalwerk zu verdunkeln, und Kosmian wagte den mehr als kühnen Versuch, den Sänger der „Mnen“, der „Grażyna“, des „Wallenrod“ durch sein zwölf Jahre lang sorgfältig gefeiltes Gedicht „von den Vorzügen des Landbaues“ in Schatten zu stellen. Ein Versuch, der schmachlich mißlang! Der angegriffene Meister fühlte sich so wenig aus der Fassung gebracht durch diesen Angriff mit stumpfen Waffen, als ein Löwe durch das Summen einer Mücke.

Das Jahr 1831 entriß Kosmian seinen poetischen Beschäftigungen. Von der Warschauer Nationalregierung dorthin berufen, nahm er neben Morawski und Włzyk eine leitende Stelle in ihr ein. Nach Warschau's Falle zog er sich von Neuem in seine stille Einsamkeit zurück, vollendete 1849 das ungeheuerere Nationalepos „Stefan Czarneski“, an dem er 16 Jahre mit erstaunlichem Fleiße und bewundernswerther Geduld gearbeitet hatte — mit bewundernswerther Geduld, wenn man bedenkt, daß er bereits 78 Jahre zählte, als er es vollendete.

Die Zeit hatte sich geändert, aber Kosmian's falsche Anschauungen über Poesie änderten sich nicht, trotz seiner Freundschaft mit dem Neoromantiker Sigismund Maśniński und trotz aller schönfärberischen Behauptungen seines Biographen Lucian Siemieński.

Kosmian schrieb in seinem 81. Lebensjahre seine „Denkwürdigkeiten“, die von ungerechtfertigten Angriffen gegen Mickiewicz und die Romantiker strotzen. Kosmian behauptet, junge Menschen, welche kaum erst die Schulbänke verlassen hätten, dürften nicht zur Feder greifen und sollten die Poesie ausschließlich alten und erfahrenen Leuten überlassen. Als ob wahre Poesie, welche ewig jung ist, sich an Rang und Alter binden würde!

Der greise Dichter, der in Schriften und Charakter einige Aehnlichkeit mit unserem Pyrker hat, starb nach vollendetem 85. Lebensjahre, gleich Pyrker gefeierter durch seine Bürgertugenden, als durch seine Gedichte.

Die Ausflucht.

(Aus dem Serbischen.)

Das Morgenroth glänzt, und es kräh'n die Hähne,
 Lass' mich nach Haus, lass' mich nach Haus, mein Lieber! —
 Nicht Morgenroth, der Mond nur strahlet, der schöne,
 Bleib' noch bei mir, die Zeit geht schnell vorüber.

Die Kühe brüll'n, ich könnt' mich noch verspäten,
 Lass' mich nach Haus, lass' mich nach Haus, mein Lieber! —
 Nicht Kühe brüll'n, Muezzin ruft zum Beten,
 Bleib' noch bei mir, die Zeit geht schnell vorüber.

Hörst du in die Moschee die Türken eilen?
 Lass' mich nach Haus, lass' mich nach Haus, mein Lieber! —
 Nicht Türken sind's, nur Wölfe, die so heulen,
 Bleib' noch bei mir, die Zeit geht schnell vorüber.

Nich ruft ein Kind, lass' mich nach Hause gehen,
 Lass' mich nach Haus, lass' mich nach Haus, mein Lieber! —
 Kein Kind ruft dich, es ist kein Kind zu sehen,
 Bleib' noch bei mir, die Zeit geht schnell vorüber.

Die Mutter ruft, sie stehet an der Schwelle,
 Lass' mich nach Haus, lass' mich nach Haus, mein Lieber! —
 Die Mutter ruft nicht, Niemand ist zur Stelle,
 Bleib' noch bei mir, die Zeit geht schnell vorüber.



Christus.

Aus dem Ungarischen des Josef Rih.

Von

Ladislaua Neugebauer.

Am Fuße des heiligen Calvarienmals,
Im Grunde des Thals,
Ein friedliches Strohdach, weit ab vom Gewühl,
Ist jetzt mein Asyl.
Tritt, rosig umschleiert, die Dämmerung ein,
Grüßt, leuchtend aus strahlendem Glorienschein,
Mich unser Herr, Jesus Christus.

Ein Dorfmalers hat hier vor uralter Zeit,
In Einfältigkeit
Gemalt voller Inbrunst, mit stümpernder Hand
Dies Bild an die Wand.
Ob Reif auch und Regen die Farben vertrug,
Das Auge, es lebt, und mit göttigem Zug
Blickt unser Herr, Jesus Christus.

Du Qualenbefreiter am Martergerüst,
Wie selig Du bist!
Zu Dir von des Lebens wildbrausendem Drang
Dringt Lust nur und Saug;
Die wogende Fluth zieht hieher nicht den Pfad,
Und der Wehruf erstirbt, eh' dem Kreuze er naht . . .
O, unser Herr, Jesus Christus!

Wo ich hergekommen, wie anders doch sah
 Dort aus es, wie da!
 Doch was auch Dir schildern, wie's draußen bestellt?
 Du kennst ja die Welt.
 Wie einst gibt's auch heut' Pharisäer im Land,
 Das Volk heult ... Pilatus, er wäscht sich die Hand ...
 Ach, unser Herr, Jesus Christus!

Und die Dich getrieben in Qualen und Tod:
 Die irdische Noth —
 Ihr ewiges Lied erklinget noch heut'!
 Kein Sturmwind erneut
 Der Menschheit entnerbte, verkommene Rast' ...
 Wann nehmen ein Ende doch Elend und Haß?
 O, unser Herr, Jesus Christus!

Edelweiß.

Ein Blumenmärchen

von

Alfred v. Zett.



Am einem schönen Maientag kroch aus dem weichen Moosteppich am Waldestrand ein Blümchen fein hervor.

Es war das Blümchen Johannisfraut, das da zu neuem Leben erwachte.

Neugierig sah es sich in der lichten Welt um und ergöhte sich an der Schönheit derselben.

Aber nicht gar lange blieb es allein.

Einige Tage nachher, als es des Morgens wieder erwachte und sich soeben den Thau vom Knospenhaupte schüttelte, bemerkte es zu seiner großen Verwunderung und Freude, dicht an seiner Seite, eine holde Gefährtin empor sproßen. Es war das Frühlingskind der Blumen, Herzlief genannt.

Auch Herzlief sah sich nach seinem Erwachen verwundert und freudig um, und als es Johannisfraut so nahe bei sich bemerkte, winkte es ihm holdselig freundlichen Gruß zu.

Das war nun ein süße Lust und Wonne, die Maienluft zu athmen, und dem Gesange der Vögel zu lauschen. Und ach, nach so langem Winterschlaf wieder einmal warmen Sonnenschein zu empfinden! Fast machte das Uebermaß von Wohlbehagen und Seligkeit die Blumenbrust der Beiden zerspringen. Doch dies geschah nicht, sondern Herzliefchen und Johannisfraut rafften sich empor, kräftigten sich und trugen bald darauf schöne Knospen.

Das war eine eigenthümliche Geschichte.

Die beiden Blümchen standen so nahe nebeneinander... Ist es wohl zu verwundern, daß sie mit der Zeit gute Bekannte, und noch mehr als dies wurden?

Des Tags über ergözten sie sich an der Schönheit und Frische der Natur. Beide verstanden sie die Sprache der Vögelein und da erlauschten sie denn so manches süße Liebeslied derselben. In der Waldesstille hörten sie außerdem so manches andere noch: wie, zum Beispiel, die Tannen und Fichten liebesflüsternd mit den gefederten Zweigen rauschten; wie die drolligen Eichkäfchen mit einander kosten; wie selbst die Mücken, Käfer und tausend andere Insecten sich in neckischem Reigen ergözten. Sahen sie nun gar hinaus auf die buntfärbige, blumendurchwirkte Flur, so konnten sie dort an dem lustigen Treiben der einander sich haschenden Schmetterlinge leicht bemerken, wie es auch dort nicht anders war, als im Walde drinnen, wo sich so viele Creaturen in Liebe umschlangen.

Was aber das unschuldig reine Gemüth Herzliebs zumeist berührte, und ihm zu denken gab, war ein schönes Menschenpaar, eine jungfräulich schüchternes Mädchen und ein starker Jüngling, die alltäglich an den Waldestrand kamen, und oft, sehr oft in ihrer Nähe sich niederließen.

Ach wie wunderbar schön sie war, die herrliche Maid! Herzlieb konnte dieselbe nicht genug schauen, und selbst in der Nacht, wenn es schlief, mußte es oft von ihr träumen. Das war aber auch das Schönste, was es je gesehen. So schön, zart und hold die Blumen selbst sein mochten, keine war, wie dieses Mädchen. Ihr Haar schien aus Sonnengold geflochten zu sein; ihr Augenpaar war ein göttlicher Widerschein des blauen Himmels, so tief, so tief und geheimnißvoll entzückend wie jener; ihre Wangen und Lippen Rosenblätter, und ihrer schönen Zähne Schmelz wie Perlenglanz frischgefallenen Morgenthaues. Ach, und wenn die Maid dann sprach, und, wie sie es manchemal that, ein Lied sang! So lange Herzlieb die Stimme dieses Mädchens noch nicht gehört, glaubte es, das Schönste müssen die Lieder der befiederten Sängers sein. Doch dann, dann, als es diese Maid vernahm, war ihr selbst der Nachtigallensang nicht vergleichbar, mit demjenigen, dieser.

Nicht so sehr gefiel Herzlieb der Mann. Dieser war so ernst und finster. Nur selten lachte er und da schimmerte es so unheimlich aus der unergründlichen Tiefe seiner dunklen Augen. Doch Herzlieb verstand es nicht, die Schönheit des Mannes zu würdigen. Die Maid stand dem Gemüthe der Blume näher, und deshalb konnte diese so viel Zuneigung zu derselben fassen.

Was mochte es doch nur sein, was sie einander so zärtlich sagten? dachte sich Herzlieb, wenn es das Gespräch der Beiden anhörte. — Blümchen vernahm wohl die Worte, doch konnte es dieselben nicht

Ach, es waren so süße, schöne, innige Worte! Mit wunderlichen Empfindungen erfüllten diese das Herz der holden Blume. Das war wie Sehnsucht, Borne und süßes, süßes Weh.

Herzlieb blieb aber nicht immer auf demselben Standpunkte der Entfaltung. Es wuchs immer mehr empor, wurde immer größer und eines schönen Sonnentages stand es in Blüthe da. Es trug ein duftig weißes Kleid, doch auch noch etwas anderes — im Herzen.

Johanniskraut, das älter war, als Herzliebchen, hatte schon lange den Vögelein, Tannen und Fichten, Eichkätzchen, Mücken und Käfern und den Schmetterlingen es abgelaußt, was sie miteinander trieben. Auch verstand es, was die Maid und der Jüngling einander sagten. Da begann es den auch nach Art der andern Herzliebchen süße, schöne, innige Worte zuzusüßeln, ja, selbst einige Zweiglein und Ranken streckte es weiter aus, und umschlang mit diesen seine Gefährtin, die so wunderschön, hold und rein war. Herzliebchen konnte nicht widerstehen, und eines Tages, da ihrem zarten Kelche zum erstenmale süßer Duft entstieg, durchrieselte ein wonniges Empfinden ihr Herz. Guld und Liebe waren in dasselbe gezogen; sie neigte sich hin zu Johanniskraut und ward dessen Herzgeliebte.

Nun wußte auch Herzliebchen, was die Vögelein, Tannen und Fichten, die Eichkätzchen, Mücken und Käfer und die Schmetterlinge mit einander trieben. Auch verstand es nun, was die zarte Maid und der starke Jüngling einander sagten.

* * *

Oh, wie süß waren nun die Tage der beiden Liebenden! Es waren echte Maie- vielmehr Wonnetage, die sie zusammen verlebten. Vom frühen Morgen, wenn sie erwachten und den Thau in sich saugen, bis auf den Abend konnten sie sich nimmer genug erzählen, nimmer genug Liebesworte zusüßeln, nimmer genug mit einander kosen und scherzen.

Es war gerade so wie bei dem Menschenpaare, das sich küßte und liebte, als wollte es nimmer ein Ende nehmen.

So verrann der schöne Mai, es kam der Sommer und auch dieser wollte nicht ewig währen.

Eines Tages, — der Himmel war so düster, graue Regenwolken hingen auf demselben; allenthalben zuckte ein aufklärernder Blitzstrahl, und der Donner grollte so entsetzlich, — also, eines solchen Tages kam wieder die Maid mit dem Jüngling an den Waldestrand.

Aber was war das nur heute? Der Jüngling trug diesmal ein buntes Gewand mit glänzenden Knöpfen daran, auf dem Kopfe hatte er einen schimmernden Helm, und auf den Abjagen seiner hohen Stiefel klirrende

vergeffen. Wie war dies aber auch anders möglich? Stand doch nun Johannis-
kraut so hoch und erhaben über das kleine Herzliebchen, daß dieses nur
schon zum früher in der Liebe gleich großen Gefährten emporblicken konnte.
Herzlieb dachte an die Maid; ach und es zog die Trauer ein in ihrem
Blumenherzen!

Nicht lange währte dies.

Als die Blumenkönigin auf ihrem Wege, den sie alljährlich vor
Eintritt der kalten Jahreszeit zu ihren Unterthanen macht, um diese für die
Wintertage in Schlaf zu zaubern, auch bei Herzlieb vorbeikam, klagte dieses
derselben ihr Leid. Die Blumenkönigin, deren Liebling Herzliebchen gewesen,
war davon ergriffen und versprach dem Blümchen die Erlösung.

In einer Mondennacht war es. Die Blumenkönigin hatte ihren Boten,
ein leuchtendes Käferlein, zu Herzlieb gesandt. Das Käferlein berührte mit
seinem Zauber Herzliebchen und dieses ergriff hierauf ein Todeschauer. Bald
war's vorbei! Herzlieb neigte vor Weh das Blumenhaupt zur Erde nieder
und starb — ein Opfer seiner Liebe und Trauer.

* * *

Es kam der Herbst. Graue Wolken jagten am düsteren Himmel dahin,
rauhe Stürme segten über die Erde und schüttelten das entfärbte Laub von
Baum und Strauch. Die Vögelein im herbstlich durchschauerten Walde
verstummten. Auf Wiesen und Matten nickten die Blumen ein und neigten sich
zum Winterschlafe hin.

Johanniskraut verlor im Sturme seine gelbglühende Krone, die, verborrt
und zerknittert, ihm vom Haupte gerissen wurde. Doch es machte sich nichts
daraus, denn es wußte gut, daß nun der Winter komme und mit ihm die
Zeit des Schlafes und Traumes. So schlief denn auch Johanniskraut als
eines der letzten im Reiche der Blumen ein und diesmal mit Freuden, denn es
erinnerte sich an Herzlieb und dachte sich, daß dieses am nächsten Frühlings-
tag mit ihm erwachen werde. Oh, welch süßer Gedanke, Herzlieb, Herzlieb,
das zarte Frühlingskind wiedersehen zu können, der Vögelein Lieder zu
hören und am Sonnenschein sich zu entzücken! Das war aber nicht so. —
Wohl kam der Frühling wieder, und mit ihm erwachten die Vögelein und
Blumen, aber unter letzteren war Herzliebchen nicht.

Was mochte doch geschehen sein?

Johanniskraut wartete, wartete, doch vergebens. Es spähte ringsum
nach Herzlieb aus, dieses war aber nirgends zu finden. Johanniskraut nahm
sich dies sehr zu Herzen und als dann die Blumenkönigin, wie alljährlich
auf ihrem Wege, um die Blumen in ihrem Reiche zu begrüßen, auch bei ihm

Frühlingserwachen.

Von

Frñh Graf Meyßner-Sieße.

Noch schläft an ihrem Winterſchlaf die Welt,
Goldblauſch'ges Träumen ruht auf Wald und Feld;
Kein Windhauch, keines Blättchens Fall —
Auf Halm und Zweigen
Ein banges Schweigen
Allüberall.

Da naht der Lenz ſich leiſe, leichtbeſchwingt,
Und wie wenn fernher ſüß ein Lied erklingt,
Hört Alles nun auf Erden auch;
Ein frohes Regen
Schwillt allertwegen
Im Frühlingshauch!

Da quillt aus jedem Zweiglein friſches Grün
Und Wald und Buſch erſticht ein ſtürmiſch' Mäh'n;
Vom Thal erſchallt bis nach den Höh'n
Das mächt'ge: Werde!
Und auf der Erde
Wird's, ach, ſo ſchön!

Vom Vogelfang, der hell frohlockend hallt,
Vom Blüthenduft, der ſinnberauſchend wallt,
Wem ſchlug' nicht heißer da die Bruſt?
Der krankt an Wunden,
Der nie empfunden
Solch' eine Luſt!

Wenn, seiner Kindheit Unschuldsbann entschwebt,
 Das junge Menschenherz verlangend bebt
 In nie geahntem Sehnsüß'gen Drang.

Dann steht's geschrieben,
 Daß für sein Lieben
 Die Stunde klang.

Und unaufhalt'ham stürmt es jetzt im Blut,
 Bricht da aus zweier Augen Hauberglut
 Der Liebe gold'ner Sonnenschein;
 Und reich beladen
 Mit tausend Gnaden
 Der Lenz zieht ein.

O, Du mein holdes Lieb', Dir sei geweiht
 In dieser wonn'gen Herzens-Maienzzeit
 All' meiner Jugend Sehnsucht mild und wild;
 Durch all' mein Leben
 Soll mich umschweben
 Dein Engelsbild!

*

Ich sang es einen Bonnemond
 Im wunderholden Maien —
 Kein Hergensprüchlein kann uns da
 Von Liebeszauber feien!
 Der Vogel singt sein Herzelied,
 Die Blüthen träumen trunken —
 Da glüht auch in der Menschenbrust
 Der schöne Götterfunken!



Bei Entschlüssen niemals schwank,
 Tapfer wie ein Löwe,
 Pfeilschnell wie die Möve,
 Herz und Ehre spiegelblank;
 Seinen Höhern fügsam,
 Doch kein feiler Knecht,
 Nüchtern und genügsam,
 Zaglos und gerecht,
 Und ein treuer Kamerad,
 So bewähr' sich der Soldat.

Selbstverleugnend Mühsal, Noth
 Unerschrocken tragend,
 Sich am liebsten schlagend,
 Wo zunächst Gefahr und Tod;
 Nie belohnungsfüchtig,
 Doch stets lobenswerth;
 Und als brav und tüchtig
 Allerseits geehrt
 Bis sein Sterbestündlein naht,
 So bewähr' sich der Soldat.

Ein rühmliches Leben, den Tod in der Schlacht,
 Wenn das mir gegeben, ward reich ich bedacht.

Es ist die Liebe zum Landesherrn
 In's Herz gleich dem Glauben an Gott uns gelegt
 Und uns sein Name der leuchtende Stern,
 Dem freudig man folgt und unentwegt.
 Und ob ihn Mancher dem Bild nach nur kennt,
 Er theilt mit ihm Gefahren und Noth
 Und Vaterland und Landesherrn nennt
 Begeistert er Einz bis in den Tod.

Ruft auf's Schlachtfeld euch die Pflicht,
 Denket nicht der fernen Lieben,
 Die daheim zurückgeblieben,
 Denkt auch eurer selber nicht;
 Denkt nur einzig eurer Fahn',
 Und mit Gott dann d'rauf und d'ran.

Der Erste voran und der Letzte zurück,
 D'rauf baue der Krieger im Felde sein Glück.

Wie das Veil in Vergesssacht
 Weckt das Gold, das schlummernd ruht,
 Weckt der Donnerruf der Schlacht
 Des Soldaten Heldenmuth.

Oh sterben als weichen auf blutiger Bahn,
 Das führt über Leichen zum Vorbeer hinan.



Bu spät.

Eine Erzählung

von

Gabriele Adler.

stürmte ein Bivréediener um die Ecke des Karls-
nach der Behrendstraße, bei dem flackernden Lichte
n zur Hälfte verlöschten Laterne nach den Häus-
n spähend.

or einem Gebäude von, wenn auch nicht stattlichem,
anständigem Aussehen, hielt er still, mit wuchtiger
e Klingel ziehend, daß ihr greller Schall weit durch
dete Gasse drang. Als bald ließ sich Schlüsselgeklirr
ien und der Hauswart, in dessen verschlafenem

Wesant sich Neugierde, Born und Schreck über diesen
ungestümen Appell malte, öffnete den schweren Thorflügel.

— Um Gotteswillen, ist der Arzt zu Hause? Doctor Wörner? —
fragte der Diener rasch durch den Spalt über die Schwelle schlüpfend.

— Nun, wo soll er denn sonst sein, der solide Herr, bei so nacht-
schlafender Zeit? — antwortete der Cerberus in entrüstetem Erstaunen,
sand jedoch nicht Zeit zu weiteren Bemerkungen, denn der Diener hatte
rasch einen Wachstoch an seiner dumpfigen Talgkerze entzündet und eilte
nun mit der Frage — wie viele Treppen hoch? — durch den Hanssurr. —
Drei Treppen hoch, gleich links die Thür — konnte er ihm nur mehr nachrufen.

Auch hier zog der Diener die Klingel in gleich ungestümer Weise, doch
mit schlechterem Erfolge. Niemand schien zu hören. Zum zweiten und

Carrière in höheren Kreisen inauguriere, gehe, dadurch abgehalten, stets an seiner Thür vorüber, zu einem glücklicheren Collegen.

Auch als er jetzt dem Ruf der Klingel folgte und die Thür öffnete, war er gewärtig entweder die Waschfrau zu sehen, deren Kind am Scharlach erkrankt, oder die Frau des armen Holzknechtes, der schon im letzten Stadium einer Lungenkrankheit darnieder lag.

Als er weder der Einen noch der Anderen, sondern der Verkörperung seiner Träume und Wünsche, des Librédieners, ansichtig wurde, konnte er ein lautes, lustiges Lachen um keinen Preis unterdrücken.

Der Gegenstand, der es hervorgerufen, blickte ihn ganz verblüfft an und rief:

— Um Himmelswillen! ist das zum Lachen, wenn unser Fräulein sich den Arm verbrannt hat? — Und sich zur vollen Würde einer sechs Schuh drei Zoll hohen Vorzimmer-Karpatide aufrichtend, erklärte er: — Commerzienrath Schröder lasse den Herrn Doctor bitten, unverweilt in sein Haus zu kommen, der Beschädigten ärztlichen Beistand zu leisten.

Wörner hatte augenblicklich den der Sachlage entsprechenden Ernst wiedergefunden und folgte dem Diener eilig nach einem jener prachtvollen Häuser, welche den Karlsplatz zieren.

Der Portier stand am Thore und ließ die sehnlich Erwarteten ein. Auf der Treppe kam ihnen eine Dienerin entgegen mit der Bitte: — Nur schnell, nur schnell, Herr Doctor, das Fräulein ist einer Ohnmacht nahe!

Von ihr geleitet, trat der junge Arzt in ein großes, hohes Gemach, dessen dunkle Tapeten und schwere Sammtvorhänge das Licht, das von einer Lampe auf dem Kamin und einigen Kerzen am offenen Clavier ausging, zu verschlingen schienen, so daß er einen Augenblick stille stand, um sich zu orientiren. Ein alter Herr, der heftig im Zimmer auf und nieder ging, kam sogleich auf ihn zu und führte ihn zu einer Causeuse, auf der ein junges Mädchen in leichter weißer Gewandung lag.

— Da sehen Sie das Unglückskind, das noch auf den Einfall kommen muß zu musciren, wenn alle vernünftigen Leute schon lange schlafen — sagte er mit halb vor Angst, halb vor Zorn bebender Stimme. Beim Noten-umblättern hat der weite Ärmel ihres Nachtgewandes Feuer gefangen und der Arm — — sehen Sie nur selbst.

Die über die Leidende gebeugte Mutter hob die Compressen von dem verletzten Glied und Wörner sah, daß der rechte Vorderarm arg gesengt war, und daß sich über das Handgelenk eine starke reifartige Brandwunde zog.

— Paula hatte ein Armband, einen Goldreif am Arm — erläuterte die Mutter — sie vermochte in ihrem Schreck nicht es sogleich aufzubringen.

— Nun, wenn es weiter nichts ist! — athmete der alte Herr auf und fuhr in seltsam heiterem Tone fort — dies wäre vielleicht so gar übel nicht, es könnte selbst sein Gutes haben. Ein Eingriff des Himmels wäre es zu nennen. Sie müßte es erkennen und damit hätte aller Unsinn ein Ende! — Der Commerzienrath, der vor wenig Augenblicken noch so angstbekommen ausgesehen, rieb sich die Hände wie ein Mann, dem erwünschte Botschaft zugekommen.

Wörner sah ihn verwundert an und wollte abermals seinen Rückzug antreten, doch Schröder widerlegte sich dem und erklärte, da sein Hausarzt kürzlich gestorben sei, bäte er ihn, die Behandlung seiner Tochter zu übernehmen.

Eugen erklärte sich durch eine leichte Verbeugung dazu willig und verschrieb einen beruhigenden Trank. Währenddem kam die Mutter herzu und meldete mit beängstigter Miene, daß die Patientin zu Bett gebracht worden, sich aber unablässig auf dem Kissen herumwerfe und keine Ruhe zu finden vermöge.

Dieser Zustand verschlimmerte sich noch wesentlich im Laufe der Nacht; das Fieber steigerte sich außerordentlich, die Kranke lag mit brennenden Wangen und wildstarrenden, weitaufgerissenen Augen da und sprach irre. Die Mutter saß weinend am Bette und der Commerzienrath ging, auf den weichen Teppichen unhörbar, auf und nieder, immer wieder vor dem Krankenslager seines einzigen Kindes stehen bleibend und den angstforschenden Blick auf den Arzt richtend. Wörner's ruhige, zuversichtliche Weise war den Eltern eine große Beruhigung während dieser schweren Nachtwache; auch bemerkten sie dankbar, daß er die Leidende nicht allein unablässig sorgsam beobachtete, sondern auch öfter durch eine Anordnung, ja auch durch kleine Handreichungen ihren Zustand zu erleichtern suchte. Wie sorgsam er den verletzten Arm bettete und das nasse Tuch an den Schläfen der Fiebernden festdrückte! Doch weder die kalten Ueberschläge, noch die kühlenden Tränke schienen die Fiebergluth zu lindern, die Irr-Reden der Kranken wurden immer häufiger und leidenschaftlicher. Der Vater legte die Hand schwer auf die Schulter des Arztes und fragte mit bebender Stimme:

— Ist sie in Gefahr?

— Nein, — erwiderte Wörner — das Fieber ist zwar weit heftiger, als ich es erwartet hatte — das Fräulein scheint ungewöhnlich erregbar, — da es jedoch im Uebrigen vollkommen gesund ist, hat es keine Gefahr damit.

— Gott sei Dank! — murmelte der alte Herr und setzte seine Zimmerpromenade fort.

Paula aber wurde immer unruhiger; plötzlich setzte sie sich auf, riß das nasse Tuch von der Stirne und schleuderte es weit von sich. Einen

Der alte Herr schien heftig erwidern zu wollen, bezwang sich jedoch, und drückte dem jungen Arzte dankbar die Hand.

Der Zustand Paula's war einige Tage lang Besorgniß erregend; sie lag entweder in dumpfem Schlafe hin, oder sprach irre. Die Eltern wichen nicht von ihrem Bette und der Vater verrieth, mehr noch als die Mutter, durch sichtbare Zeichen seine tiefe Herzensangst. Umsomehr mußte es Eugen befremden, als seine Patientin in die Reconvalescenz trat, eine auffallende Kälte und Herbheit im Verkehr zwischen Vater und Tochter zu gewahren. Vergeblich suchte die Mutter zu vermitteln; ein Unausgesprochenes schien jeden gesprochenem Worte eine giftige Spitze zu verleihen.

Einstweilen verkehrte Wörner viel mit der Familie. Anfangs veranlaßte ihn die Angst der Eltern, seine Besuche häufiger zu wiederholen als nöthig war, und später führte ihn gegenseitige Werthschätzung oft in das Haus. Seine ruhige Bestimmtheit, die Sorgfalt ohne Angstlichkeit, mit der er jedes Symptom erwog, sein klares, Vertrauen erweckendes Wesen hatten der Eltern Herz, wie ihre Achtung gewonnen. Ueberdies noch schätzte der Commerzienrath den weiten und geschärften Blick des jungen Mannes, der für Alles warmes Interesse empfand und in vielen Richtungen tüchtige Kenntnisse besaß, der nicht nur gut zu sprechen, sondern auch gut zu hören verstand und so jene echte Toleranz bewies, die nicht minder von Herzens- als von Geistesbildung zeigt. Es war ein Stiefpferd des alten Herrn, den Handel in seiner weitesten Ausdehnung, als das Alpha und Omega im Völkerleben, darzustellen. Alles Andere sei nebensächlich, von untergeordneter Wichtigkeit, ja nicht selten vom Uebel. So die Künste, die eine Spielerei seien, welche die Menschen von Ernsterem und Edlerem zerstreuen und dem Geiste eine frivole Richtung geben, indem sie die Phantasie auf Kosten des Verstandes nähren. Das Abstracte schien ihm nicht minder nutzlos und verderblich; dagegen erklärte er seine Achtung vor der Naturwissenschaft, die Wechselwirkung derselben mit dem Handel betonend, den er als den eigentlichen Kulturträger pries, der die Bahn nach allen Punkten der Erde eröffne, das Bindeglied zwischen allen Völkern bilde. Der Kaufmann habe dem Forscher die Wege gebahnt, durch ihn wieder wurde sein Wirken über den Erdball verbreitet, und der Handel sei der Keim, wie die Blüthe aller Völkerwohlfahrt. Das war das Thema, das er fortwährend, jedoch mit Scharfsinn und mit dem Ernste der innigsten Ueberzeugung, variierte.

Wenn auch Wörner in diesen Ideengang nicht einzustimmen vermochte, so war er doch himmelweit von jedem ähnlichen Fachfanatismus entfernt. Ihm war der ausschließliche Specialismus eine Einseitigkeit, die nicht nur im Allgemeinen gefährlich sei, sondern sogar im Besonderen verderblich zurückwirke. Der Zusammenhang im organischen Leben galt ihm im socialen

Bestrebungen gegenüber. Der alte Herr gehörte zu jenen, denen ihre Kinder „Kinder“ bleiben bis an's Lebensende. Die selbstständige Gestaltung im Charakter seiner Tochter verletzte ihn auf's Tiefste in seiner, wie er meinte, von der Natur geheiligten Autorität, während anderseits das Mädchen sich durch die individuelle Rechtlosigkeit, die ihm der Vater vindiciren wollte, auf's Tiefste empört fühlte. So riß eine Kluft zwischen den Beiden ein, welche die Mutter vergeblich durch ihr vermittelndes Wesen auszufüllen suchte und hüben und drüben griff Erbitterung Platz. Der alte Herr, der im Grunde seines Herzens mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seinem Kinde hing, hielt es unter seiner Würde, etwas davon zu verrathen und Paula's Liebe zu ihm trat immer mehr und mehr in den Hintergrund, wenn sie nicht gar verebbte; denn sehr junge Menschen sind von schroffer Gefühlsintoleranz und einer Festigkeit in Anschauung und Empfindung, die kein Mittelmaß kennt.

Wörner's, durch Beobachtung geschärftem Blick konnte die Sachlage nicht entgehen und er muthmaßte, daß der Conflict zwischen Vater und Tochter wohl unmittelbar vor dem Brandunfall einen acuten Charakter angenommen habe.

Das eigenartige Wesen des Mädchens hatte sein Interesse, seine Phantasie gewaltig angeregt und er betraf sich unzählige Male im Tage darauf, an Paula zu denken. Sie sprach wenig, aber prägnant, und die fast vehemente Lebhaftigkeit ihres Tones contrastirte mit der Seltenheit ihrer Äußerungen, die Eugen stets wieder und wieder erwog, wie ein wissenschaftliches Problem. Er erschrak beinahe, als er gewahrte, wie sehr das Mädchen, das er jedoch zu seiner Beruhigung weit mehr interessant als liebenswürdig fand, ihn beschäftigte.

Allein dieser Trost sollte ihm nicht lange bleiben. Eines Tages hatte er sich bei einigen Krankenbesuchen verspätet, denn wirklich hatte der Livreebediente einen Aufschwung seiner Praxis eingeläutet; mehrere Familien aus dem Schröder'schen Bekanntenkreise consultirten den jungen Arzt, aus dem der so lobfarge Commerzienrath ein wahres Wunder machte, und er kam erst, als Schröder bereits auf dem Comptoir war. Schon im Vorgemach stuthelten herrliche Tonwellen an sein Ohr, und als er in Paula's Wohnzimmer trat, fand er sie am Clavier; den rechten Arm nach Vorschrift noch in der Schlinge, begleitete sie mit der Linken in leisen Accorden die tiefergreifende Arie, in der Fidelio das Geschick Florestan's beklagt. Ihr ganzes Wesen schien verwandelt; die großen, dunkeln Augen leuchteten auf in Begeisterung, und die sonst starren Züge belebten sich zu hoher Schönheit. Wörner lauschte festgebannt, und mit einemmale flammte es ihm vor die Seele, daß dieses Mädchen nicht allein liebens-, sondern geradezu anbetungswürdig sei, und daß er ihm seinen vollen Tribut zolle.

Als Paula geendet hatte, wandte sie sich um und gewahrte Eugen in seiner Verzückung. Eine an Triumph grenzende Befriedigung malte sich auf ihrem Gesichte und sie nahm die wenigen, aber tief gefühlten Worte der Bewunderung, die er beinahe mit Anstrengung äußerte, freudig auf.

— Ja — erwiderte sie auf seinen Glückwunsch zu ihrer herrlichen Begabung — nächst dem Schaffen eines so wunderbaren Kunstwerkes ist wohl das Interpretiren desselben das höchste Glück auf Erden, dem kein anderes gleich kommt, für das kein anderes zu entschädigen vermag.

Es mischte sich ein Ton der Herausforderung in diese Entgegnung, der Wörner eine passende Erwiderung erschwert hätte, wäre er nicht durch den Eintritt Frau Schröder's derselben überhoben worden. Die Mutter freute sich des Eindruckes, den das Talent der Tochter hervorgebracht und forderte sie auf, dem Doctor mehr noch vorzusingen; er habe es durch seine sorgsame Pflege schon um sie verdient.

Paula war ohne jegliche Ziererei dazu bereit, wenn er nämlich mit dem verstümmelten einhändigen Accompanement vorlieb nehmen wolle. Sie sang eine Arie der Azucena aus dem „Trovatore“, und Wörner war nun von ihrem leidenschaftlichen Feuer hingerissen, wie vordem von ihrer weisevollen Innigkeit ergriffen. Sie sang das effectvolle Tonstück mit glänzender Bravour und schien der italienischen Gesangsweise ebenso vollkommen Meisterin, wie im stylvollen Vortrag classischer Musik.

Wörner besaß nicht die Gabe viel sprechen zu können, wo er tief empfand. Kurz nur dankte er der Sängerin, die jedoch feinfühlig genug war, seine warme Bewunderung aus den kargen Worten heraus zu empfinden und ihn freundlich bat, selbst zu wählen, was er noch hören wolle. Ein Blick voll tiefer Dankbarkeit lohnte ihr, und Wörner erbat sich ein Lied, ein Mendelssohn'sches Lied.

— Ein Lied? Ja, wenn Sie wollen, — sagte Paula, die dunkeln Locken lebhaft zurückschüttelnd — aber keines von Mendelssohn; ich singe seine Lieder nicht gerne und nicht gut. Ich bin keine lyrische Natur. Hartes Empfinden läßt mich ungerührt, es bedarf gesteigerter Affecte, dramatischen Lebens, um mein ganzes Ich in Mitleidenschaft zu ziehen. Wollen Sie Schubert'sche Lieder? Den „Erlkönig“, den „Wanderer“? Das sind Dichtungen, welche die ganze Seele in Bewegung setzen.

Und sie sang diese beiden Lieder. Wörner war auf's Tiefste erschüttert, so lebhaft zauberte sie ihm die Scene vor den Sinn. Er meinte das Säuseln des Windes in den dürrn Blättern zu vernehmen, den bleichen Knaben zu sehen, gebettet in des Vaters Arm. Jetzt ertönte seine Klage, und des Erlkönigs lockende Stimme, des Vaters beruhigendes Trosteswort und nun der bange, gelle Weheruf, und dann die Schlußstrophe kalt und düster wie ein

Leichenstein. Kaum minder dramatisch gestaltete ihr Vortrag die Seelenpein des glücksuchenden Wanderers.

Paula schloß das Clavier und ihre Mutter wendete sich gegen den jungen Arzt, der stumm, das Haupt auf die Hand gestützt, in einem Fauteuil saß. Die gute Frau schien ein wenig enttäuscht durch seine vermeintliche Gleichgiltigkeit; sie ahnte nicht, welch' mächtiger Sturm in seinem Inneren tobte. Das junge Mädchen aber mochte etwas davon wahrnehmen, denn warmer Schein trat in seine Augen, eine leichte Röthe in seine Wangen. Es machte sich mit dem Ordnen der Noten zu schaffen und suchte die Mutter dabei in's Gespräch zu ziehen.

Eine Weile nützte Eugen die ihm so gewährte Freiheit; dann raffte er sich auf und — ohne weiter mit einem Worte des Gesanges zu erwähnen — erkundigte er sich in formellerem Tone als seit langem nach dem Befinden der Reconvalescentin. Er untersuchte mit ärztlicher Trockenheit den beschädigten Arm, erklärte die Besserung so weit vorgeschritten, daß die Schlinge bald entbehrlich und die Beweglichkeit wieder hergestellt sein würde, und empfahl sich. Vergeblich suchte Frau Schröder ihn zurück zu halten. Als er das Zimmer verlassen hatte, bemerkte sie etwas ärgerlich:

— Der Doctor scheint doch gar nichts von Musik zu verstehen, und was noch schlimmer ist, keine Freude daran zu haben. Ich verstehe auch nichts davon, fühle aber doch, was schön ist. Der junge Mann ist sonst so geweckt; wer hätte es gedacht, daß er gerade für Musik so stumpf sei?

— Meinst Du, Mutter? — entgegnete Paula mit leuchtenden Augen und einem seltsamen Lächeln. — Nun, ich für meinen Theil verlange mir nie bessere Hörer.

Wie sehnüchtig auch Wörner das Bedürfniß nach Alleinsein empfand, es sollte ihm jetzt nicht so gut werden; denn als er die Straße hinunterging, stieß er auf den Commerzienrath, der ihn sogleich über die Tochter befragte. Der Arzt sprach seine Befriedigung über die fortschreitende Besserung aus und versicherte, daß nun jede Sorge über das Streifbleiben des Gelenkes behoben sei. Damit meinte er sich frei zu machen; aber ganz im Gegentheil. Der Commerzienrath legte mit plötzlich verdüsterter Miene den Arm in den seinen und führte ihn, mit der Bemerkung, er habe nothwendig mit ihm zu sprechen, nach dem Hause zurück. In seinem Zimmer angelangt schritt er mehrmals heftig, wie im Kampfe mit sich selbst, auf und nieder und hub dann an:

— Wie sehr ich mich auch in mich selbst abgeschlossen glaubte, es ist mir doch Bedürfniß mich auszusprechen, und zu Ihnen, junger Freund, zieht mich das Vertrauen mächtiger, als zu manchem alten Lebensgenossen, vor

dem ich mich auch wohl schämen müßte. Sie dachten jetzt wohl, dem alten Vater eine rechte Herzensfreude zu bereiten mit der Versicherung, daß sein Kind nicht strupirt sei? Wenn Sie mir die Nachricht gebracht hätten, es sei verkrüppelt, dann hätten Sie mir eine Last vom Herzen genommen! Denn dann wäre das Mädchen vom Verderben gerettet. — Er schöpfte mühsam Athem um fortzufahren. — Zur Vereinfachung des Geschäftsganges habe ich meine Tochter, um eine Erbschaft anzutreten, vor zwei Jahren mündig sprechen lassen. Das benützt sie jetzt, um mich, mein Haus zu verlassen und um sich, wie sie sagt: „der Kunst zu widmen“, — das heißt Comödiantin zu werden!

Der alte Herr stöhnte laut auf, während Wörner sich wie von einem Schlag getroffen fühlte.

— Sie erschrecken? nicht wahr? — fuhr der Commerzienrath fort — ein Mädchen aus gutem Hause, dem jeder Wunsch erfüllt wird, verläßt die Eltern, um sich unter eine leichtsinnige Bande zu mischen und zur Belustigung einer fremden, freischaulustigen Menge zu gaukeln! Als ich ein Kind war, begrub man diese Leute nur in einem abgelegenen Winkel auf dem Friedhof und nun soll mein eigen Fleisch und Blut zu diesem Gelichter zählen.

— Oh, nicht doch, — fiel Wörner schmerzlich ein — nicht so; unter allen Verhältnissen wird Fräulein Paula sich edel bewähren. Sie gehen zu weit gegen den Stand. Wie oft schon habe ich Ihnen in diesem Punkte entgegengestellt, daß dies Vorurtheil einer vergangenen Zeit längst überwunden, daß echte Kunstjünger auch social — —

— Möchten Sie eine Tochter, eine Gattin, eine Geliebte haben, die sich auf die Bretter stellt, um dort vor aller Welt zu tragiren und sich dem ersten Besten, weil er ein Tenor ist, in pleno publico an den Hals zu werfen? Sehen Sie, selbst der Fremde zuckt zusammen bei dem Gedanken; was soll nun erst der Vater sagen, an dessen Haus und Namen nie noch ein Makel geklebt hat? Ach, es ist um toll zu werden! — und der heftige alte Mann schlug sich an die Stirne, daß es dröhnte.

— So gedenken Sie — — es Paula endgiltig zu verbieten? — fragte Eugen mit bebender Stimme.

— Das ist es ja eben, was mir die Schamröthe in die Stirn treibt und das Herz mit Entrüstung erfüllt; mein Verbot ist dem Kinde, das ich in Sorge und Liebe gehegt und gepflegt, wie der Hauch des Windes. Was ist ihm das gebrochene Herz, die gekränkte Ehre des alten Vaters gegen den schmeichelnden Applaus eines fremden Hauses? Sprechen Sie mir nicht von Kunstfinn und Begabung! Kann sie nicht singen daheim nach Herzenslust, muß sie die Eltern verlassen? Der Teufel der Eitelkeit ist's, der sich in ihrem

Herzen festgewurzelt; und Du — zu seiner Frau gewendet, die leise eingetreten war und mit gefaltet niederhängenden Händen an seiner Seite stand — Du hast ihn genährt und groß gezogen, bis er jetzt Dich wie mich daraus verdrängt. Wie oft sagst' ich Dir: dies und jenes ist nicht nothwendig, nicht gut für ein Weib! Aber das Mädchen mußte Alles lernen, um nicht von den anderen Modepuppen verdunkelt zu werden. Du warst eines reichen Handels- herrn Tochter; ich habe Dich vom Spinnrädchen zum Altar geholt und Du hast nicht mehr gewußt, als für eine gute Hausfrau nöthig ist, bist mir aber ein braves, beglückendes Weib gewesen allezeit. Allein nicht genug mit dem vielen Lernen; es mußte die Paula sich auch produciren vor aller Welt, und das war eine helle Freude, wenn ihre Stimme von Krethi und Plethi bewundert wurde. Damit stieg ihr der Hochmuth zu Kopf; die braven Männer, die um sie warben, waren ihr zu nüchtern, zu prosaisch, zu gemein und nun wird sie statt einer ehrbaren Hausfrau eine — Comödiantin.

— Geh', Vater, sprich nicht so — schluchzte die alte Frau. — Weil unser Kind anders geartet ist als wir, muß es ja nicht schlecht sein. Die Sonne ist darum auch nicht schlecht, weil sie mehr als Einen bescheint, und wenn Gott der Paula die wunderbare Stimme gegeben hat, so ist es gewiß nicht gegen seinen Willen, wenn Viele Freude daran haben. Du willst ja doch nur, daß das Kind glücklich werde, so laß' es seinem inneren Zuge folgen, wie wir ihm gefolgt sind, als wir für's Leben die Hände ineinander legten. Und dann sieh', jetzt werden sie nicht mehr als Comödianten gescholten, sondern als Künstler gefeiert und Grafen und Fürsten sind stolz, wenn sie die Hand einer echten Künstlerin gewinnen.

— Was Fürsten und Grafen, — brauste der alte Mann jähzornig auf — und ihr Ehrbegriff! Der alte Paul Schröder hat den seinen, und wenn sein Kind über die Schwelle seines Hauses schreitet, um den Pranger — ja, so nenne ich die Bühne — um den Pranger zu betreten, dann ist es ihm auch fürder verschlossen und der alte Mann hat kein Kind mehr und will — so wahr mir Gott helfe — seinen Namen nimmer hören, geschweige denn es jemals wieder sehen. Sie weiß es und soll wählen.

Frau Schröder rang die Hände und wandte sich an Wörner:

— So helfen Sie mir doch, bitten Sie für das unglückliche Kind, das seine Härte zur Verzweiflung treibt.

Eugen öffnete den Mund, allein es kam kein Ton aus seiner Kehle; der Empfindungsturm, der ihn seit einer Stunde durchwühlte, überwältigte ihn und er barg stöhnend das bleiche Antlitz in den Händen.

Eigener Schmerz macht scharfsichtig für fremden. Schröder machte in seinem ruhelosen Auf- und Niederwandeln einen Augenblick Halt vor dem jungen Arzte, und sagte im Tone warmer Theilnahme:

— Armer, junger Freund! Hüten Sie sich, Ihr Herz an das Mädchen zu hängen; es versteht es nicht, Sie oder irgend einen ehrenwerthen Mann zu würdigen. Das Weib, das so weit der Gefallsucht verfallen, um der Sitte selbst zu trotzen, das ist auch dem Teufel verfallen. Was ist Liebe und Leben eines Einzelnen, sei er noch so trefflich, gegen den berausenden Beifall der wüsten Menge? Nein, wie Paula selbst sagte, sie taugt nicht für ein „zahmes Glück“. Was nützen Ihnen meine Wünsche? Sie sehen ja den bis in den Staub gedemüthigten Vater, der gestehen muß, daß er vor seinem Kinde machtlos sei.

— Nicht doch, Vater, — suchte Frau Schröder mit schüchterner Stimme einzuwenden — Deine Härte, Deine Strenge allein wollt' ich sagen, weckt ihren Troß. Sieh', das Kind ist Dir nachgerathen, so recht von Deiner Art; es hat seinen festen Sinn, der sich aufbäumt, wenn man ihm schroff entgegentritt. Versuch' es doch mit Liebe, mit einem guten Wort. —

— So, So, soll ich da bitten, wo mir zu befehlen ziemt? — flammte der alte Herr wieder auf. — Soll ich schmeichelnd flehen, daß mein Kind nicht abweichen möge von des Hauses Zucht und Sitte? Wenn das so üblich in Eurer modernen Welt, dann taugt der alte Schröder nichts mehr darein.

— Und dennoch um Ihrer selbst, wie Paula's willen — bat Wörner — thun Sie keinen Nachspruch, der eine Rückkehr unmöglich machen würde.

— Wenn Paula einmal die Bühne betreten, dann gibt es für sie keine Rückkehr mehr in's Vaterhaus. Sie hat die Wahl. — Damit verließ der Commerzienrath das Zimmer.

— Ach, lieber Doctor, — hob die Commerzienrätthin zu jammern an — versuchen doch Sie Ihren Einfluß auf das Mädchen. Ich weiß, es ist Ihnen gewogener, als irgend Einem; hat es doch gerade jetzt, obwohl Sie kaum den Mund aufgethan, erklärt, es verlange sich nie einen besseren Hörer. Unsere besten Wünsche sind mit Ihnen.

Wörner raufchte das Blut in die Schläfen.

— Wie soll ich es vermögen, Paula von einem Entschluß abzubringen, den Sie vergeblich bekämpfen? Ja, wenn es mir mit der Zeit gelänge —

— Ach, Zeit hat es ja eben nicht mehr. Gerade vor dem Brandunfall hat ja das unglückliche Kind durch Vermittlung seines Gesangslehrers ein Gastspielengagement in Berlin eingegangen, und sobald es hergestellt ist, wird es dasselbe antreten und uns verlassen für immer und immer. Ach Gott! Ich werde mein Kind dann niemals wieder sehen, denn der Vater geht nie von seinem Wort zurück.

— Sie werden die Tochter doch begleiten? Das junge Mädchen nicht schutzlos in die Welt hinaustrreten lassen? — fragte Wörner angstvoll.

— Schutzlos, nein, lasse ich mein Kind nicht ziehen, aber ebenso wenig laß' ich den Mann im Alter allein, der mich in der Jugend gefreit. Eine ehemalige Erzieherin, eine brave ältere Französin, wird Paula begleiten. Nein, ich könnt' den Vater nicht verlassen in seinem tiefen Unglück, denn, wenn er auch hart und streng und vielleicht sogar ungerecht ist, er hängt doch mit ganzer Seele an dem Kinde. Als es uns nach zehnjähriger Ehe geboren wurde, da weinte er vor Freude und wie seinen Augapfel hat er es seither gehalten.

— Oh, dann muß er sich auch zu milderen Maßnahmen bewegen lassen.

— Da kennen Sie ihn schlecht. Er ist in seiner Liebe gekränkt, das verzeiht er nie. Nein, meine letzte, einzige Hoffnung ist auf Sie gerichtet, daß Sie das Mädchen bewegen können, von seinem Vorhaben abzustehen.

Schwer vermochte Wörner sich von der jammernden Mutter loszumachen und nur, nachdem er ihr gelobt hatte, mit Paula zu sprechen.

Endlich fand er sich in seiner Stube allein. Wirr wogten Gedanken und Empfindungen in ihm auf und nieder. Wie sehr hatte sich die Welt in ihm binnen wenigen Stunden verändert. Er, der immer in vollkommenem Gleichmaß jede Regung erwogen, beherrscht, fühlte sich nun wie von einer Sturmwooge übersluthet, von Leidenschaft überwältigt.

Wochenlang war er neben dem Mädchen hergegangen und hatte vermeint, in ihm nur eine interessante Studie zu gewahren, bis mit einmal der Zauber ihrer Stimme ihm offenbarte, daß es sein ganzes Sein beherrsche.

Und wie ganz verschieden war das abgeschlossene, störrige, dunkeläugige Wesen von dem sanften, blonden Mädchenideale, das er in mancher schönen Stunde sich erträumt! Beinahe mußte er lächeln, als ihm dies bloße Traumgebild in Erinnerung trat. Wie reizlos und schablonenhaft erschienen ihm nun alle Frauengestalten, die ihm auf seinem Lebenswege begegnet, neben der mächtigen Willenskraft in Paula's Charakter im Vergleich zu ihrem genialen Schwunge! Ach ja, das war das Weib, das ihn mit magischer Gewalt für immer an sich gefesselt, nach dem er mit ganzer Seele und ach! Vergeblich verlangte.

Der Mutter verheißungsvolle Andeutungen klangen ihm leer. Er hatte Paula's hochfahrendes Wesen gegen andere Männer nie gesehen und ihre Zurückhaltung — die doch hauptsächlich durch ihre Stellung zum Vater hervorgerufen war — persönlich gegen sich gemüht erachtet. Und wie konnte er sie gewinnen, jetzt, da sie so ganz erfüllt war von ihrem

Vorhaben? Aber, über kurz oder lang, gewinnen mußte er sie; das stand in seinem Inneren fest.

Nach langem Sinnen faßte er den Vorfaß, zwar sein Frau Schröder gegebenes Wort einzulösen, aber dabei von seinen persönlichen Gefühlen nichts zu verrathen. Er hatte nur wenig Hoffnung, Paula's Entschluß zu erschüttern, doch wollte er es um ihret- wie seiner selbst willen versuchen, denn wenn er auch weit davon entfernt war, des Commerzienraths Vorurtheil zu theilen, so widerstrebte es doch auch ihm, das Idol seines Herzens in gewissem Sinne der Oeffentlichkeit und den tausend Fährlichkeiten und Chicanen des Bühnenlebens preisgegeben zu sehen.

Obwohl Frau Schröder in scheinbar ungesuchter Weise die jungen Leute nun öfter allein ließ, fand Wörner doch mehrere Tage lang keine ihm passende Gelegenheit, mit Paula zu sprechen. Das Mädchen war ganz unbefangen und sprach mit der ihm eigenthümlichen Schärfe und Prägnanz über Alles, das er anregen mochte, so daß Eugen von der Spannkraft ihres Geistes und der Behemeng ihrer Empfindungen, wie der Selbstständigkeit ihrer Anschauungen oftmals betroffen ward. Zwar konnte er sich nicht verhehlen, daß sie jener eigenthümlichen Weichheit und Herzensanmuth entbehere, die dem Weibe so hohen Reiz verleiht; allein die durch Idealismus geadelte Energie ihrer Fühl- und Denkweise übte einen Zauber auf ihn, der ihn über diesen Mangel hinweghob.

Endlich fand sich die theils gewünschte, theils gefürchtete Gelegenheit. Paula musicirte nur, wenn der Vater vom Hause abwesend war; nach längerer Pause traf Wörner sie zum ersten Male wieder am Clavier. Nachdem sie ihm Mehreres vorgesungen, sagte er plötzlich:

— Fräulein Paula, dem Wunsche Ihrer Mutter, wie dem Drange meiner innigen Theilnahme gehorchend, muß ich mir die Erlaubniß erbitten, mit Ihnen sprechen zu dürfen über Ihr Vorhaben, sich auf der Bühne der Kunst zu widmen.

Das Mädchen, dessen schlanke Finger über die Tasten irrten, erröthete bis in die Stirne und trogig den Kopf zurückwerfend fragte es:

— Hat auch mein Vater mit Ihnen darüber gesprochen?

— Auch Ihr Vater hat dem Schmerze über Ihr Vorhaben Ausdruck gegeben.

— Nun, das ist wieder ein Proöbchen von Eltern- und Kindesrecht, — rief Paula heftig; — mir haben sie das Wort abgenommen, eh' ich den letzten entscheidenden Schritt thue, Niemandem von meinen Zukunftsplänen zu sprechen, wohl in der Hoffnung, daß er nie zur Ausführung kommen werde; allein sie halten sich durch das schwere Opfer des Heimlichthums, das sie mir aufgeladen, nicht gebunden. Daran erkenne ich den Vater; die

Eltern haben nach ihm nur Rechte und keine Pflichten, die eine ausgenommen, ihre Kinder groß zu füttern und die Kinder wieder haben nur Pflichten und keine Rechte.

— Sie sind wohl zu herb, — warf Wörner ernst ein. — Hat Ihr Vater davon Erwähnung gethan, so war das der Schmerzensschrei eines gepreßten Herzens, das zu springen drohte, wenn er ihm nicht Luft mache. Er kann es eben nicht ertragen, Sie verlieren zu sollen.

— Und doch — rief das Mädchen störrig — hat er vor kaum einem halben Jahre noch einem Freier aus New-York, einem außerordentlich reichen Handels Herrn, warm das Wort geredet. Da hätte es das gepreßte Vaterherz verschmerzt, wenn auch der Ocean zwischen uns gelegen wäre; weil ich aber das Glück in meiner Weise suche, droht es zu brechen. Wenn sich dieser Widerspruch mit Ihrer Logik vereint, gut! Die meine vermag es nicht, ihn zu bewältigen.

— Und doch löst er sich so leicht. In dem einen Falle hätte Ihr Vater nach seinem besten Wissen und Gewissen Ihr Glück gesichert gesehen, und darum das Opfer — wenn auch mit schwerem Herzen — zu bringen vermocht; im andern sind Sie seiner besten Ueberzeugung nach dem Unglück, oder doch mindestens der Unbefriedigung geweiht, und das kann er nicht verschmerzen.

— Das klingt recht schön, in Wahrheit aber ist es doch ein wenig anders. Weil in der Bibel steht: „Du sollst Vater und Mutter verlassen, um Deinem Manne zu folgen“, haben die Leute sich gewöhnt, diese Trennung ohne jegliche falsche Sentimentalität, ja mit wunderbarem Leichtfinn über sich ergehen zu lassen. Wehe aber, wenn ein Mädchen nicht geneigt ist, aus einem Joch in's andere zu schlüpfen, wenn es seine eigene Bahn gehen will, um das Glück zu finden, das allein es lockt; dann ist es nicht nur unweiblich, sondern auch ein unentschuldigbarer Frevler am Elternherzen. Es wird einzig als eine Art Hausthier betrachtet, dessen Freiheit so weit reicht als der Strick, den man beliebig länger oder kürzer knüpft, und wenn es in wildem, verzweifelten Drange, nach schweren Kämpfen sich losreißt, dann ist Jeder bereit, ihm einen Stein nachzuwerfen. Nun, da auch Sie diese hübsche Mission übernommen haben, erfüllen Sie dieselbe in Gottes Namen und lassen Sie mich hören, daß das Vorhaben, mich der edelsten Kunst zu weihen, gegen alle Gesetze Gottes und der Natur widerstreitet und mich zu den Verworfenen gesellt.

Paula sprach mit einer Bitterkeit, welche Wörner tief schmerzte; durch äußerste Ruhe in seiner Haltung suchte er ihren Groll zu dämpfen.

— Sie fühlen wohl selbst, — lautete seine Entgegnung — wie sehr Sie übertreiben, und Sie kennen meine Anschauungen nun genügend um zu

— So glauben Sie denn fest im Verufe der Sängerin Ihr Glück zu finden und dadurch für jedes andere vollgültig entschädigt zu werden?

— Ja, das fühle ich.

— Nun so sei Gott mit Ihnen; ich will nicht mehr dagegen sprechen!

— rief Wörner schmerzlich.

In Paula's Augen leuchtete es eigenthümlich auf und sie reichte ihm — zum ersten Male — die Hand. Die Mutter, die eben in's Zimmer trat, knpfte an diesen Anblick Hoffnung, ward jedoch rasch enttäuscht. Paula aber war von diesem Tage an verändert gegen Wörner; ihr Ton gegen ihn war wrmer, vertrauensvoller als gegen irgend jemand Andern, und in der halben Stadt erzählte man sich's, die stolze, reiche Paula Schröder würde sich dem jungen Doctor Wörner verloben. Dieser hatte nun Mühe den Anforderungen, die an seine ärztliche Kunst gestellt wurden, zu genügen, und dennoch ein paar Stunden für das Schröder'sche Haus übrig zu behalten.

Nicht allein sein eigenes Verlangen, auch der Commerzienrath drängte ihn dazu. Mochte der alte Herr in der unleidlichen Spannung der Situation, im Gespräch mit dem jungen Manne, der trotz mannigfacher Verschiedenheit der Anschauung sein Liebling geworden war, wohlthätige Zerstreuung finden, oder hoffte er von dessen Besuchen noch mehr, genug, er forderte ihn stets dringend zu neuen auf.

Schwule Atmosphäre lastete auf dem ganzen Hause. Vorbereitungen zu Paula's Abreise wurden getroffen; sie machte Abschiedsbesuche, doch, dem Gebote des Vaters getreu, ohne des Reisezweckes Erwähnung zu thun. Die Französin, die sie begleiten sollte, kam nun oft zu nothwendigen Besprechungen, und Wörner lernte in ihr eine liebenswürdige weltgewandte Dame kennen. Schröder wurde immer düsterer, als er die Vorkehrungen vorschreiten sah, und litt sichtlich; er sprach mit Niemandem darüber, allein sein Ton gegen die Tochter war von einer Rauheit und Hrte, die das Mädchen immer mehr in Troz verstoßen ließ. Die Mutter war am ärgsten gequält, denn sie litt mit beiden Theilen und suchte durch Liebesbezeugungen hüben und drüben zu entschädigen, zu lindern, versöhnlicher zu stimmen. Namentlich gegen den Vater war sie unererschpflich in liebevollen Aufmerksamkeiten, die er, als gebührend, ohne jegliche Bemerkung hinnahm.

Zeugin solch' einer kleinen Scene bemerkte Paula einst zu Wörner:

— Sehen Sie, meine Mutter selbst ist's, die mich zurückschreckt vor dem, was sie so sehr für mich wünscht. Die bewundernswerthe Selbstenttuerung, die sie zur trefflichsten Gattin stempelt, wäre mir unmöglich. Sie vermag Alles, nur nicht ihm weh' zu thun; darum nimmt sie ihn als Medium, durch das sie Gott und die Welt betrachtet. Sie kann nicht, wie er, empfinden, daß mein Vorhaben eine Todsünde sei, und dennoch hätte

sollst mir verzeihen, mich begreifen. Wohne meinem ersten Auftreten bei, und dann entscheide selbst, ob ich kann.

— Du liehest mich verstehen, daß Du mich liebst?

— Ja, ja, Eugen, — sagte das Mädchen zögernd und doch leidenschaftlich — ich liebe Dich.

— Und Du kannst mir das Opfer nicht bringen? Meine Liebe vermag Dich nicht zu entschädigen?

— Später, oh später, Eugen! Es zieht mich mit Haubergewalt; ich kann nicht anders. Sieh', und entscheide selbst.

— Gut — erwiderte Wörner düster und verließ das Mädchen, ohne nur Ein Wort mehr.

Als Madame Quinault später in's Zimmer trat, fand sie Paula in Thränen gebadet über dem „Orpheus“ liegen. „Sollte im letzten Augenblicke noch eine günstige Wendung eintreten?“ dachte die wackere Frau; allein nur zu bald gewahrte sie, daß sie sich in dieser Erwartung getäuscht, denn als Paula des Abends im Wohnzimmer erschien, trug ihr Gesicht den gewohnten Ausdruck trotziger Verschlossenheit. Auch Wörner fand sich ein und nur sein erhöhter Ernst zeigte von dem Sturm, den er durchgekämpft.

Das „später“ aus Paula's Munde hatte ihm weher gethan, als die schroffste Abweisung. Daß sie, die er über Alles stellte, ihn lieben und doch etwas Anderes besser lieben könne, verletzete sein Selbstgefühl beinahe mehr, als es Abneigung vermocht hätte. Wie Hohn klang dieses „später“, und dennoch klammerte er sich daran. Er konnte das Mädchen nicht aufgeben.

Schweigsam saß die kleine Gruppe beisammen, Niemand wollte sprechen von dem, was sie Alle allein erfüllte, und Niemand vermochte anderes zu denken. Nur Madame Quinault fand, als echte Französin, hie und da eine Phrase, die das Stillschweigen brach, ohne geradezu zu verletzen. Bleiern flossen die Minuten hin, und doch, wenn die Uhr wieder den Ablauf einer Viertelstunde meldete, kam ein Gefühl des Schreckens über jedes Einzelne. Das Abendessen verlief in gleicher Weise, es wurde nur formell durchgemacht, denn Niemand vermochte zu essen. Der Mutter rollten die Thränen auf den Teller. Nur der Commerzienrath, der alten Portwein hatte heraufbringen lassen, trank mehr als gewöhnlich; beinahe schien es, er wolle sich zu einer schwierigen Aufgabe stählen.

Die Diener hatten das Zimmer verlassen; nun mußte gesprochen werden, das fühlte Jeder, und dennoch blieb es stille. Da endlich, nachdem er nochmal sein Glas geleert, schob der Commerzienrath den Stuhl zurück und erhob sich. Die Hand auf die Stuhllehne gestützt blieb er stehen und rief: — Paula!

— Auf Wiedersehen im stolzesten Augenblick meines Lebens. Nach der Vorstellung kommen Sie; dann — Sie brach hier halb verlegen ab.

Frühzeitig schon fand sich Wörner auf seinem Platz im Theater ein. Eine unbeschreibliche Unruhe peinigte ihn. Er war sich wohl bewußt, daß, je glänzender der jungen Sängerin Debut sich gestalten, seine Wünsche umso aussichtsloser wurden, und doch ist das Bedürfnis, auf Diejenigen, die wir lieben, stolz zu sein, ihnen jede Demüthigung, jeden Schmerz fern zu halten, so mächtig, daß ihn bange Sorge beschlich.

Eine gewisse Schüchternheit bildete, wie schon erwähnt, einen Grundton seines Wesens, und als er nun die Menge fremder, kaltneugieriger Gesichter gewahrte, die sich zu einem stattlichen Kreopag zusammenfanden, überkam ihn eine unsägliche Angst. Er hätte aufspringen, seinen Liebling in die Arme nehmen und weit, weit forttragen mögen vor dieser fremden mäkclenden Menge. Da, neben ihm sprachen sie von ihr; seine Faust ballte sich und er meinte im Hohn und — Angst vergehen zu müssen.

— Ist Etwas an ihr? — näselte ein junger Elegant, sein Opernglas zurechttschraubend.

— Prachtvolle Stimme, — erwiderte sein Nachbar in gleicher Tonart; — aber wenig Esprit, versichert von Glendow. Der Glückshund findet immer einen Weg hinter die Spulissen und weiß Alles, was dahinter vorgeht. Sie soll verteuelt hochmüthig und unmanierlich sein; als er ihr in der Garderobe Aufwartung machen wollte, fragte ihn die Kleine, ob er der Theaterschneider sei? Glendow mit seiner Tournure! Und als er sich vorstellte, sagte sie: Wenn nicht Schneider, habe sie nichts mit ihm zu thun. Zu arg! Dumm oder böshaft? Beides! Denn sich den Glendow zum Feind machen, ist schlechter Spaß für eine Theaterprinzessin.

— So schnippisch? Also verteuelt hübsch?

— Sie nie in der Theaterloge gesehen? Nichts Besonderes; und doch schwört der Glendow, sonst ein feiner Kenner, auf ihre Schönheit. Muß voll Karotten stecken; warum in einer langweiligen Oper debutiren, die schon unsere Urgroßmütter gesehen?

— Eine alte Scharte, die man verbrennen sollte. Die „Traviata“, das ist meine Oper.

— Und die meine. Wenn sie nicht himmlisch singt, oder schändlich durchfällt, wird es zum Sterben langweilig werden. —

Die Ouverture erklang und allmählig verstummte das Geseurre in den weiten Räumen des Hauses; der Vorhang begann zu schwanke; Aller Augen und Gläser waren, wie Wörner bei raschem Umblick gewahrte, nach der Bühne gerichtet. Der Athem stockte ihm. Der Vorhang hatte sich

blühende Inseln aus in dem schimmernden, doch farblosen Gemach, das zwar sehr reichlich mit seltenen Gewächsen, doch nur mit Blattpflanzen geziert war, unter denen sich auch nicht eine blühende Blume fand. Relativ waren der Einrichtungsstücke nur wenige. Ein großer Flügel stand frei und neben ihm an der Wand ein mäßiger Marmortisch, auf dem Partituren und einzelne Notenblätter recht bunt durcheinander lagen. Einige große niedere Divans mit vielen Rissen, die hier und dort auf den Teppichinseln standen, hoben sich nur wenig von dem dunkeln Strauchwerk ab, das sich um sie gruppirt und etliche Gruppen niederer Fauteuils mit Marmortischen, die einige Bücher und viele Zeitungen trugen, verfielen gleichfalls so ziemlich in dem weiten Raum, den sich Paula frei gehalten, weil sie immer noch, wie dereinst beim Sicheindenken in ihre Rollen, die Gewohnheit hatte, in ihrem Gemach auf und nieder zu gehen. Nur zwei Kunstgegenstände zierten den Saal: ein riesiger Gobelin mit einer Darstellung der Iphigenia auf Aulis in schon verblichenen Farben hinter einem der Divans, und in einer Ecke eine weiß aus dunkeln Laubwerk hervorschimmernde Statue. Es war ein marmorner Orpheus von Meisterhand, der die Züge Paula's trug.

Die Hausfrau ließ sich auf einem der niederen Fauteuils nieder und wies ihrem Gast den Nachbartuhl. Es trat eine kleine Pause ein, die Diesen mächtig bedrückte. Wörner hatte nur wenig noch gesprochen, beinahe nur Erwiderungen auf Paula's Bemerkungen, und er fühlte, daß es nun an ihm sei das Wort zu ergreifen; allein wieder wollte es sich nicht einstellen. Wie ganz anders war es gekommen, als er es sich vorgestellt! Da fand sich keine Gelegenheit beruhigend, stützend aufzutreten. Nur das Vibriren von Paula's Stimme bewies, daß sie innerlich bewegt sei, und selbst das war ihm in seiner Befangenheit entgangen. Es wollte sich ihm kein Anknüpfungspunkt bieten, denn abgesehen davon, daß nicht er von den todtten Eltern zu sprechen beginnen wollte, den dunkeln Schatten in Paula's Leben heraufbeschwörend, so schien ihm der Augenblick auch nicht ziemend dazu. Er sehnte sich, die Pause, die ihn peinigte und ihm so weit länger erschien, als sie wirklich war, gebrochen zu sehen, und dennoch überkam ihn eine Art Bornesempfindung, als Paula sie durch eine unpersönliche Bemerkung über Villa Rosas und ihre Umgebung brach. Es schien ihm beschämend, daß die Frau die Situation gestalte und gefaßter sei als er. Die Gezwungenheit seiner Gegenbemerkungen war ersichtlich und die Sängerin meinte, er sei wohl von der langen Reise in einem Zuge ermüdet und werde ruhen wollen, hinzufügend, nicht Jedes sei es, wie sie, gewöhnt, einen großen Theil seiner Existenz im Eisenbahnwaggon zu verbringen. Halb ärgerlich, wenn auch froh dem momentanen Unbehagen der Situation zu entkommen, stimmte ihr Wörner zu, und sie ließ durch einen Diener Madame Quinault herbeirufen. Das Wiedersehen

Wohl sehr in Sinnen oder Träumen befangen, da sie bei ihrem Eintritt nicht einmal aufblickte, geschweige denn irgend eine Frage über die Unterkunft des Gastes stellte. Die alte Dame trat sachte heran, legte ihr die Hände auf die Schultern und fragte, ihr in's Gesicht blickend:

— Nun Kind, wie bist Du zufrieden mit Deinem Freunde? — Die gute Quinault mochte wohl recht haben mit der Bemerkung, daß Paula über alles, das sie mächtig bewege, seltsam schweigsam sei, denn sie erhielt keine Antwort. Dennoch aber schien die Französin vollkommen befriedigt durch das Lächeln auf den stummen Lippen der Sängerin und das feine Roth, das ihre gewöhnlich kaum gefärbten Wangen schmückte.

Wörner wollte das ihm empfohlene Ruhen nicht recht gelingen, er mußte sich erst in dem Widerstreit von Eindrücken und Empfindungen, der ihn bestürmte, zurecht finden. Es war unleugbar; Paula hatte seine an ihre Persönlichkeit geknüpften Erwartungen weitaus übertroffen, aber ebenso unleugbar war es, daß er sich ihr gegenüber unbehaglich, ja bedrückt gefühlt hatte, was sein Selbstgefühl verletzte. Doch wich diese Empfindung bald dem stets mehr und mehr in den Vordergrund tretenden Eindruck ihrer glänzenden Erscheinung, und es hob sein Selbstbewußtsein zu stolzer Höhe, daß dieses schöne, gefeierte Weib ihn berufen habe — — berufen, ja wozu?

Der ideale Zug in Wörner's Natur war zwiefach vom Geschick getrennt worden, im Empfindungs- und im Gedankenleben. Es war ihm nicht allein das Liebesglück versagt geblieben, seine Vermögenslosigkeit hatte ihn auch in andere Berufsbahnen gelenkt, als sie seiner Wesenheit ursprünglich entsprachen. Wissenschaftliche Forschung und ärztliche Praxis vertragen sich nicht miteinander, jede verlangt den ganzen Mann. Das hatte Eugen bald erkannt, und sich im Beginn nur mit Bitterkeit darein gefunden, der Nothwendigkeit zu dienen und auch auf geistigem Gebiet einer idealen Lebensführung zu entsagen. Auch hier verhiess er sich ein „Später“, wie Paula es ihm für das Gemüthsleben verheissen hatte; allein im Laufe der Zeit fand er sich mit Behagen in den Beruf des praktischen Arztes, der ihn bei einer Fülle wechselnder Eindrücke, psychologisches Interesse und neben der Befriedigung tüchtigen Wirkens auch unterhaltende Zerstreuung bot. Als ihn nach einem Jahrzehnt ein ganz ausreichendes Vermögen ermöglichte, das Jugendstreben wieder aufzunehmen, sich der Wissenschaft zu widmen, erneuerte er das „Später“ aus eigenem Antriebe, sich das einst so heiß ersehnte Ziel nun freiwillig immer weiter hinausrückend.

Es ist nicht wahr, daß die Jugend dem Augenblick, das reifere Alter der Zukunftserwägung lebe; umgekehrt, sieht die Jugend stets, selbst im Genuß des Moments, eine weite Zukunftsvista vor sich, während, wer auf

zu ertragen, hielt sie den Blick gespannt, forschend auf ihn gerichtet. Er berichtete so schonungsvoll für sie, als nur irgend möglich, vom Leben und Sterben der alten Schröder's; sie aber drängte mit bestimmten Fragen, und als wollte sie sich keine Pein sparen. Einmal zögerte er mit der Antwort, da rief sie leidenschaftlich:

— Keine Schonung! Ich will die Wahrheit, die volle Wahrheit. Klammern Sie sich nicht darum, ob sie schmerzt.

So mußte ihr denn der Arzt erzählen, daß in den letzten Tagen der Krankheit sich auch das Mutterherz von ihr gewendet und daß die Sterbende, die ihr nie vorher gezürnt, nun zürnte um der Verlassenheit des Vaters willen, den sie einsam zurücklasse. Ihm allein hatten ihre letzten Sorgen und Seufzer gegolten. Paula's Gesicht blieb schmerzhaft starr und sie murmelte nur mitleidsvoll vor sich hin: „Arme, arme Mutter!“ Als Wörner nun erzählte, wie er den einsamen verbitterten Mann, der den Brief der Tochter ungelesen zurückgewiesen, von nun ab täglich besucht, da legte sie, aufzuckend, einen Augenblick lang die Hand auf seinen Arm. Ein Schlagfluß hatte das Leben des alten Herrn so plötzlich abgeschnitten, daß zu keiner Aeußerung mehr Zeit geblieben. — Wörner erwähnte noch mit Nachdruck der Zeitungsauschnitte und der Berichte der Correspondenten über ihre Laufbahn, die Schröder gesammelt hatte, und schloß mit den Worten:

— Glauben Sie mir, Paula, der Vater hat Sie tief und innig geliebt und Ihnen schon lange nicht mehr gezürnt; doch meinte er, es seiner Ehre schuldig zu sein, seinem Wort treu zu bleiben.

Da barg die starre Paula das Gesicht in den Händen und heftiges Schluchzen erschütterte ihre Gestalt. Eugen trat an sie heran, ihr gesenktes Haupt an seiner Brust zu stützen, allein ihn mit der Hand von sich weisend, das Gesicht von ihm wendend, schluchzte sie:

— Bitte, lassen Sie mich, Wörner, lassen Sie mich allein. — Wahrhaft getränkt zog sich Wörner zurück. Jeder Mann, der den Namen eines solchen verdient, sehnt sich danach dem Weibe, das seinem Herzen nah, wo nicht Schutz vor jäglichem Leid, so doch Stütze zu bieten. Nun, wo sie im gemeinsamen Erinnern, im Schmerz um die Verstorbenen — denen er beinahe mit der treuen Hingabe eines Sohnes anhing — sich in Gemeinsamkeit der Empfindung so nahe gekommen waren, wo sie, die Starre, wie ein Kind weinte und er schwimmenden Auges sie an sich ziehen wollte, in diesem Augenblicke sich von ihr gewiesen zu sehen, das war Kränkung. Schweren Schrittes ging er die Alexallee zurück und ließ sich unter einer Gruppe von Vorbeerbäumen nieder, bitterer Empfindung voll. Nur ein Schatten mehr der ehemaligen Empfindung hatte in ihm gewohnt; jetzt aber meinte er sie

deren Feder vollkommen Herr war; auch Wörner, der überhaupt ein guter Linguist war. Gern hätte er sich von dem Gespräche zurückgezogen, allein das ließ die Höflichkeit der Italiener nicht zu, sie wußten ihn immer wieder mit hineinzuziehen.

Paula führte die unerwarteten Gäste nach dem Marmorsaale, aus dem sie ihren gewöhnlichen Wohnraum gemacht. Die Italiener plauderten mit einer Lebhaftigkeit und Verbe, die den Nordländer in Erstaunen setzte, und die feurigen Huldigungen, die sie Paula darbrachten — das dritte Wort schon schien ihm „divina“ zu sein — betrachtete er als unerträglich geschmacklose Ueberschwänglichkeit, die Paula nicht dulden sollte. Allerdings schien sie davon völlig unbewegt; sie nahm sie mit würdevoller Freundlichkeit entgegen, die eine Gunst zu erweisen schien, indem sie sich den enthusiastischen Ausdruck der Bewunderung gefallen ließ. Dies söhnte Wörner ein wenig wieder mit der Situation aus; es imponirte ihm, und zugleich schmeichelte ihm das Bewußtsein, daß diese vielbewunderte Frau ihn bevorzuge. Allein die Gäste ließen ihm keine Ruhe; bald fragte ihn der Eine, bald der Andere, ob er die Diva in dieser oder jener Rolle gehört, und da er stets mit „Nein“ antworten mußte, brachen sie in so lebhaftes Verwunderung und so warmes Bedauern aus, daß der Arzt von Neuem in Aerger gerieth. Er kannte den nationalen Zug der Italiener zur Musik und zur Opernbühne viel zu wenig, um zu begreifen, daß es ihnen allen Ernstes ein Unglück dünkte, eine Sangescelebrität nicht zu kennen.

Noch schwieriger gestaltete sich die Situation, als Paula sich auf kurze Zeit zurückzog, ihre Kleidung zu wechseln, eh' der Ambiß für die Gäste aufgetragen werde. Immer noch gab ihre Künstlerlaufbahn den hauptsächlichsten Gesprächsstoff ab, und Verini versicherte Wörner mit Thränen in den Augen, daß es eine Sünde, geradezu eine Sünde sei, daß die Signora sich auf dem Höhepunkt ihrer Leistungen von der Bühne zurückziehe. Er, wie ihm die Diva mitgetheilt, ein Freund aus dem Elternhause noch, möge doch ihren frevelhaften Entschluß, der Kunst zu entsagen, zu erschüttern suchen. Die mürrische Erwiderung, daß Fräulein Schröder wohl nicht leicht zu beeinflussen wäre, selbst wenn er diese Mission auf sich nehmen würde, was er übrigens ablehnen müsse, ließ Verini das Gespräch abbrechen. Er ging vor sich hinsummend ein paar Mal durch den Saal und blieb dann vor der Orpheus-Statue stehen mit dem Ausrufe:

— Wahrhaftig, ich würde Vieles darum geben, könnt' ich diese Statue mein eigen nennen. Wenn ich das Steinbild ansehe, ist's mir, als hört' ich ihren wundervollen Ruf: Eurydice!

Wörner fühlte sich durch diese Worte des Sängers geradezu erzürnt. Wie konnte dieser Mann dort diesen Wunsch wagen? Niemand auf Erden

Raibetät, die gleichzeitig ihre Nation auszeichnen, bestürmten sie nun Wörner um immer weitere Erklärungen. Im hohen Grade im Besitze der Gabe, einen Gegenstand, den er durchsprach, klar zu stellen, fand er Vergnügen an der regen Aufmerksamkeit, der beinahe ehrfurchtsvollen Bewunderung seiner Zuhörer und ging näher auf das Thema ein. Da gestaltete sich sein Vortrag ganz ungesucht zu einer Art Experimentalcurse. Mit der ihnen eigenthümlichen Lebhaftigkeit probirten die Italiener, was er erklärte; sie betasteten sich dabei den Kehlkopf, rissen den Mund weit auf, so daß ihre tadellos blanken Zähne in den braunen Gesichtern schimmerten, und blickten sich mit südllicher Unbefangenheit vor aller Augen in den Nacken, wie auf Commando jede Bewegung ausführend, die Wörner schilderte. Der Humor der Situation mischte sich mit seiner Befriedigung, dieselbe nun auf einmal so ganz zu beherrschen, und vor Allem berührte ihn das stolze Vergnügen, mit dem Paula ihn betrachtete, ganz wohl. Das Tischgespräch hatte sich da ganz unversehens zu einer dramatischen Scene umgewandelt und endlich machte einer der Sänger die ganze Scala der angegebenen Tonbildungsformen durch, um mit einer hübschen Cadenz zu einem schmetternden: *Evviva l'illustrissimo Signor Dottore!* überzugehen; die Andern stimmten hell darein unter Gläserklingen und herzlich warmem Handschütteln mit dem Signor Dottore, den sie nach dieser ebenso einleuchtenden als gelehrten Abhandlung mit großem Respect betrachteten, was sie ihm auch durch weitere Bewunderung reichlich zu erkennen gaben. Dieser selbst fühlte sich von der ungebundenen Künstlerlaune mitfortgerissen und fand nun an der enthusiastischen Ueberchwänglichkeit von Paula's Gästen ungleich weniger auszufehen, als eine Stunde vorher. Weit mehr als der schäumende *vino d'Asti* stieg ihm dieser so ganz fremdartige Frohmuth der Künstlergesellschaft förmlich zu Kopf, und der freudige Stolz, der von Paula's Gesicht leuchtete, als dem *illustrissimo Signor Dottore* so lebhaft gehuldigt wurde, versetzte ihn vollends in gehobenste Stimmung. Während sie vollkommen ruhig, mit sichtlichem Vergnügen zuhörend, nur geringen Antheil am Gespräche selbst nahm, wurde er immer lebhafter, dasselbe leitend und mit einer Unzahl leicht hingeworfener Bemerkungen geistig belebend. Mit intelligenter Lebhaftigkeit verfolgten die Gäste seinen Ideen- gang und ihre Erwiderungen zeigten von so viel Anerkennung als Vergnügen über die reichlich gebotene Anregung. Bei Italienern aber setzt sich das Wohlgefühl stets in Musik um; sie wollten dem Signor Dottore für das reichlich ihnen Gebotene nun auch reichlichen Melodiensfluß bieten, und dann hofften sie durch die Diva beglückt zu werden.

Die Gesellschaft kehrte nach dem Marmorsaale, in dem das Clavier stand, zurück. Wörner hätte gern noch weiter geplaudert. Die Musik war ihm nur außer dem Leben Stehendes, das man hie und da zu dessen Schmuck

einem Feuer, das Eugen mit forttrieb und ihn zugleich erzürnte. Was war das für ein Geschöpf, so ruhig und gehalten im Leben, und so leidenschaftlich, ja wild im Gefange? Warum dieses Feuer zum Ergötzen fremder Hörer, und dem Jugendgeliebten gegenüber diese kühle Ruhe? grollte er. Der Beifallsfanatismus der Italiener erschien ihm abgeschmackt; er begriff nicht, daß Paula sich nicht durch denselben verletzt fühle, daß sie diesen endlosen Bewunderungsausrufen nicht Schweigen gebiete.

Ein Diener unterbrach sein Grollen, indem er ihm ein Telegramm überreichte. Mißmuthig riß es Wörner auf und las: „Lilli schwer erkrankt. Ruft fortwährend nach Ihnen. Um Gotteswillen retten Sie mein Kind.“ Was ist über die arme kleine Lilli gekommen? dachte er zerstreut, denn die Vorgänge am Clavier zogen seine Aufmerksamkeit mächtig an. Berini, der, ohne daß Wörner es bemerkt, das Zimmer verlassen hatte, betrat es nun wieder durch die große Fensterthüre. Zwei zu einem Kranz verschlungene Vorbeerzweige in der Hand haltend, trat er auf die immer noch von seinen enthusiastisch bewundernden Gefährten umringte Paula zu, und drückte ihr den Kranz auf den Kopf unter einem nicht endenwollenden Unifono: *Evviva!*

„Diese Laffen!“ brummte Wörner zwischen den Zähnen. Vorbeeren für eine Arie und für den Scheitel einer Frau! Und sie läßt es sich gefallen! Wahrhaftig, er berührt ihr Haar! Es ist empörend! Nun, sie soll sehen, wie ich geschätzt und ersehnt werde. Er erhob sich, durchbrach die Gruppe von Bewunderern und reichte Paula das Blatt mit den Worten: „Lesen Sie“ — Paula zuckte leicht zusammen, als sie die Zeilen las und ihr Blick haftete weit länger daran, als wohl nöthig war die wenigen Worte zu lesen; dann aber erhob er sich leuchtend zu ihm und mit stolzem Lächeln rief sie in deutscher Sprache:

— Es ist hart, aber schön, o schön! — Quinault, fuhr sie wieder französisch fort, liebe Quinault, bitte Sorge dafür, daß der Wagen in Bereitschaft sei. — Und nun erklärte sie ihren Gästen, mit unverkennbar freudigem Stolge, wie der Signor Dottore von einer angstvollen Mutter um Gottes Willen angefleht werde, ihr Kind zu retten.

Wörner fühlte sich ganz betäubt durch diese gänzlich unerwartete Wendung in der Situation. Nichts weniger als ein Nihilist der modernen Schule, kannte er doch gar wohl die enge Begrenzung ärztlicher Wirksamkeit in bedeutenden Fällen, und obwohl von seinem beruflichen Verdienst sehr durchdrungen, wußte er doch, daß die reiche Handelsstadt auch einige andere treffliche Aerzte noch besitze. Ueberdies bedurfte er, durch den ungeschickten Anschluß der Bahnzüge, etwas über vier Tage, um nach Hause zu kommen, ein Zeitpunkt, in dem, wenn es dem armen hübschen Kinde wirklich so schlimm erging, wohl schon die entscheidende Wendung eingetreten wäre.

Einpferschen in den Koffer gedroht, durch das Wörner einen Theil seines Grimmes loszuwerden suchte. Ohne den Wunderglauben der Italiener an die Medizin und jenen Paula's an Wörner zu theilen, war die Französin doch überzeugt, daß es eine nothwendige Pflichterfüllung sei, die ihn heim rufe; sein tiefer, ja leidenschaftlicher Unmuth bei den Vorbereitungen zum Ausbruch erschien ihr nur als ein Anzeichen, wie schwer er sich von Paula trenne, und war ihr daher ganz wohlgefällig. Sie suchte ihn mit ein paar schönen Worten über die Befriedigung, welche auch die schwersten Pflichtopfer bieten, zu trösten, was ihn vollends wüthend machte. Die kluge, findige Französin hätte vielleicht noch einen rettenden Ausweg entdeckt; allein das Bewußtsein, daß seine Situation nicht ganz frei von einem komischen Anstrich war, hielt ihn davon ab, ihr sein Vertrauen zu schenken. Er war nicht mehr jung und ernst genug, um den Gedanken, belächelt zu werden, ertragen zu können, was immer auch der Preis dafür sei.

Das hastige Packen war beendet. Wörner kam in den Saal hinunter Abschied zu nehmen. Da war kein Augenblick mehr mit Paula allein zu sprechen; die acht Italiener wurden es nicht müde ihm die Hand zu schütteln. Die ganze Gesellschaft geleitete ihn vor die Villa, umringte den Wagen. Er fand kein Wort, als er Paula die Hand bot, die nur flüsternd wiederholte:

— Es ist hart, aber schön! — Als er im Wagen saß, trat sie an ihn heran, reichte ihm nochmals die Hand und flüsterte: — Später!

Dieses „Später“ klang ganz anders als das einstige vertröstende. Sehnsucht, Hoffnung, Freudeigkeit tönnten mit so scharfem Accente daraus hervor, daß er nun wohl nicht mehr der Sängerin allein die Macht der Leidenschaft zusprechen konnte, die ihm nun auch aus dem schönen Gesicht entgegenleuchtete, das immer noch der vergessene Kranz krönte. Er war im Begriffe, dem Kutscher Halt! zuzurufen, aus dem Wagen zu springen . . . da brach der so heillos freundliche Chor der Gäste los: „Evviva il Signor Dottore!“ — Wörner's Impuls erstarrte, die Pferde zogen an und der Wagen rollte davon.

Es war sehr stille geworden in der Villa Rojas; ja im Verlauf der Tage bedrückend stille, für die Duinault mindestens. Die unerwarteten Gäste waren bald nach der Abreise Wörner's fortgezogen, und die beiden Frauen waren, wie früher, allein. Einen großen Unterschied aber machte es, daß Paula nun beinahe gar nicht mehr sang und musicirte. Sie, die in ihrer Jugend dem Träumen so abhold, schien nun gänzlich darin verloren, und die gute Duinault hätte ihr gezürnt über ihre absolute Schweigsamkeit, würde nicht das Glück, das vom Gesicht ihres Lieblings leuchtete, sie damit ausgegöhnt haben. Doch begann sie immer ungeduldiger zu werden, als

— O mon Dieu, mon Dieu, c'est affreux, c'est infâme!

Paula sprang auf und ihr zur Seite. Liebevoll die Arme um die händeringende alte Frau legend, fragte sie:

— Liebe, theure Quinault, was ist Dir geschehen?

— O mon enfant, mon pauvre enfant! — schluchzte die Französin, die alle Fassung verloren hatte. Nun lernte Paula mit einem Male die Angst kennen, die Einem das Herz zusammenpreßt, als solle es nie mehr zu schlagen fähig werden. Sie klammerte sich fest an die Gartenbank und halb erstickt kam zwischen ihren todtbleichen Lippen die Frage hervor:

— Ist Wörner todt?

— Ich wollt' er wär's! — flammte die Französin auf. Paula starrte sie an, als glaube sie, ihre alte Gefährtin sei wahnsinnig geworden. Neues Entsetzen überkam die Quinault bei der Vorstellung, welche Wirkung ihre Nachricht auf Paula hervorbringen mußte; allein der Mangel an Selbstbeherrschung, den sie sich in der fürchterlichen Ueberraschung zu Schulden kommen ließ, war nicht wieder gut zu machen, und es erlaubte ihr nur, das unglückliche Schreiben in Paula's zitternde aber gebieterisch ausgestreckte Hand zu legen. Flüchtig streifte der Sängerin unsicherer Blick über den unwesentlichen Eingang des Briefes hin, bis er an dem Absatz haften blieb:

„Viel Gerede verursacht die plötzliche Verlobung Dr. Wörner's — der, wenn ich nicht irre, kürzlich bei Euch gewesen? — mit einem ganz jungen Mädchen, Villi Brand. Frau Brand, deren Gatte vor fünf bis sechs Jahren nach einem bösen Bankerott gestorben, und die gänzlich von der Unterstützung ihres Schwagers abhängt, hatte lange schon alle erdenklichen Schlingen nach dem reich gewordenen Arzt ausgelegt, und die kleine Villi ist ihr unbewußt, halb naiv, halb kokett, reblich dazu beigestanden, und hat mit dem immer noch interessanten Mann einen kindisch einschmeichelnden Lebensrettercult getrieben. Sie ist auch wohl beinahe eben so in ihn verliebt, wie in sich selbst. Vor Allem hat es ihrer Eitelkeit gefallen, den Vielumworbenen, als halber Badfisch noch, zu einigen kleinen Galanerien zu veranlassen; ihm aber hat es wieder geschmeichelt, von dem blutjungen hübschen Ding — sie ist blond, blauäugig, rothwangig und ziemlich wie eine Porzellanischäferin — vergöttert zu werden. Als Dr. Wörner neulich verreiste, war die Kleine wie toll. Sie ging mit rothgeweinten Augen herum, was sie jedoch nicht hinderte, den großen Ball für die Waisenkinder im Rathhause mitzumachen und keinen Tanz auszulassen. Unvorsichtig wie sie ist, trat sie stark erhitzt auf den Balkon und holte sich da eine tüchtige Grippe. Die böse Welt behauptet, Frau Brand habe dies benützt, um Wörner zu telegraphiren, allein das glaube ich denn doch nicht. Als er heimkehrte war Villi, wenn auch noch etwas leidend, so doch schon mit Vorbereitungen zu

Groll gegen Alles und Jeden, außer gegen sich selbst, vor Allem aber gegen das Geschick, das seine harmlose Koketterie mit dem Telegramme so plump gewendet und dann vornehmlich gegen Paula. So sehr ihr hochfliegendes Vertrauen in seine ärztliche Kunst ihm auch unter anderen Umständen geschmeichelt hätte, jetzt grollte er ihm als thörichte Exaltation, während er zugleich über die Kälte klagte, die sie so rasch in die Trennung eingehen ließ. Es erfüllte ihn heißes Verlangen nach ihr und dennoch empfand er eine Art Erleichterung in der Entfernung von ihr. Großzügige Naturen sind eben den auf das Behagen des Augenblicks Gestellten, im Verkehr, häufig zum Mindesten, ebenso unbequem als gelegentlich entzückend. Vor Allem aber verbitterte Wörner das Bewußtsein, daß, wer den genauen Sachverhalt gekannt, wohl seine Situation belächelt hätte; die Schuld an derselben schrieb er weniger seiner, wie er meinte, ganz harmlosen kleinen Koketterie, als Paula's Exaltation zu. In dieser Stimmung langte er in seiner Heimat an und es war ihm wohlthuend, in der Praxis möglichst rasch Verstreuung zu finden und dadurch ruhiger geworden, sich ein wenig zu klären, eh' er Paula schreibe, die er trotz aller Verstimmung doch als seine künftige Gattin betrachtete.

Da die kleine Billi mit ihrer schwärmerischen Anhänglichkeit an ihn — es war im Grunde doch rührend, daß dies junge Ding eben von ihm phantasiert hatte — das Unheil angestiftet, so begann er denn auch seine Visitenrunde bei ihr. Er hatte gar nicht Zeit seiner Ueberraschung darüber Ausdruck zu geben, das Mädchen, statt im Bett, in einem reizenden himmelblauen Negligée und an einem Stückchen Ballpuß nähend zu finden, denn es flog ihm entgegen und geraden Weges an den Hals, halb weinend und halb lachend, mit dem Rufe:

— Gott sei Dank, da sind Sie ja. Und Sie heiraten diese hartherzige Sängerin also nicht?" Wörner war so betroffen, daß er momentan gar nichts fühlte, als die vollen Arme um seinen Nacken und die runden Wangen und frischen Kinderlippen an seinem Munde. Frau Brand faßte das Mädchen an der Hand und sandte es mit bitteren Scheltworten weinend aus dem Zimmer. Dann bemerkte sie entschuldigend und aufrichtig verlegen zu dem befangenen Arzt:

— Ich bin tief beschämt von der — unpassenden Lebhaftigkeit meiner Tochter, für die es eine einzige Entschuldigung nur gibt, die: daß sie nicht weiß, was sie thut. Der Zustand des Kindes war bedenklich, ja in hohem Grade beängstigend. Es war seit — — nun, seit Sie es zum letzten Male gesehen, ganz merkwürdig erregt und zugleich melancholisch. Es zu zerstreuen mußte ich es beinahe zwingen, auf den Rathhausball zu gehen. Dort — die Kleine war so sehr umdrängt, daß sie viel tanzen mußte — mag sie sich wohl

ein Abendbesuch nothwendig sei, da sich ja gegen die Nacht zu das Fieber stets steigere. Wörner klappte seine Schreibmappe wieder zu, vorerst noch diesen nothwendigen Krankenbesuch abzustatten.

Er kehrte als Bräutigam zurück. Wieso es gekommen, hätte er, wie erwähnt, selbst nicht genau zu sagen gewußt. Die hübsche Lilli war bleich und verweint auf dem Sopha gelegen und ganz merkwürdig trübselig und zurückhaltend gewesen, wohl in Folge einer Strafpredigt der Mutter. Wörner hatte das verhätschelte, naiv impulsive Mädchen nie noch so still und traurig gesehen. Es that ihm weh und ganz unwillkürlich zog er das weiße Patschhändchen an seine Lippen. Lilli brach in heftiges Schluchzen aus, und — — ja er wußte es selbst nicht, wie es gekommen, allein eine halbe Stunde später war er verlobt.

Voll süßen Wohlgefühls kehrte er nach Hause zurück, und erst als er den an seinen Schreibtisch zurechtgerückten Stuhl sah, überkam ihn mit der Erinnerung an Paula ein mächtiger Schreck; er fühlte sich betäubt.

Die Nacht verging ihm in schwerem Sinnen und allmählig nur gelang es ihm, die Sachlage von allen Seiten aus zu überschauen. Der Würfel war unwiderruflich gefallen, seine Verlobung mit Lilli wäre nicht rückgängig zu machen gewesen, selbst wenn er es gewünscht hätte. Und hätte er es gewünscht? Vorerst hätte er wohl nur gewünscht frei zu sein von jedem Bande, um dann später wohl dieselbe Wahl zu treffen. In klarem Ueberdenken verhehlte er es sich nun nicht, daß er mit Paula wohl kaum glücklich geworden wäre. Er bewunderte sie, sie entzückte ihn, sie vermochte seine Empfindung in einer Tiefe zu erringen, an die er gar nicht mehr geglaubt hatte; allein im Lauf der Jahre waren sie so weit auseinander gewachsen, daß ein harmonisches Sichineinanderfinden wohl kaum mehr möglich gewesen wäre. Die Berufsthätigkeit des Mannes außer dem Hause bedingt in ihren Anstrengungen und ihren Erregungen das Bedürfniß nach wohligem Behagen im Hause, in dessen homogener Atmosphäre er sich zu erneuter Thatkraft erstarken fühlt. Dazu aber muß die Frau sich der Eigenart des Mannes anpassen; sie muß sich ihm anschmiegen, bis zu einem gewissen Grade in ihm aufgehen. Das wäre Paula, die im Leben Selbstgeesselte, wohl nimmer fähig gewesen und gewiß auch sie hätte es bitter empfunden, es ihn schmerzlich vermiffen zu sehen. Ganz anders Lilli. Ein so junges Geschöpf ist wie Wachs in den Händen des Mannes, den es liebt, zu dem es halb ehrwürdig aufblickt. Sie konnte er sich heranbilden zur beglückenden und somit auch beglückten Hausfrau. Und das zarte Wesen, das, wie die Mutter sagte, ein Hauch fortwehen konnte, wie hing es an ihm! Wie hatte es ihm weinend gestanden daß es seine Verbindung mit der Sängerin nicht überlebt hätte, während Paula sich freiwillig von ihm getrennt, freiwillig

gerichtet hatte, — stolz sein; denn aus jeder Zeile trat es hervor, daß, sei sie auch nicht die Genossin seines Lebens, er doch in ihr immer den leuchtenden Stern desselben sehen würde. Wörner hatte ihr gegenüber den vollen Muth der Offenherzigkeit gefunden; doch konnte er ihr, die ihn freigesprochen, einen Vorwurf nicht sparen. Er schloß: „Paula, hätten Sie sich mir damals gegeben, ich wäre mehr geworden.“

Wörner's Brief löste Paula's Starrheit und sie weinte bitterlich, mit einer Wildheit, einer Leidenschaft, welche die Quinault erschreckte, so sehr sie sich auch nach solch' erleichterndem Erguß gesehnt hatte. Der gewaltige Sturm aber brachte die Wohlthat der Erschöpfung mit sich und Paula, die der Schlaf bisnun gänzlich geflohen, fiel in tiefen Schlummer. Es war dies ein Wendepunkt in dieser schweren Lebensphase, von dem ab sie ihre Fassung wieder zu erringen begann. Ein paar Tage später sagte sie:

— Ich denke, wir verbringen den Winter in Rom, gute Quinault. Ich liebe die ewige Stadt mit ihren vieltausend Spuren der Vergänglichkeit.

Im Frühling des darauf folgenden Jahres hatte die Eiber arge Verheerungen in der Umgebung Roms verursacht. Es wurden Sammlungen und Wohlthätigkeitsfeste in Menge veranstaltet, dem Elend nach Möglichkeit zu steuern. Die Journale aller Länder berichteten darüber, namentlich über den glänzenden Verlauf und Ertrag einer Vorstellung, an der die Sängerin Paula Schröder, die sich zum tiefsten Bedauern aller Kunstfreunde so vorzeitig von der Bühne zurückgezogen, um des wohlthätigen Zweckes willen, mitgewirkt hatte. Das Eminente ihrer Leistung, die überschwenglich begeisterten Ovationen, die ihr dargebracht worden, waren des Breiten geschilbert, um erneute Klage über ihr Aufgeben der künstlerischen Laufbahn auszusprechen. Einige Monate später brachten die Blätter die Nachricht ihrer Vermählung mit dem Herzoge von San Carlo.

Sie hatte ihn in Rom gar verändert wieder getroffen. Ein Mann von vierzig Jahren, trugen seine abgespannten Züge schon das Gepräge der Lebensvergeudung. Es war allgemein bekannt, daß er jede Nacht am Spieltische verbringe, und daß sein einst colossales Vermögen schon sehr starke Einbuße erlitten habe. Das Spiel in jeglicher Form war zur ihn ausschließ- lich beherrschenden Leidenschaft geworden zum tiefen Schmerz seiner greisen Mutter, die, so gut es unter diesen Umständen eben ging, die neapolitanischen Güter verwaltete, während der Sohn unstät in der Welt herumzog, nur hier oder dort durch eine Spielbank für längere Zeit gefesselt. In seinen wiederholten Begegnungen mit Paula in Rom hatte nichts an seine ehemalige Leidenschaft für sie erinnert. Umso mehr staunte sie, als sie am Tage nach jener Vorstellung für die Ueberschwemmten der Campagna, an der sie

liebe, war nicht zu leugnen, allein diese Leidenschaft vermochte doch jene des Spiels nicht ganz zu verdrängen. Und, seltsam! Paula kämpfte nie, auch nicht mit einem Worte, direct dagegen an. Das Paar reiste mehrere Jahre lang in großen Städten und Badeorten umher und verbrachte wenig Zeit nur bei der Mutter auf den neapolitanischen Gütern. Paula hatte einen Theil ihres Vermögens zur Hebung derselben verwenden wollen, allein San Carlo hatte es nicht gestattet, er bestand fest darauf, daß ihr Besitz von dem seinen streng gesondert bleibe. War er auch kein ständiger Spieler mehr, wie einst, so gab er sich doch häufig der Versuchung hin, und da er zumeist verlor, wurden dadurch die Resultate der klugen Geschäftsgebarung der alten Herzogin wieder mehr als aufgewogen. Ein ganz besonderer starker Verlust sekte ihn, ohngefähr zwei Jahre nach seiner Verheirathung, in schwere Verlegenheit und er wußte nicht, wie die bedeutende Summe im Augenblicke beschaffen. Vor allem sollte Paula nicht darum wissen. Dank guten Freunden hatte sie jedoch davon erfahren, und mit der Summe, die flüssig zu machen ihr nicht schwer fiel, trat sie zu ihm und sprach:

— Bitte, Francesco, begleiche Deinen Verlust damit. Nein, Du darfst Dich nicht weigern, denn Deine Ehre ist meine Ehre, und Dein Leid mein Leid. Das ist so geworden und mußte so werden, als ich die Deine ward — und die mit Liebkosungen so farge Frau strich ihm zärtlich mit der Hand über's Haar.

Ein paar Tage später fragte San Carlo seine Gattin, ob sie gewillt sei, auf längere Zeit mit ihm zur Mutter auf das Gut bei Neapel zu ziehen? Die große Freude, die aus ihren Augen leuchtete, war ihm beglückende Antwort; er zog sie an sich und flüsterte: „Paula, Du gibst mir nicht allein Glück, Du machst mich auch besser. Ach, wärst Du damals mein geworden!“ — Auch er konnte ihr einen Vorwurf nicht ersparen.

Weit harmonischer, als es sonst der Fall ist, hatte sich seine Verbindung mit der Künstlerin auch äußerlich gestaltet. Abgesehen davon, daß die Aristokratie des romaniſchen Stammes sich derartigen Heiraten gegenüber überhaupt anders verhält, als es in Deutschland und England der Fall ist, paßte auch Paula's Eigenart, die Vornehmheit ihres ruhigen einfachen Wesens trefflich in ihre sociale Umgebung, die umso weniger Grund hatte, sich von ihr abzuschließen, als niemals auch nur ein Hauch ihren Ruf getrübt. San Carlo konnte stolz sein auf seine als Dame, wie als Künstlerin gefeierte Frau. Auch geschah es mit seiner freundigen Guttheißung, daß sie nicht allein häufig im Salon sang, sondern hie und da auch zu wohlthätigem Zwecke in einem Concert mitwirkte. Ihm selbst blieb ihr Gesang eine fortwährende Quelle schönen Genusses und das war Ein Zug seines Wesens, der sie sehr an ihn fesselte.

Schritt zu halten. Wunderhübsch und von angenehmen Wesen ist die kleine Frau, das läßt sich nicht leugnen; aber auch eine geborne Kokette. Furcht vor Eifersucht ist es wohl auch, die Wörner, obwohl er in der letzten Zeit öfter leidend war, trotz seiner angestregten Thätigkeit, die unausgesetzte Vergnügungsrunde mitmachen läßt, die ihr Bedürfniß ist. Sie hat ein Zauberwort, mit dem sie ihn zu Allem bewegt. Wenn sie sagt: „Ach, mein Gott, ich bin eben noch jung“, da bemüht er sich um jeden Preis, auf ihre Wünsche einzugehen und sie den bedeutenden Altersunterschied zwischen ihnen vergessen zu machen, und sich auch noch spannkraftig zu zeigen. Seine Miene aber ist gar oft recht abgespannt und traurig, während sie Nacht um Nacht in eleganter Toilette herumtanzet und sich nicht kümmert um die beiden lieben Kinderchen zu Hause. Man verübelt es Wörner, daß er sie so großen Aufwand treiben und Haus und Kinder vernachlässigen läßt; allein die kleine, hübsche Hexe beherrscht ihn ganz und gar und zwar, möchte ich glauben, beinahe ebenso sehr durch seine Eitelkeit, als durch seine Zärtlichkeit für sie. Manchmal wohl, wenn es die Kinder betrifft, soll er nahe daran sein die Geduld zu verlieren; allein er vertröstet sich immer wieder selbst, und meint: später, später, wenn sie ernster werden wird, mache sich Alles noch von selbst. Ich aber sage: es ist zu spät, und es thut mir leid um ihn, denn ich sehe Schweres für den Mann herankommen.“

Die Quinault senfte und schüttelte recht trübselig den Kopf, eh' sie zu dem nächsten Abschnitt im Briefe überging.

Auf dem anderen Ende der breiten Terrasse saßen die alte Herzogin mit der Arbeit an einem Kirchenornamente beschäftigt und Paula, ein Buch auf dem Schoß, doch mit meist über den Golf hinschweifendem Blick. Die Reitpeitsche in der Hand kam der Herzog aus dem Schloß zu den Frauen heraus. Ein Schimmer von Verlegenheit lag über seinen Zügen, als er sagte:

— Paula, Mutter, ich reite nach Neapel, kann ich Etwas besorgen für Euch? Die Mutter verneinte mit einem Ton, aus dem ganz leise Unwille klang; Paula aber sagte mit ungemischter Freundlichkeit:

— Ja, ich bitte Dich, Francesco, besorge mir ein Taufgeschenk für Pächter Moroni's erstes Söhnlein. Deine Großmuth hat dem Manne zu neuem Wohlstand verholfen und da meint er, meine Hand werde auch dem Kinde Glück bringen, wenn ich's zur Taufe halte. Das macht der Name San Carlo. — Der Herzog zog seine Frau an sich und küßte ihr erst die Hand, dann die Stirne. Es schien beinahe als schwankte er. Allein er riß sich los und murmelte, während sein Gesicht sich höher röthete, daß er nicht fortginge, wäre er für diesmal nicht durch sein Wort gebunden.

Als er verschwunden war, ließ die Herzogin ihre Arbeit in den Schoß sinken und lehnte sich, bitter aufseufzend, in den Stuhl zurück. Paula trat an sie heran, legte ihr die Hand liebevoll auf die Schulter und flüsterte:

— Geduld — Geduld Mutter! Man wird nicht so leicht frei aus alten Banden, wie sehr man auch kämpfen mag. Warte nur, später, später!

Die alte Dame aber schüttelte den Kopf, wie es brähen am anderen Ende der Terrasse die Quinault that, und meinte:

— Mein Kind, wenn Du so alt geworden, wie ich es bin, wirst Du wissen, daß später — meist zu spät ist!





Scheltreime.

Von

F r a n z K a a b.

Jetzt, da Du mir als Sonne scheinst hernieder,
Jetzt hoffst Du wohl zu hören Jubellieder?
Nicht kann die Lerche schwingen ihr Gefieder,
Wenn noch vom Nachtfrost schauern ihre Glieder.
Erst muß vom Gram erholen ich mich wieder,
Von Thränen erst befrei'n die Augenlider,
Muß wissen, ob auch schlag' in Deinem Nieder
Ein Herz, das lieben kann noch treu und bieder.

Die Du mich liebtest, ohne mir's zu sagen,
Die Du mich liebest zweimal, dreimal fragen
Und Antwort gabst, statt Stunden, mir nach Tagen
Des Sinn's, der Hoffnung soll' ich mich ent schlagen;
Die, schwimmend selbst in stolzem Siegsbehagen,
Taub schien für all mein Bitten und mein Klagen,
Mich preisgab der Verzweiflung Höllenplagen,
Verdienst Du's, will man Dich zu lieben wagen?

Nun kommst Du, ha, Du heuchlerische Schlange,
Und schmiegst Dich warm an meine bleiche Wange,
Und thust, als ob von meines Liebes Klange
An mich gebannt Du wärst mit süßem Zwange.
Soll ich mir schmeicheln zu so spätem Fange,
Der mir vielleicht vor Sonnenuntergange
Auf's Neu' entschlüpft? Denn, schienst Du kalt so lange,
Wie kannst Du lieben nun aus heißem Drange?

O müßt' ich, wer mehr Liebe von uns Weiden
Das And're, daß er bitt'rer würde leiden,
Wenn vom Geliebten er sich müßte scheiden;
Schwür' Einer mir's von Dir mit sichern Eiden:
Mit Spröbheit wollt' ich mich und Stolz umkleiden,
An Deiner Scham, an Deinem Hohn mich weiden
Und dann Dich lange, lange trotzig meiden --
Doch ach! Wer mag so lieblich' Band zerschneiden!



in dem Wesen der Orientalen das Naturgefühl gänzlich fehlt. Sie lieben die Gärten, Palmenwäldchen der Annehmlichkeiten halber, die sie darin finden, aber es liegt ganz jenseits ihrer Denkart, in die Natur eine lebende und belebende Idee zu tragen. — Ich habe diese Bemerkungen vorangestellt, um eine Parallele zu ziehen zwischen der Natur des Orients und den Menschen, welche ihn bewohnen, und um zu der Folgerung zu gelangen, daß die geistige Seite der Orientalen den Fremden ungefähr so anmuthet, wie das Land. Es ist klar, daß ein inniger Zusammenhang besteht zwischen dem Menschen und seiner Heimat und daß die Wirkungen von Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit nicht bloß den Körper bilden, sondern auch die Gesamtheit der geistigen Kräfte beeinflussen. Bei den Arabern kommt die besondere Einwirkung der Natur ihres Landes ganz deutlich zum Ausdruck. Wie diese bei allem Wechsel doch einen immer wiederkehrenden Grundzug aufweist und trotz aller Schönheit dauernd nicht befriedigt, ist auch der arabische Stamm mehr durch äußerliche Vorzüge — Geschicklichkeit und Fähigkeit — als durch moralischen Werth ausgezeichnet. Die geistige Welt der Araber entbehrt der Innerlichkeit und wohl auch der nationalen Denkart, ohne welche eine Originalität nicht denkbar ist. Darum findet der Europäer, der im Oriente weilt, selbst unter den günstigsten Umständen kein ungemischtes Vergnügen, ebenso wenig wie das Studium der arabischen Literatur einen reinen Genuß gibt. Man hat immer das Gefühl, die weite Wüste zu durchwandeln, mühsam durch endlosen Sand zu waten, und nur von Zeit zu Zeit finde man einen glänzenden Diamanten, der für die Mühsal entschädigt. Mehr oder weniger ergeht es uns so auch auf den anderen Gebieten: viel Aeußerlichkeit und wenig Inhalt.

Dennoch bietet der Orient noch unerschöpflichen Stoff für die Beobachtung, und der jetzige Zeitpunkt erscheint ganz besonders hiezu geeignet, da er die erste Phase einer Uebergangsperiode darstellt, welche fast alle arabischen Länder im Anschluß an die europäische Civilisation durchmachen. Es ist interessant zu sehen, wie eine durch Fanatismus und ungebändigtes Selbstgefühl genährte Abgeschlossenheit im Kampfe gegen eine raffinirte Kultur mählig unterliegt, wie sie der gefürchteten und doch geliebten Feindin entgegenkommt; den Selbstbetrug zu schauen, den sie aufwendet, um das mahnende Gewissen zu beschwichtigen. In dem Anziehen und Abstoßen der Gegensätze kann man Charakter und Denkart kennen lernen. In dem Nachstehenden wird der Leser persönliche Eindrücke eines längeren, dem Studium gewidmeten Aufenthaltes in Aegypten finden, jenes Landes, das nach der allgemeinen Ansicht uns am nächsten steht. Weit entfernt davon, den klangvollen Titel eines Kulturbildes zu beanspruchen, sollen hier nur persönliche Beobachtungen und Anschauungen über den heutigen Stand der Bildung

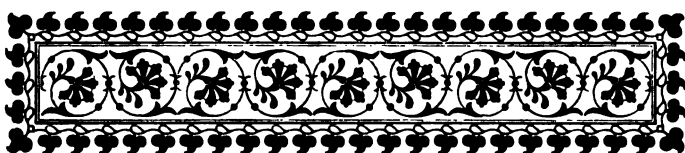
Aegyptens in geistiger und politischer Beziehung träumt. Diese Classe würde die Annehmlichkeiten des Comforts schwer vermissen und da sie nur für den Gewinn lebt, erschent sie am allerwenigsten die Rückkehr zu früheren Zuständen. Wenn man daher vom arabischen Volke spricht, muß man diese Classe außer Betracht lassen. Wenn schon unserem gebildeten Kaufmannsstand der Vorwurf nicht erspart bleibt, daß seine privaten Interessen oft zu dem Willen der Nation im Gegensatze stehen, ist es einleuchtend, daß die ganz ungebildeten arabischen Handeltreibenden noch viel mehr von jenem Geiste befeelt sind, um dessentwillen das „internationale Capital“ so vielen Angriffen ausgesetzt ist.

Das Geistesleben eines Volkes kann am Besten in dessen Literatur erkannt werden. Für die Araber muß aber eine entschiedene Ausnahme gemacht werden, denn ihre Literatur ist ganz und gar nicht das Spiegelbild ihrer inneren Welt. Schon seit nahezu tausend Jahren behaupten sich die Araber auf einer gewissen Höhe des Schaffens; wenn aber die Literatur in ihrem Leben niemals eine größere Rolle gespielt hat als heute, kann man ungeschweht sagen, daß die Araber aus den Werken ihrer Schriftsteller keinen Nutzen gezogen haben. Die Literatur ist bei ihnen eine Treibhauspflanze, ein Luxus, den sie sich gönnen, ohne dessen Bedeutung zu verstehen. Sie haben keine nationale Literatur und kaum die Spur einer Volkspoesie; der ungeheure Wust ihrer Geistesproducte ist ausschließlichs Eigenthum einer kleinen Bruchzahl, in das Herz des Volkes ist fast gar nichts davon eingebrungen. — Aegypten selbst anlangend, muß man leider gestehen, daß die geistigen Bestrebungen des Volkes nicht zum Besten stehen. Cairo zehrt an dem Ruhme früherer Zeiten und dürfte kaum mit Berechtigung sich die Hauptstadt der arabischen Civilisation nennen. Allerdings könnte man keine andere Stadt des Orients, Stambul ausgenommen, an ihrer Stelle nennen; aber Constantinopel, obwohl nach übereinstimmenden Zeugnissen Cairo weit voraus, ist doch keine arabische Stadt. Wenn man unter „arabische Civilisation“ allenfalls die religiöse Beschränktheit verstehen soll, dann ist Cairo unbedingt noch die erste Stadt des Orients. Es ist einfach unglaublich, was an Commentaren, Erklärungen, Commentaren zu den Erklärungen über den ärmlichen Inhalt der islamitischen Glaubenslehre und der Tradition in Cairo allein zusammengeschrieben wird. Als ein Beispiel sei erwähnt, daß der Katalog der großen Staatsdruckerei von Bulak für die Zeit von eineinhalb Jahren die Titel von dreiunddreißig Werken nennt, welche dort gedruckt wurden; davon sind einundzwanzig religiösen Inhaltes! In der viceköniglichen Bibliothek ist der größte Saal vollständig den religiösen Schriften gewidmet, dagegen findet man nur zwei unvollständige Manuscripte über Musik, nicht ein Buch aus der

Bergnügen. An die Darstellung selbst werden keine großen Anforderungen gestellt, die Araber achten fast nur auf den Sinn der Worte und kümmern sich nicht viel um den Ausdruck. Ebenso wenig wie in der Musik kommt bei der dramatischen Darstellung irgendwelche Individualität zum Ausdruck; die arabischen Schauspieler kennen nur zwei Nuancen im Sprechen: eine hochgeschraubte, pathetische für alles Ernste und eine possenhafte für das Entgegengesetzte. Junge Helden und Greise, Könige und Sklaven sprechen in demselben langgedehnten, fast klagenden Ton und ohne belebendes Mienenspiel. Das Anhören arabischer Schauspiele wirkt daher eher ermüdend als langweilend, das Auge darf nicht von der Bühne sich abwenden, denn das Ohr allein nimmt keine Unterschiede wahr und der Zusammenhang geht verloren. Wer mit geschlossenen Augen zuhört und den Sinn der Worte absichtlich übergeht, vermeint einen hart vibrierenden Klage-ton zu vernehmen. Dieser eintönige Vortrag darf aber nicht ausschließlich auf Rechnung der Schauspieler gesetzt werden, er ist zum Theil durch die Dichtung bedingt, welche das Menschenmögliche an Schwallst und Ueberladung leistet; das Drama liegt dem arabischen Geiste ganz ferne und wird es noch längere Zeit bleiben. Die Wirkung, welche der Dichter nicht durch dramatische Mittel erreichen kann, sucht er — auf echt arabischer Art — durch Verwickelung der Sprache zu erzielen. Die inhaltslose Phrase ist die Stärke der arabischen Dramatiker. Dies geht so weit, daß einzelne sich bemüßigt sehen, der Buchausgabe ihrer Dramen Fuß- und Randnoten beizufügen, um besonders schwierige Stellen grammatisch zu erklären. Es ist einleuchtend, daß auch der vollendetste Schauspieler einen schwierigen Stand hätte, mit solchem Materiale schöne künstlerische Wirkungen zu erzielen. In der Komik indeß wird Gutes geleistet, denn das Naturell der Araber besitzt eine witzige laustische Seite, die bei jeder Gelegenheit zum Durchbruch gelangt. Wer an natürlicher Verbtheit keinen Anstoß nimmt, wird sich während einer arabischen Theateraufführung wohl amüsiren. Der Bühnenapparat läßt an Einfachheit nichts zu wünschen übrig. Meist wird irgend ein vorhandener Hintergrund für alle Scenen benützt und Niemand fällt es auf, wenn z. B. Beduinen im Hofe eines Renaissancepalastes lagern. Die Costume sind mehr phantastisch als historisch getreu, doch zeigen sie bemerkbaren Sinn für malerische Wirkung.

Der freundliche Leser, welcher dieser schlichten Darstellung bis hieher gefolgt ist, möge mir einige zusammenfassende Schlußworte gestatten. Der Orient gilt im Allgemeinen als der Sitz der Trägheit, der Vornirtheit, des geistigen und moralischen Verfalles und leider! muß zugegeben werden, daß dieses Urtheil vielfach begründet ist. Aber man muß, wenn man vom Orient spricht, wohl unterscheiden, und es ist ein großes Unrecht Araber, Türken und

die diversen Mischvölkerschaften des Ostens mit dem gleichen Maßstabe zu messen. Wir müssen zwar annehmen, daß die Araber nicht auf der Höhe stehen, welche dieses Volk einst einnahm, aber sie sind immer noch die Culturträger des Ostens. Sie mögen moralisch viel verloren haben, aber die wunderbare Intelligenz dieses Stammes hat wenig gelitten. Es ist für mich nicht zweifelhaft, daß die Araber an Intelligenz, d. h. Auffassung und Urtheilskraft, viele Stämme Europa's überragen; in der Fähigkeit zu lernen, sind sie uns allen überlegen. Dafür mangelt ihnen die Gabe, folgerichtig zu denken, die Selbständigkeit im Handeln und vor Allem die durch das sittliche Gefühl getragene Ueberzeugung, daß der Mensch das, was er als Recht erkennt, unbekümmert um die Folgen, durchführen müsse. Es ist klar, daß alle geistige Vorzüge ein Volk nicht vor dem Verfall retten können, wenn das Rechts- und Pflichtgefühl des Einzelnen fehlt. Die aufgeklärten Araber, welche dieses wohl erkennen, sind nicht wenig und es ist erfreulich, daß geachtete Männer mit allen Kräften bestrebt sind, nicht bloß europäisches Wissen, sondern auch westliche Ausdauer, westlichen Fleiß und das Gefühl einer persönlichen Verantwortlichkeit, auf Selbstachtung begründet, ihren Landsleuten durch Beispiel und Wort näherzubringen. Wir können uns nur freuen, wenn nach und nach die Wiege unserer Civilisation von dem Unrath gereinigt wird, den die Zeit dort angesammelt hat.



Gedichte

von

Ernst Kauschke.

Vöglein im Busch.

Sieh' ein winzig Vöglein,
Hungrig, frostdurchschauert,
In den kahlen Busch hinein
Hat sich's still gekauert!

Täglich deckt den Tisch es reich
Deinen Brüdern allen,
Kommen sie in Scharen gleich
D'rüber hergefallen.

Auf die dürre, weite Flur
Lugt es aus nach Futter;
Armes Ding! Dir ist Natur
Eine large Mutter.

Soll ich Dir den Weg dahin,
Kleines Vöglein, weisen,
Daß auch Du der Spenderin
Danktest led're Speisen? —

Doch, ich weiß ein liebes Kind
In der Stadt, ein gutes,
Sanft und mild, wie Engel sind,
D'rum sei frohen Muthes!

Aber ach! es scheint mir nicht,
Daß es mich begreife;
Aengstlich schaut's mir in's Gesicht,
Wippend mit dem Schweife.

Nein! es droht Dir nicht Gefahr;
Helf' Dir ja nur gerne —
Al' umsonst! nun schwingt sich's gar
Zwitschernd in die Ferne.

Ihr goldenen Tage ...

Ihr goldenen Tage, so wehmüthig schön,
Wie Harfengelispel und Flötengetön,
Was lockt ihr noch Einmal in's Thal, auf die Höh'n?

Was weckt ihr die Sehnsucht, die müde entschlief?
 Der Wald, der mit jubelnden Stimmen mich rief,
 Er träumet, versunken in Schweigen schon tief.

Die Rosen der Liebe, sie sind schon verblüht,
 Die Flamme der Hoffnung, sie ist schon verglüht,
 Die Frucht des Entlagens gereift im Gemüth.

Versinke, o Sonne, dein Werk ist gethan!
 Was suchst du auf's Neue den sterbenden Wahn,
 Noch einmal die Gluth, die verlöschende, an?

Auf! Wallender Nebel! dein Banner geschwenkt!
 Daß, ziellos nicht mehr in die Irre gelenkt,
 Der schaffende Geist in sich selbst sich versenkt!

Ich liebe Dich, wie Dichter lieben.

Ich liebe Dich, wie Dichter lieben,
 Mit schwärmerischer Sehnsuchtsgluth,
 Ob auch schon längst besitzesicher
 Mein Herz in Deiner Liebe ruht.

Es hat mit ihrem Flügelschwunge
 Die Zeit sein Feuer nicht gekühlt;
 Noch fühl' ich, was ich in der Stunde,
 Die uns verband, für Dich gefühlt.

Noch seh' ich Dich in Blüthe prangen,
 Wie dazumal, da Du als Braut
 Vor meinem trunkenen Blick gestanden,
 Ein Maierössllein, frischbethaut!

Und mögen Rosen auch verwelken
 Dereinstens, wann ihr Lenz vorbei,
 Dein Reiz bleibt für und für bestehen
 In gleichem Zauber, wechselfrei.

Denn Dein ist hehre Geistesanmuth,
 Die voll und voller sich erschließt,
 Und mit dem Glanze ew'ger Jugend
 Gestalt und Antlitz hold umgießt.

So lieb' ich Dich, wie Dichter lieben,
 Mit schwärmerischer Sehnsuchtsgluth,
 Ob auch schon längst besitzesicher
 Mein Herz in Deiner Liebe ruht.

Aus „Ultima Thule“.*

(Am die Sonnenwende.)

Von

Marie G r m.



Die Sonne neigte sich dem Horizonte zu, Luft und Wasser in ihre glühenden Farben tauchend. Unser leichtes Schiffein flog, der Seemöve gleich, von der es den Namen geborgt, mit vergoldeten Schwingen mitten in die Abendglorie hinein!

Und nun kam es in Sicht, nun lag es endlich vor uns, farbenprächtigt und strahlend, in freudig erröthende Wellen gebadet, ein Stückchen Paradies, das kleine, verloren im Ozean liegende Fleckchen Erde, das wir uns zum Ziel unseres mittsommernächtlichen Ausflugs gewählt.

Der Mond, hoch am Himmel, stritt mit der gesunkenen Sonne um die Herrschaft und in diesem verklärenden Doppellichte erschien die Küste vor uns traumhaft vergeistigt und verzaubert.

Schweigend, denn für den Genuß einer solchen Stunde gibt es keine Worte, glitten wir heran.

Unterdessen war etwas, das Abenddämmerung sein wollte und nicht konnte, hereingebrochen. Während der Mond sein magisches Licht in Fluthen über die Insel goß, und über das leicht bewegte Meer, das sein aufge-

* Wenn wir verschiedene Stellen in den lateinischen Classikern, Ultima Thule betreffend, mit einander vergleichen, muß sich uns die Uebersetzung aufdrängen, daß unter dieser Bezeichnung die Schetlandinseln gemeint sind, Eutropius: lib. XII; Plinius der Jüngere. Hist. Nat. Ed. Sol. pag. 61 et 62; Tacitus: Vitae Agric. Chap. X und Andere.

Römische Kunde an Münzen und Gefäßen, so wie Mauerüberreste eines besetzten römischen Lagers (auf der Insel Fetlar) sprechen auch dafür, daß die Römer diese Inseln nicht nur „gesehen“ sondern auch besucht haben, sich hier längere Zeit aufhaltend. Wie letzterem auch sei, - daß den Römern die Schetlandinseln unter dem Namen Ultima Thule bekannt waren, scheint außer allem Zweifel zu stehen.

Ebenso spät als man sich zögernd entschließt, die Ruhe zu suchen, eben so gerne und früh steht man im Hochsommer in diesen Breiten auf. Die weise Natur hat das Schlafbedürfniß des Menschen nach den jeweilig herrschenden Licht- und Schattenverhältnissen eingerichtet.

Das nächste Bild ist eine um ein hell loderndes Dorffeuer gruppirte, ausgehungerte Gesellschaft, die, in froher Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, den vielverheißenden Duft des in Bereitung befindlichen Kaffees mit Behagen einzieht.

Auf der Rückfahrt spielt uns — auf was man hier immer gefaßt sein muß — ein conträres Lüftchen den Streich, uns aus der directen Richtung zu blasen, und wir bringen, unter Regenschauern, Stunden damit zu, im Zick-Zack ab und zu zu segeln, ohne vorwärts zu kommen. Endlich landen wir einige Meilen nördlicher als wir beabsichtigt hatten, und erreichen nach einem tüchtigen Marsch unsere Herberge.



Der Erste allgemeine Beamten-Verein

der österreichisch - ungarischen Monarchie,

Seine Entwicklung und Thätigkeit im Jahre 1884.

Von

Dr. Rudolf Schwingenschlögl.

Das Jahr 1884 war das zwanzigste Geschäftsjahr des Vereines und es hat sich letzterer auch in dem Schlußjahre des zweiten Decenniums seiner Wirksamkeit nach allen Richtungen seiner geschäftlichen Thätigkeit hin weiter ausgebreitet. Die nachfolgende Darstellung wird die geehrten Leser mit den bezüglich Fortschritten bekannt machen.

I. Allgemeine Angelegenheiten.

Am Schlusse des Jahres 1883 waren 74.421 Mitglieder ausgewiesen. Im Jahre 1884 kamen 4.016 Beamte hinzu, so daß die Gesamtzahl jener Standesgenossen, welche bis zum Schlusse des Jahres 1884 dem Vereine beitraten, sich auf . 78.437 beläuft.

Die Zahl der Localausschüsse betrug Ende 1883 95 und am Schlusse des Jahres 1884 96.

Es trat nämlich das Consortium der Staatsbahnbeamten in Wien im Laufe des Berichtjahres aus dem Verbande des Vereines, daher auch die Functionen des Consortialvorstandes als Localausschuß ihr Ende erreichten. Dagegen wurden zwei neue Consortien, nämlich zu Jaslo und Trencsin gegründet, deren Vorständen auch die geschäftlichen Agenden der Localausschüsse zufielen.

Wir werden hierauf bei Besprechung der Spar- und Vorschußconsortien zurückkommen.

Die Zahl der Vereinsbevollmächtigten und Agenten stieg
 von 1.190 des Jahres 1883,
 auf 1.363 im Jahre 1884,
 während die Zahl der Vereinsärzte, welche . . 1.482 im Jahre 1883
 betrug, im Jahre 1884 dieselbe blieb.

In Bezug auf die humanitäre Thätigkeit des Vereines nehmen wieder der allgemeine und der Unterrichtsfond unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Der allgemeine Fond des Vereines wies am 31. December 1884 den Betrag von 409.889 fl. 78 fr.
 aus, während er am Ende des Jahres 1883 nur 394.829 „ 93 „
 betrug, hat mithin im Jahre 1884 um 15.059 fl. 85 fr.
 zugenommen.

Nach der vom Verwaltungsrathe vorgelegten und von der Generalversammlung genehmigten Bilanz bestand das Vermögen des allgemeinen Fondes Ende 1884 aus:

| | |
|--|--------------------|
| a) der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs- abtheilung per | 119.186 fl. 49 fr. |
| b) dem Specialvermögen des allgemeinen Fondes per | 46.686 „ 40 „ |
| c) der Coursgewinnreserve dieses Fondes per | 13.643 „ — „ |
| d) dem Garantiefonde für belehnte Antheilseinlagen der Consortien per | 1.198 „ 25 „ |
| e) dem Fonde für Witwen- und Waisenhäuser per | 139,227 „ 45 „ |
| f) dem Pensions- und Altersversorgungsfonde für die definitiv Angestellten des Vereines per | 89.948 „ 19 „ |
| welche Ziffern zusammen obigen Betrag per | 409.889 fl. 78 fr. |

Die aus dem allgemeinen Fonde im Jahre 1884 ertheilten Unterstützungen an bedürftige Beamte und deren Angehörige umfaßten 474 Einzelposten und betrugen zusammen 6.576 fl. 86 fr.

Außerdem wurden im Jahre 1884, gleichwie im Vorjahre, aus den Zinsen des allgemeinen Fondes an mittellose franke Vereinsmitglieder Curstipendien verliehen und hiezu ein Betrag von 3.885 „ — „
 verwendet, daher im Jahre 1884 an bedürftige Vereins-
 mitglieder und Standesgenossen im Ganzen 10.461 fl. 86 fr.
 aus dem allgemeinen Fonde vertheilt wurden.

Die Curstipendien sind es insbesondere, für deren Verleihung der Vereinsverwaltung von Jahr zu Jahr immer mehr Anerkennung und Dank aus den Kreisen der Vereinsmitglieder entgegengebracht wird.

In Bezug auf die Herstellung von Familienhäusern für Beamte, ist zu constatiren, daß im Jahre 1884 in Budapest nicht nur der im Jahre 1883 begonnene Bau von neun Familienhäusern, sondern auch der im Berichtsjahre begonnene Neubau eines zehnten Familienhauses vollendet wurde, und sämtliche Realitäten den betreffenden Hausbewerbern übergeben worden sind.

Es muß an dieser Stelle bemerkt werden, daß im Beginne des Jahres 1884 das Reglement für die Erbauung solcher Häuser vom Verwaltungsrathe mit Rücksicht auf die mittlerweile gewonnenen Erfahrungen entsprechend abgeändert und im October 1884 die Verbauung von vier kleinen Bauparcellen in dem Vororte Währing bei Wien mit Familienhäusern beschloffen wurde.

Der Unterrichtsfond des Vereines betrug mit Ende des vorigen Jahres (1883) 56.285 fl. 28 kr. und ist im Jahre 1884 durch die von der neunzehnten ordentlichen Generalversammlung beschlossene Zuweisung von 10.000 fl. aus dem Gebahrungsüberschusse des Jahres 1883, sowie durch Beiträge von Seite mehrerer Consortien (insbesondere des „Ersten Wiener,“ „Gegenseitigkeit,“ „Wieden“ und „Union“ in Wien — dann der Consortien „Kronstadt,“ „Tiume,“ „Piljen“ und „Pancsova“) auf 69.234 fl. 93 kr. angewachsen.

Im Jahre 1884 wurden aus den Mitteln dieses Fondes 140 Unterrichts- und Lehrmittelbeiträge zusammen per 3.380 fl. gewährt.

Leider reichen die dem Vereine in Bezug auf die Ausübung seiner humanitären Thätigkeit zur Verfügung stehenden Mittel nicht aus, um den sich von Jahr zu Jahr steigenden dießfälligen Anforderungen an den Verein vollständig entsprechen zu können und bedarf es der gewissenhaftesten Prüfung der so verschiedenen maßgebenden Verhältnisse, um einerseits alle Theile der Monarchie und andererseits unter den zahlreichen Candidaten die würdigsten zu berücksichtigen.

Da es vielleicht die geehrten Leser interessieren dürfte, sich darüber ein Bild zu machen, was denn der Verein seit seinem Bestehen in humanitärer Beziehung geleistet, so mögen ihnen hiezu nachfolgende Ziffern dienen.

Der Verein hat seit dem Beginne seiner Thätigkeit:

- | | |
|---|------------------|
| a) an Unterstützungen und Curstipendien (letztere wurden erst 1882 beschloffen) | 69.192 fl. — kr. |
| verausgabt; | |
| b) an Unterrichts- und Lehrmittelbeiträgen | 22.044 „ — „ |
| vertheilt; | |
| c) für Erbauung dreier Witwen- und Waisenhäuser | 159.207 „ 34 „ |
| verausgabt, | |

somit in Ausübung seines humanitären Wirkens während _____
zwanzig Jahren zusammen 250.443 fl. 34 kr.
verwendet.

Es mag diese Ziffer vielleicht so Manchem, insbesondere einem ohne genaue Kenntniß der näheren Verhältnisse urtheilenden Kritiker als nicht bedeutend erscheinen; allein, wenn man erwägt, daß der Verein ohne alles Gründungscapital seine Thätigkeit begann, daß somit seine Verwaltung erst successive und zwar hauptsächlich aus den durch gewissenhafte Gebarung erzielten Ueberschüssen sich die Fonde bilden mußte, um auch den humanitären, den ethischen Zwecken des Vereines möglichst gerecht zu werden, so dürfte die Ziffer von mehr als einer Viertelmillion in den Augen eines unbefangenen und wohlwollend prüfenden Lesers gewiß darthun, daß der Verein auch auf humanitärem Gebiete anerkannterwerthe Leistungen zu verzeichnen hat.

im Anfange nicht mit jener Rührigkeit betrieben wurde, wie heute. Immerhin fällt aber auch ein Theil der Schuld der Bevölkerung zu. Die Einen finden die regelmäßige Zahlung der Prämien zu drückend, die Anderen — die besser oder sehr gut Situirten — wieder finden, daß die Lebensversicherung nur für Unbemittelte sei, während dieselbe aber für alle Classen der Gesellschaft von höchstem Werthe ist. In England und Nordamerika wird bald Jeder, ob Arbeiter, Bürger oder Millionär versichert sein.

Es ist daher gewiß sehr interessant, wenn constatirt werden kann, daß sich selbst ein Potentat auf einem europäischen Throne versichern ließ. Es hat nämlich der jugendliche König Alfons von Spanien im 26. Lebensjahre sich auf 500.000 Francs versichern lassen, welche bei Erreichung seines 46. Lebensjahres oder im Falle seines Todes zahlbar sind. Die jährliche Prämie beträgt 23.000 Francs. Der Landesfürst, welcher sein Leben versichern läßt, gibt wahrlich damit das schönste Zeugniß für den ethischen Werth der Versicherung und geht dem Volke mit gutem Beispiele voran, ein Gleiches zu thun.

Wenn man nicht die „für den Ablebensfall“ abgeschlossenen Versicherungen allein im Auge behält (wie es bei den oben angeführten Ziffern der Fall ist) so zeigt ein Blick auf den Stand des Lebensversicherungsgeschäftes in Oesterreich-Ungarn, daß mit Ende des Jahres 1883 306.275 Versicherungsverträge über 400 Millionen Gulden Capital in Kraft standen. Die Einnahme an Prämien und Zinsen belief sich im Jahre 1883 auf 18 $\frac{1}{2}$ Millionen Gulden, während für fällige Versicherungen 7,152.000 fl. verausgabt wurden. Die Garantiefonds zur Erfüllung der künftigen Verpflichtungen betrugen 65 $\frac{14}{100}$ Millionen Gulden, eine Summe, welche in unserer Volkswirtschaft eine hervorragende Rolle spielt, denn dieselbe ist zum weitaus größten Theile in Realitäten, Hypothekendarlehen, Pfandbriefen und Prioritätsobligationen angelegt. Interessant ist es, zu erfahren, in welchem Verhältnisse die größten Assuranzanstalten Oesterreich-Ungarns an obigem Versicherungsstande von 400 Millionen participiren.

Es entfallen auf

| | | | | |
|----------------------|-------------|--------------------------|----|---------|
| die „Generali“ | (seit 1834) | 77 Millionen Gulden oder | 19 | Percent |
| „ „Erste Ungarische“ | („ 1863) | 50 | „ | 12'5 |
| den „Beamtenverein“ | („ 1865) | 40 | „ | 10 |
| „ „Anker“ | („ 1859) | 36 $\frac{1}{2}$ | „ | 9 |
| „ „Janus“ | („ 1839) | 31 | „ | 7'7 |
| die „Riunione“ | („ 1856) | 30 | „ | 7'5 |

Der wechselseitige Beamtenverein, welcher unter diesen sechs größten österreich-ungarischen Anstalten der Gründungszeit nach die jüngste Anstalt ist, nimmt unter ihnen dennoch schon den dritten Rang ein, was gewiß sehr bemerkenswerth ist.“

Daß Versicherungswesen wird noch manchen harten Kampf zu bestehen haben, um sich überall Bahn zu brechen, allein es ist ebenso zweifellos, daß schließlich doch die richtige Erkenntniß des unbestreitbaren Segens, der großen Wohlthaten der Lebensversicherung über alle Vorurtheile, alle Indolenz erfolgreich siegen wird; für das erwerbsunfähige Alter, für die Zukunft der Kinder, für Wittwen und Waisen kann wahrlich nicht besser, als durch eine entsprechende Versicherung geforgt werden!!

Uebergend auf die ziffermäßigen Daten der Versicherungsabtheilung des Vereines pro 1884, so ist zunächst anzuführen, daß im Laufe dieses Jahres

7088 Anträge über einen Betrag von 7,232.876 fl.
Capital und 52.887 „
Jahresrente zur Erledigung vorlagen.

Hieron gelangten zum Abschlusse:

1. auf den Ablebensfall:
4256 Verträge über 4,409.134 fl.

2. auf den Erlebensfall:
950 Verträge über 968.362 „

3. auf Jahresrenten:
259 Verträge über 43.737 „

Nach Abzug aller Ausscheidungen standen mit Ende 1884 beim Vereine in Kraft:

43.569 Verträge über 42,945.216 fl.
Capital und

995 Verträge über 166.849 „
Jahresrente.

Es erfuhr im Jahre 1884 die Versicherung im Vergleiche gegen Ende 1883 eine Steigerung von

2.677 Verträgen über 3,010.467 fl.
Capital und von

120 Verträgen über 16.351 „
Jahresrente.

Die in effectiver Baluta beim Vereine abgeschlossenen Versicherungen stellten sich Ende 1884 auf

12 Verträge über 89.400 Mark Capital,
3 „ „ 637 „ Rente, und

44 „ „ 144.000 Francs Capital.

Was die Rückversicherung betrifft, so standen Ende 1884

319 Versicherungen über 657.036 fl.
Capital und

47 Versicherungen über 7.635 „
Rente bei inländischen Gesellschaften in Rückversicherung.

Für den Kriegsfall hatten Ende 1884

1.278 Verträge über 1,091.300 fl.
Capital und 4.730 „

Ueberlebensrente Giltigkeit.

Zur Bestreitung der Verwaltungsauslagen des Vereines wurden im Jahre 1884 von der Versicherungsabtheilung verwendet Brutto 264.744 fl. und nach Abzug der Regierrückempfangs per 37.974 „

Netto . 226.770 fl.,

das ist: 17 Percent der Jahresprämien-Einnahme, gegen 16'90 Percent im Jahre 1883. Diese kleine Steigerung wird dadurch begründet, daß der bedeutende Abschluß an neuen Geschäften sowohl die Acquisitions-spesen für Agenten und Ärzte, als auch die Incassoprovisionen, welche der Jahresrechnung voll angelastet werden, außerordentlich erhöhte und damit eine Mehrausgabe von 13.075 fl. gegen 1883 verursachte. An der Regieausgabe per 264.744 fl. participiren die Abschluß- und Incassoprovisionen, sowie die ärztlichen Honorare mit einem Betrage von 112.237 fl.

Vergleicht man aber (wie in den früheren Berichten) die Regiekosten des Jahres 1870 mit jenen des Jahres 1884, so läßt sich wieder eine nicht unbedeutende Verminderung der Regiekostenpercente wahrnehmen.

Es betragen nämlich:

- a) die Personalkosten, berechnet nach der Prämieinnahme: im Jahre 1870 9·71 Percent, im Jahre 1884 nur 7·14 Percent;
- b) die Personalkosten, berechnet nach der Gesamteinnahme: im Jahre 1870 8·66 Percent, im Jahre 1884 nur 5·68 Percent;
- c) die gesamten Verwaltungskosten, einschließlich der Abschluß- und Incassoprovisionen, sowie der ärztlichen Honorare, berechnet nach der Gesamteinnahme: im Jahre 1870 22·36 Percent, im Jahre 1884 nur 15·79 Percent.

Die Prämieinnahme betrug im Jahre 1884 1,355.838 fl. 86 fr.

| | |
|--|----------------------|
| Sie von wurden an die rückdeckenden Gesellschaften abgegeben | 22.291 „ 48 „ |
| so daß für Rechnung der eigenen Versicherungen des Vereines | 1,333.547 fl. 38 fr. |

| | |
|---|-------------------|
| eingingen. | |
| Im Jahre 1883 betrug diese Einnahme | 1,241.219 „ 35 „ |
| daher die Prämieinnahme eine Steigerung erfuhr um | 92.328 fl. 03 fr. |

Von der großen Exactheit des Incasso gibt die Ziffer der mit Ende 1884 unverrechneten Prämien Zeugniß, welche sich auf nur 42.957 fl. 95 fr. oder 3·1 Percent der gesamten Prämien belief.

| | |
|--|---------------------|
| Die Prämienreserve betrug mit Ende des Jahres 1884 nach Abzug des auf rückversicherte Beträge entfallenden Theiles | 6,073.396 fl. — fr. |
| Ende 1883 betrug die Reserve | 5,435.331 „ — „ |

| | |
|----------------------------------|-------------------|
| daher eine Zunahme von | 638.065 fl. — fr. |
|----------------------------------|-------------------|

zu verzeichnen ist.

Der Durchschnitt der Anfangs- und Endreserve, die sogenannte mittlere Jahresreserve (inclusive des mittleren Jahresbetrages der Kriegsfallreserve) stellt sich auf den Betrag von 5,801.702 fl. 32 fr. und dieser kann nun nach dem Berichte der Vereinsleitung als derjenige angesehen werden, welcher die in den Büchern des Vereines als Nettozinsenertragniß der Capitalanlagen der Lebensversicherungsabtheilung ausgewiesenen 305.024 fl. 49 fr. abgeworfen hat, was einer Verzinsung von 5·26 Percent pro anno entspricht.

In Bezug nun auf die Anlage der Capitalien der Lebensversicherungsabtheilung weist die von der letzten Generalversammlung genehmigte Bilanz pro 1884 aus, daß die Prämienreserve in folgenden Werthen ihre Bedeckung fand, und zwar:

- a) in Realitäten im Gesamtwerthe von 1,185.643 fl. 65 fr.
- b) in Darlehen, und zwar:
 - aa) an die Spar- und Vorshußconfortien des Beamtenvereines per 462.064 fl. 51 fr.
 - bb) auf eigene Policen per 631.738 „ 42 „

| | |
|--------------------------------|----------------------|
| Fürtrag . 1,093.802 fl. 93 fr. | 1,185.643 fl. 65 fr. |
|--------------------------------|----------------------|

| | | |
|---|----------------------|----------------------|
| Uebertrag . | 1,093.802 fl. 93 fr. | 1,185.643 fl. 65 fr. |
| cc) auf Dienstescapitionen | | |
| per | 402.709 „ 45 „ | |
| dd) auf Werthpapiere per | 25.200 „ 80 „ | |
| ee) auf Hypotheken per | 2,602.184 „ 79 „ | |
| | | 4,123.897 „ 97 „ |
| c) in Effecten (und zwar größtentheils in Prioritäten, Pfandbriefen, Grundentlastungs-Obligationen, Silberrente und Schuldverschreibungen der k. k. Staatsbahnen) per | 1,224.949 „ 87 „ | |
| zusammen per . | 6,534.491 fl. 49 fr. | |

Aus dem Titel der Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen wurden für im Jahre 1884 fällig gewordene Versicherungen vom Vereine, und zwar:

| | |
|--|--------------------|
| a) Todfallcapitalien | 475.717 fl. 36 fr. |
| b) fällige Jahresrenten | 16.264 „ 17 „ |
| c) Aussteuercapitalien | 103.724 „ — „ |
| und | |
| d) rückerstattete Prämien in Folge Ablebens der auf Aussteuerbeträge versicherten Personen | 5.502 „ 08 „ |
| somit zusammen . | 601.207 fl. 61 fr. |
| und seit dem Beginne der Vereinsthätigkeit | 4,913.758 „ — „ |
| ausbezahlt. | |

Das Sterblichkeitsverhältniß war unter den Versicherten des Vereines ein äußerst günstiges, noch günstiger als im Vorjahre. Anstatt der nach der Sterbenswahrscheinlichkeit bei den Versicherungen des Tarifes I als fällig angenommenen 607.439 fl. — fr.

traten thatsächlich in Folge Ablebens außer Kraft 484.550 fl. — fr.

Von dieser Summe sind jedoch für vier Selbstmordfälle innerhalb fünfjähriger Versicherungsdauer, für Reducirungen wegen unrichtiger Altersangaben und für Rückempfänge von den rückdeckenden Gesellschaften 8.832 „ 64 „ in Abzug zu bringen, so daß an eigentlichen Todfallszahlungen der obervähnte Betrag von 475.717 fl. 36 fr. zu leisten war.

Im Jahre 1884 endeten 13 beim Vereine Versicherte durch Selbstmord. Neun der bezüglichen Versicherungen hatten eine Dauer über 5 Jahre und wurden die versicherten Summen im Gesamtbetrage von 11.000 fl. voll ausbezahlt.

Bezüglich der Krankengeldversicherung ist zu erwähnen, daß Ende 1884 in Kraft standen 139 Verträge über ein versichertes wöchentliches Krankengeld per 1.171 fl. mit einer jährlichen Prämieineinnahme von 1.886 fl. 46 fr., daß im Jahre 1884 an Krankengeldern der Betrag von 1.596 fl. 40 fr. ausbezahlt wurde, und der Reservefond dieser Abtheilung 8.198 fl. 8 fr. beträgt.

Auf dem Gebiete der Invaliditätspensionen ist im Jahre 1884 eine erfreuliche Zunahme zu constatiren und bemerkt hiezu der Bericht der Vereins-

leitung: „Nach den vielen Bemühungen, der Versicherung von Invaliditätspensionen in den Kreisen jener Beamten Eingang zu verschaffen, welche keinen Anspruch auf eine Altersversorgung haben, scheint es, daß die Chefs, namentlich großer Etablissements, zur Einsicht gelangen, es sei in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse gelegen, wenn sie ihre Bediensteten durch die Aussicht auf Versorgung im Alter, beziehungsweise im Falle der Erwerbsunfähigkeit enger an sich und ihre Unternehmungen knüpfen, anstatt — wie bisher — den Beamten selbst für sich sorgen zu lassen.“

So hat die Generalversammlung der Pilsener brauberechtigten Bürgererschaft über Antrag ihres Verwaltungsrathes beschlossen, für ihre Beamten Invaliditätspensionen und für deren Hinterbliebene Capitalbeträge in bedeutender Höhe beim Beamtenvereine sicherzustellen, und werden die Prämien von Seite der Brauhausverwaltung bestritten. Ebenso hat die Verwaltung der Industrieschulen in Klagenfurt den angestellten Lehrerinnen beim Vereine derartige Pensionen gesichert und wurden auch bereits von einigen Gemeinden Niederösterreichs und Böhmens für ihre Beamten entsprechende Versicherungen beim Vereine abgeschlossen.

Im Jahre 1884 sind 22 Versicherungen neu zugewachsen, so daß im Ganzen Ende 1884 82 Pensionsversicherungen aufrecht standen.

Von neuen geschäftlichen Maßregeln auf dem Gebiete der Versicherungsabtheilung ist nur der vom Verwaltungsrathe am 11. März 1884 gefaßte Beschluß zu constatiren, zufolge dessen die am 17. Juli 1876 verfügte Erhöhung der Prämien für die Länder der östlichen Reichshälfte wieder aufgehoben wurde, so daß seit diesem Beschlusse für die in Ungarn, Croatien, in der ehemaligen Militärgrenze, dann in Dalmatien neu abzuschließenden Lebensversicherungsverträge dieselben Prämien, wie in Oesterreich, zu berechnen sind. Für die Aufhebung der obenwähnten, seinerzeit durch die bezüglichlichen Verhältnisse gebotenen Maßregel (worüber wir uns auf die Darstellung im Berichte des achten Jahrganges der „Dioskuren“ beziehen) sprachen mehrere Motive, insbesondere, daß die Abschlässe an neuen Versicherungen in der östlichen Reichshälfte sich vor wie nach der Prämienerrhöhung in bescheidenen Dimensionen gehalten haben, in Folge dessen, mit der außerordentlich gesteigerten Geschäftsthätigkeit in Oesterreich sich das Verhältniß des Versicherungsstandes successive derart gestaltete, daß nunmehr bei dem ausgebreiteten Versicherungsgeschäfte des Beamtenvereines die höhere Sterblichkeit in Ungarn ihren bedenklichen Einfluß verloren hat.

Die Propagirung des Vereines wurde auch im Jahre 1884 durch Fortsetzung der Agitation in den Lehrerkreisen von der Vereinsleitung sehr gefördert, und es wurden im Jahre 1884 wegen Anschlusses an den Beamtenverein, beziehungsweise wegen Vermittlung von Lebensversicherungen bei letzterem Verträge mit folgenden Lehrervereinen abgeschlossen, nämlich mit:

1. dem Salzburger Landeslehrervereine,
2. dem Vereine der Lehrer und Lehrerinnen in Czernowitz,
3. dem deutschen pädagogischen Vereine in Troppau,
4. dem deutsch-mährischen Lehrerbunde in Brünn,
5. dem oberösterreichischen Lehrervereine in Linz.

Im Jahre 1884 sind mit Lehrern 1036 Versicherungsverträge über 1,104.482 fl. Capital und 2.968 fl. Rente abgeschlossen worden.

Hiermit schließen wir den Bericht über die geschäftlichen Erfolge des Vereines auf dem Gebiete der Versicherung im Jahre 1884 mit der gewiß

berechtigten Zuvorsicht, daß der vorstehende Bericht jeden Freund des Vereines mit voller Befriedigung erfüllen wird.

III. Spar- und Vorschuß-Consortien.

Im Allgemeinen ist die Thatsache zu constatiren, daß sich im Jahre 1884 sämtliche geschäftliche Positionen bei den Consortien gegen das Jahre 1883 erhöht haben.

Es vermehrten sich im Jahre 1884:

| | | |
|---|--|--|
| 1. die Gesamtzahl der Consorten von 26.260 auf 27.439, | | |
| 2. die Antheilseinlagen von . . . 5,162.645 fl. auf 5,477.746 fl. | | |
| 3. die ertheilten Vorschüsse von . . 3,840.792 " " 4,183.369 " | | |
| 4. die ausstehenden Vorschüsse von 6,354.930 " " 6,870.033 " | | |
| 5. die nicht haftungspflichtigen | | |
| Spareinlagen von 510.616 " " 516.855 " | | |
| 6. die aufgenommenen Darlehen von 486.855 " " 578.094 " | | |
| und 7. die Reservefonde von 269.285 " " 293.646 " | | |

Vorstehende Ziffern lassen also eine allgemeine Zunahme des Geschäftsumfanges der Consortien auch für das Jahr 1884 erkennen, und ist besonders hervorzuheben, daß diese Erstarkung und Vergrößerung Hand in Hand gegangen ist mit einer durchschnittlichen Reduction sowohl des Zinsfußes für die gewährten Vorschüsse, als auch des Percentsatzes der Dividenden für die haftungspflichtigen Antheilseinlagen.

Nach den der Vereinsleitung vorgelegenen Berichten der Consortien wurden für Vorschüsse gezahlt:

| | | | |
|-----------------------------|-------|----------|-----|
| bei 14 Consortien | 6 | Percent, | |
| " 2 " | 6 1/2 | " | |
| " 16 " | 7 | " | |
| " 2 " | 7 1/2 | " | |
| " 39 " | 8 | " | |
| " 6 " | 9 | " | |
| " 13 " | 10 | " | und |
| " 3 " | 12 | " | |

In diesen Zinsätzen sind allerdings die bei einzelnen Consortien üblichen Beiträge zu dem Regie- beziehungsweise zu dem Reservefonde noch nicht inbegriffen; mit Berücksichtigung dieser Nebengebühren (worüber die Vereinsverwaltung nach ihrer Mittheilung im letzten Rechenschaftsberichte die Daten erst im Jahre 1885 zum ersten Male mit annähernder Vollständigkeit sich verschaffen konnte) hatten die Vorschußnehmer an Zinsen und Fondsbeiträgen zusammen zu bezahlen:

| | | | |
|----------------------------|-------|----------|--|
| bei 5 Consortien | 6 | Percent, | |
| " 2 " | 6 1/2 | " | |
| " 5 " | 7 | " | |
| " 4 " | 7 1/2 | " | |
| " 19 " | 8 | | |
| " 4 " | 8 1/2 | | |

| | | |
|-----------------------------|--------|----------|
| bei 12 Consortien | 9 | Percent, |
| " 1 Consortium | 9 1/2 | " |
| " 14 Consortien | 10 | " |
| " 5 " | 10 1/2 | " |
| " 5 " | 11 | " |
| " 1 Consortium | 11 1/2 | " |
| " 2 Consortien | 12 | " |

Hierbei ist zu bemerken, daß bei mehreren Consortien für die verschiedenen Arten von Vorschüssen auch verschiedene Zinssätze berechnet werden, daß also ein und dasselbe Consortium mehrere Male angeführt werden mußte, wodurch sich die Differenz in der Gesamtzahl der oben angeführten Consortien gegenüber den factisch bestehenden 74 Consortien erklärt.

Der Verwaltungsrath begleitet die vorangeführten Ziffern in seinem erwähnten Berichte mit folgenden Bemerkungen:

„Vergleicht man diese Zinssätze mit jenem Fuße, welcher noch bis vor wenigen Jahren größtentheils bestand, so wird man sich der beruhigenden Erkenntniß nicht verschließen können, daß auch die Spar- und Vorschußabtheilung des Vereines auf dem Wege ist, für ihre Theilnehmer zu jener Segnung sich auszubilden, als welche sie ursprünglich der Idee vorschwebte und doch auch heute gelten soll.

Allmählig wird dies bereits empfunden, und es scheint, daß die Vorwürfe, welche ohne nähere Kenntniß von unseren Institutionen vielfach erhoben wurden, im Versummen sind. Es ist der Fall zu verzeichnen, daß die Vollversammlung eines Consortiums, welche von weit mehr vorschußnehmenden, als nur Einlagen besitzenden Theilhabern besucht war, einen Antrag des Vorstandes auf Reduction des Zinsfußes für Vorschüsse ablehnte. Man dachte wohl an die Gefahren, welche für die Genossenschaft entstehen müßten, wenn die Einleger zu größeren Kündigungen veranlaßt würden. Mehrfach ist auch schon constatirt worden, daß bei den Vereinsconsortien nicht nur das Rückfließen der Vorschuß-Capitalien, sondern auch der Eingang von Zinsen und Versicherungsprämien auf sehr zahlreiche (oft 60 und mehr) Monatsraten sich vertheilt, daß diese Modalität der Vorschußgewährung eine complicirte und umständliche Buchung und überhaupt eine schwierige Gebarung im Gefolge hat, daß aus dieser Ursache die Regiekosten nothwendig eine viel größere Bedeutung erlangen; hiedurch ist der etwas höhere Zinsfuß recht wohl erklärlich, und andererseits wird derselbe gerade durch die Vertheilung auf eine größere Zahl von minimalen Beträgen für den Vorschußnehmer minder empfindlich.

Wahrheitsgemäß müssen wir constatiren, daß unseres Wissens der oben-erwähnte Fall der einzige war, wo ein vom Vorstande ausgegangener Antrag auf Erniedrigung des Zinsfußes von dem versammelten Consortium abgelehnt wurde, daß uns dagegen schon zwei Fälle bekannt sind, in welchen die Vollversammlungen über die auf Zinsenerleichterungen gestellten Anträge der Vorstände ihre Beschlüsse auf eine über die beantragte noch hinausgehende Herabsetzung der Zinsen faßten.

Von Bedeutung für die Beurtheilung der Angemessenheit oder Nichtangemessenheit des Durchschnitts-Zinsfußes ist endlich gewiß der namhafte Fortschritt, welchen das Vorschußgeschäft laut der vorne angestellten Vergleichung gegen das Vorjahr zu verzeichnen hat.“

Die Beziehungen der Centralleitung zu den Consortien waren auch im Jahre 1884 sehr angenehme. Die regelmäßigen und eingehenden Berichte, welche die Consortien an die Centralleitung ein senden, die Bereitwilligkeit, mit welcher die Consortien den bereisenden Organen der Vereinsleitung die Einsicht in den Geschäftsgang, in Buchungen und Cassagebarung gestatten, ermöglichen einerseits einen regen Darlehensverkehr, andererseits die Gewinnung eines Sammelpunktes für die an den verschiedenen Orten im Consortialsache gewonnenen Erfahrungen, welche von der Centrale aus zur nutzbringenden Verwerthung an die einzelnen rath- oder hilfebedürftigen Gruppen vermittelt werden.

Der Stand der an die Consortien ertheilten Darlehen aus den Geldern der Lebensversicherungsabtheilung Ende 1884 ist folgender:

Am 1. Jänner 1884 betrug der Darlehensstand . . . 383.394 fl. 55 fr.

Im Jahre 1884 wurden Darlehen per . . . 410.055 „ 36 „

ertheilt, was die Summe von . . . 793.449 fl. 91 fr. ergibt.

Bringt man hiebon den Betrag der im Jahre 1884 rückgezählten Beträge per . . . 331.385 fl. 40 fr. in Abrechnung, so ergibt sich per 31. December 1884 ein Darlehensstand per . . . 462.064 fl. 51 fr. also eine Vermehrung um 78.669 fl. 96 fr. gegen das Vorjahr.

Seit dem Bestande des Vereines, beziehungsweise der Consortien wurden an letztere von der Lebensversicherungsabtheilung Darlehen im Gesamtbetrage von . . . 3,270.698 fl. — fr. ertheilt.

Gekündigte Antheilseinlagen wurden im Jahre 1884 in 50 Fällen mit 6.861 fl. 24 fr., im Ganzen seit dem Jahre 1876 in 447 Fällen mit zusammen 73.264 fl. 08 fr. belehnt.

Zu den am Schlusse des Jahres 1883 bestandenen 73 Vereinsconsortien sind im Laufe des Berichtsjahres zwei neue Consortien, nämlich jene in Faszto und in Trenčsin zugewachsen, dagegen ein Consortium, nämlich jenes der Staatsbahnbeamten in Wien aus dem Verbande mit dem Vereine geschieden, so daß sich die Gesamtzahl der Consortien Ende 1884 auf 74 stellt, welche sich folgendermaßen vertheilte:

| | |
|--|----|
| 1. auf die im Reichsrathe vertretenen Länder mit 50, | |
| wovon auf Wien und Umgebung | 13 |
| auf das flache Land von Niederösterreich | 4 |
| „ Oberösterreich | 1 |
| „ Salzburg | 1 |
| „ Tirol | 1 |
| „ Vorarlberg | 1 |
| „ das Küstenland | 1 |
| „ Dalmatien | 1 |
| „ Kärnten | 1 |
| „ Krain | 1 |
| „ Steiermark | 2 |
| „ die Bukowina | 1 |
| „ Galizien | 3 |

| | |
|-------------------------|---|
| auf Schlesien | 4 |
| „ Mähren | 7 |
| „ Böhmen | 8 |
| entfallen. | |

| | |
|--|----|
| 2. auf die Länder der ungarischen Krone mit 24, wovon auf Ungarn und Siebenbürgen | 20 |
| (darunter auf Budapest 3) | |
| auf Croatien und Slavonien | 4 |
| entfallen. | |

Das Ausscheiden des oberwähnten Consortiums der Staatsbahnbeamten wurde von der Vereinsleitung sehr bedauert. Letztere war jedoch ungeachtet ihres redlichsten Bemühens nicht im Stande, diesen Austritt hintanzuhalten, weil demselben unter andern auch Motive persönlicher Natur zu Grunde lagen, welche die Centralleitung des Beamtenvereines nicht zu beseitigen vermochte.

Von den 74 Vereinsconsortien haben jene in Feldkirch, Jägerndorf, Neufah und Semlin im Jahre 1884 das zweite Decennium ihrer geschäftlichen Thätigkeit begonnen.

An dieser Stelle ist auch zu constatiren, daß der Spar- und Vorschußverein der Wiener Vororte-Lehrer in seiner Generalversammlung am 28. Februar 1884 den Anschluß an den Beamtenverein, d. h. die Constituirung als ein Consortium des letzteren beschlossen hat.

Am 16. Mai 1884 fand der zwölfte Consortialtag unter dem Vorsitze des k. k. Ministerialrathes und Central-Gewerbeinspectors Herrn Dr. Franz Nigierka statt, und lagen demselben folgende Angelegenheiten zur Entscheidung vor:

1. Der Antrag auf Streichung des Passus in den betreffenden Consortialstatuten, wornach ein Consorte nur Einem Spar- und Vorschußconsortium als Mitglied angehören darf. (Referent Herr Dr. Kolbe.)

Der Antrag des Delegirtenausschusses, es sei den Consortien zu empfehlen, bei einer etwaigen Statutenrevision vorerwähnten Passus aus den Statuten wegzulassen, wurde zum Beschlusse erhoben.

2. Die Vorlage eines Reformentwurfes der Tabelle für die Jahresgeschäftsabschlüsse der Consortien.

Der vom Referenten Herrn Ferdinand v. Rueber vorgelegte Entwurf wurde genehmiget und beschlossen, denselben den Consortien zur Annahme zu empfehlen, sowie für die Gesamtzusammenstellung der Consortialthätigkeit zu benützen. Es hatte nämlich in dieser Angelegenheit schon am 8. März 1884 auf Veranlassung des Verwaltungsrathes im Einvernehmen mit dem ständigen Comité des Delegirtenausschusses eine Verhandlung von buchhalterisch geschulten Delegirten der Wiener Spar- und Vorschußconsortien stattgefunden, um den ersten vom Referenten vorgelegten Entwurf der neuen Tabelle gutachtlich in Berathung zu ziehen. Das hienach redigirte Elaborat wurde auch noch vor dem Consortialtage sämmtlichen Consortialleitungen zugesendet.

3. Verhandlung zur Frage über das Polizzenrecht.

Der Referent Herr Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Leopold Steindler hielt über diese Frage einen sehr interessanten, geradezu akademischen Vortrag, in welchem er insbesondere folgende Punkte besprach, nämlich: Die Art, wie Versicherungsverträge abgeschlossen werden; unter welche Art der Verträge der

Versicherungsvertrag zu subsumiren sei; welches das Rechtsverhältniß zwischen den einzelnen beim Versicherungsvertrage theiligten Personen sei; ob die Versicherungssumme in die Verlassenschaft gehöre und von dem Gläubiger in Execution gezogen werden könne; was die Consortien mit den von ihnen einkassirten und von ihrer Forderung nicht absorbirten Versicherungsbeträgen thun sollen; wie die Consortien bei Uebernahme der Polizze als Pfand vorzugehen haben.

Dem Referenten wurde für seinen außerordentlich fesselnden Vortrag der verbindliche Dank des Consortialtages ausgesprochen und über Antrag des Directionspräses des Pester Consortiums, Herrn Alfred v. Kanovics folgende Resolution gefaßt:

„Der Delegirtenausschuß wird ersucht, auf Grund der in dem Referate des Herrn Dr. Steindler enthaltenen ausführlichen Daten die Formulare der von den Consortien auszustellenden Schuldscheine einer Revision zu unterziehen und noch Alles hineinzunehmen, was der Delegirtenausschuß für gut und nothwendig findet in Bezug auf den Erlag der Polizzen, um vollständig gesichert zu sein.“

Schließlich hielt noch der Vorsitzende des Consortialtages in seiner gewohnten Weise eine warme Schlußrede, in welcher er die Bedeutung der Consortialtage mit ihren Anregungen, dem Delegirtenausschusse und dem ständigen Comité und zwar vom Standpunkte der Consortien als Sparanstalten und Creditinstitute, so wie vom Gesichtspunkte der Humanität in ausführlicher Weise unter lebhaftem Beifalle der Versammlung besprach.

Und es haben auch in der That die Berathungen des Delegirtenausschusses und des Consortialtages bereits mehrfache, sehr interessante und im wissenschaftlichen Sinne werthvolle Erfolge aufzuweisen. Wir können in dieser Beziehung insbesondere die Referate des Herrn Dr. Leopold Steindler über Reservefond, über Regiefond, über die Behandlung der Polizzen bei den Consortien, des Herrn Ferdinand v. Rueber über die Buchführung und über die Tabellirung der Geschäftsergebnisse, des Herrn Dr. Angerer über den Zinsfuß der Consortien, des Herrn Dr. Dominik Kolbe über Formulare für Wechsel- und Schuldscheine und die höchst instructiven Vorträge des Vorsitzenden des Delegirtenausschusses, Herrn Hofrathes Dr. Franz Wigerka, über die Wechselwirkung zwischen Centralverein und Consortien, über die Consortialgebarung und ihre Ziele im Allgemeinen hervorzuheben uns erlauben.

In den Consortialdelegirtenausschuß wurden nachbenannte Herren aus den beifügten Consortien gewählt, und zwar:

Wilhelm Beck (Prestburger Consortium),
 Dr. Ludwig Edler v. Geiter (I. Wiener Consortium),
 Franz Glaz (Consortium Temesvár),
 Alfred v. Kanovics (Pester Consortium),
 Franz Kopecky (Wien, Consortium Landstraße),
 Theodor Leibenfrost (Wien, Consortium „Gegenseitigkeit“),
 Eduard Mack (Wien, Consortium Leopoldstadt),
 Franz Richter (Consortium Krems),
 Ferdinand Edler v. Rueber (Wien, Consortium „Bankbeamte“),
 Dr. Leopold Steindler (Wien, Consortium „Union“),
 Alexander Schramm (Wien, Consortium Alsergrund),
 Franz Zeidler (Consortium Graz).

Zum Obmann des Ausschusses wurde vom Verwaltungsrathe Herr Dr. Franz Wigerka, zu dessen Stellvertreter Herr Dr. Dominik Kolbe gewählt.

In Bezug auf das ständige Comité des Delegirtenausschusses beschloß der Consortialtag die Vermehrung der Mitgliederzahl auf drei und wurden in das Comité die Herren Dr. Ludwig Edler v. Geiter, Ferdinand v. Rueber und Dr. Leopold Steindler berufen.

Auf dem Gebiete von Personalien ist in der Abtheilung der Spar- und Vorschußconsortien außer dem schon bei Besprechung der allgemeinen Angelegenheiten erwähnten höchst bedauernswerthen Ableben des Obmannes vom Wiener Consortium „Leopoldstadt“, des k. k. Realischulprofessors Herrn Eduard Mack, noch Folgendes zu erwähnen:

Der langjährige Obmann der Mitgliedergruppe in Orsova und Director des Vorstandes des dortigen Spar- und Vorschußconsortiums, Herr Alfons Baron Busche-Oppeburg, k. k. Postmeister, hat sich wegen der immer zunehmenden Arbeitsvermehrung sowohl im eigenen Amte, als auch beim Consortium bemüht gesehen, seine Stelle als leitender Director des letzteren niederzulegen. Die am 6. Jänner 1884 abgehaltene Jahresversammlung des erwähnten Consortiums hat nun in dankbarer Anerkennung der Verdienste um die Gründung und langjährige Leitung des Consortiums Herrn Baron Busche zum „lebenslänglichen Consortialvorstand und Ehrenpräses“ ernannt und so das Herrn Baron Busche stets entgegengebrachte Vertrauen und die liebevolle Anhänglichkeit an seine Person in würdiger Weise documentirt.

Seine Excellenz Herr Gustav Freiherr Hillebrand v. Brandau, langjähriges Ehrenmitglied des Consortiums in Essegg, und wegen seiner thatkräftigen Förderung der Interessen desselben, sowie der Beamtenerschaft im Allgemeinen im Jahre 1882 vom Verwaltungsrathe zum Ehrenmitgliede des Beamtenvereines ernannt, hat im Jahre 1884 als neuerlicher Beweis seines Wohlwollens dem erwähnten Consortium eine fünfprocentige steuerfreie Tausendgulden-Rentenobligation gespendet, welche dem Reservefonde einverleibt wurde.

Möchte doch das Beispiel dieses edlen Freundes der Beamtenerschaft Nachahmer finden! Wie oft wird uns von „jenseits des Oceans“ die Kunde, daß ein mit Glücksgütern gesegneter Menschenfreund dem Zwecke des Unterrichtes und der Erziehung, der Altersversorgung und Krankenpflege oder einer anderen humanitären Tendenz in großmüthiger Weise geradezu colossale Capitalien widmete!! Wie sehr würden solche Unterstützungen dem Beamtenvereine, der lediglich ein volkswirtschaftlich-humanitäres Unternehmen ist und mit den bescheidenen ihm zu Gebote stehenden Mitteln gewiß schon Anerkennenswerthes geleistet — die Erfüllung seiner ethischen Aufgaben erleichtern!!

Es soll ferner nicht unerwähnt gelassen werden, bei Besprechung der Consortialangelegenheiten noch anzuführen, daß sich im Jahre 1884 das Pester Consortium an die Localausschüsse und Consortien des Vereines um Unterstützung eines beinahe ganz erblindeten Standesgenossen gewendet hat, welcher vor erreichter zehnjähriger Dienstzeit mit einer 1½ jährigen Gehaltsabfertigung aus dem Staatsdienste entlassen wurde. Der bezüglichliche Aufruf blieb nicht unbeachtet und es wurden — außer dem von der Centralleitung gewidmeten Beitrage — von 23 Mitgliedergruppen Spenden in dem nicht unbedeutenden Gesamtbetrage von 256 fl. 30 kr. nach Pest gesendet. Es zeugt dies in erhebender Weise von dem

gestattete, unter dem Vorſiße des ersten Vicepräfidenten, Herrn Johann Freiherrn Falke v. Lilienstein, k. k. Sectionschef, statt.

Es waren 347 Vereinsmitglieder, welche 2442 Stimmen repräsentirten, anwesend.

Die Versammlung nahm den Rechenschaftsbericht des Verwaltungsrathes, sowie die von ihm vorgelegten Rechnungsabſchlüſſe für das Jahr 1884 zur genehmigenden Kenntniß und ertheilte über Antrag des Aufſichtsrathes dem Verwaltungsrathe für das Jahr 1884 das Abſolutorium.

Der Gebärungsüberschuß der Lebensversicherungsabtheilung für das Vereinsjahr 1884 beläuft sich nach Vornahme der erforderlichen Abſchreibungen auf 129.631 fl. 3 fr.

Hievon hat der Verwaltungsrath einen Theilbetrag von 90.000 „ — „ der Reſerve für Capitalanlagen zugewiesen, wodurch sich dieselbe von 260.000 fl. auf 350.000 fl. erhöhte.

Von den ſonach verbleibenden 39.631 fl. 3 fr. wurden nach Beſchluß der Generalverſammlung

- a) 20.000 fl. (conform dem von 34 Theilnehmern der Mitgliedergruppe in Szonof geſtellten Antrage) dem Unterrichtsfonde des Vereines zugewiesen;
- b) 4.600 fl. dem Verwaltungsrathe zum Zwecke der Ertheilung von Stipendien, ſowie von Unterſtützungen an dürftige Beamten, an Wittwen und Waiſen zur Verfügung geſtellt, und
- c) die reſtlichen 15.031 fl. 3 fr. der außerordentlichen Reſerve der Lebensversicherungs-Abtheilung überwiesen.

Ferner wurde auch in dieſer Generalverſammlung vom Vorſitzenden in herzlichſten, wahrhaft rührenden Worten des abweſenden, allverehrten Vereinspräſidenten, Herrn C. F. Fellmann, Ritter v. Norwill und ſeiner großen Verdienſte um den Verein gedacht und über Antrag des Herrn Alfred v. Ranovics aus Budapest beſchloſſen, den hochverdienten Herrn Vereinspräſidenten auch von Seite der Generalverſammlung zu begrüßen und dieſe Begrüßung in das Protokoll in folgender Faſſung einzufchalten:

„Die zwanzigſte ordentliche Generalverſammlung des Erſten allgemeinen Beamtenvereines der öſterreich-ungariſchen Monarchie begrüßt den leider abweſenden hochverdienten Vereinspräſidenten, Herrn Fellmann Ritter v. Norwill, auf das herzlichſte und verſichert ihn der unwandelbaren Liebe, Verehrung und Werthſchätzung. Möge die Vorſehung ihn zum Wohle des durch ſeine aufopfernde Thätigkeit, durch ſeinen uneigennütigen Eifer und ſeine Hingebung ſo groß gewordenen Beamtenvereines noch recht lange geiſtig, friſch und geſund erhalten.“

Der Vorſitzende hatte auch die Güte, dieſe Kundgebung der Generalverſammlung noch an demſelben Tage dem Herrn Präſidenten bekannt zu geben, welcher darüber hoch erfreut war.

Der Vorſitzende, welchem über den in ſehr warmen Worten geſtellten Antrag des k. k. Statthaltereirathes Herrn Franz Zeidler aus Graz für ſeine großen Verdienſte in Bezug auf die Leitung der Verſammlung und ſein bekanntes den Vereinsmitgliedern entgegengebrachtes Wohlwollen der Dank der Verſammlung votirt und ein dreimaliges Hoch ausgebracht wurde, ſchloß die Generalverſammlung mit folgenden Worten:

A n h a n g.

(3 Tabellen.)

1. Zwei Tabellen über die Geschäftsentwicklung des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Jahren 1865 bis inclusive 1884.

Tabelle I. Allgemeine Vereins-Angelegenheiten, Spar- und Vor-
schuß-Angelegenheiten.

Tabelle II. Versicherungs-Abtheilung. Cautions-Darlehen.

2. Tabelle III. Personal-Stand der Centralleitung des Beamten-Vereines nach der XX. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1885.
-

Weschnöfts-Entwickelung des

Einem allgemeinen Beamten-Vereines der österröichs-ungarischen Monarchie in den Jahren 1865—1884.

Tabelle I.

Allgemeine Vereins-Angellegenheiten. — Spar- und Vorschuß-Consortien.

* In diesen Beträgen sind auch die Zuschüsse, und zwar mit 1880 fl. pr. 1883 und mit 1885 fl. pr. 1884 enthalten.

Tabelle II.

Verficherungsbetreibung. — Cautionsdarlehen.

- Herr Dr. **Reop. H. Meißner**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Währing“.
- „ Dr. **Franz Migerka**, k. k. Ministerialrath im Handels-Ministerium und Central-Gewerbe-Inspector, Ritter hoher Orden, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Gegenseitigkeit“ (Wien) und des Consortial-Delegirten-Ausschusses.
- „ Dr. **Ferdinand Pohl**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Wieden“ (Wien).
- „ **Benjamin Edler von Possaner-Ehrenthal**, Sections-Chef im k. k. Finanz-Ministerium, Ritter des eisernen Kronen-Ordens II. Classe.
- „ **Hermann Schmidt**, Inspector und Vorstand des commerciellen Bureau der austr. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Obmann des Spar- und Vorschuß-Vereines der Nordbahn-Bediensteten, Ritter des russischen St. Annen-Ordens.
- „ **Carl Schneider**, k. k. Staats-Centralcassen-Controllor, kais. Rath, Obmann des Staatsbeamten-Consortiums.
- „ **Alexander Schramm**, k. k. Rechnungs-Revident im Ackerbau-Ministerium.
- „ **Eduard Schudöcker**, k. k. Ober-Rechnungsrath im Handels-Ministerium.
- „ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl**, Präsidial-Secretär der Anglo-Oesterr. Bank a. D.
- „ **Friedrich Seib**, Ober-Inspector der k. k. Direction für Staats-Eisenbahnbauten, Ritter des Franz Josef-Ordens, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Allergrund“ (Wien).
- „ **Josef Stiasny**, Ingenieur der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.
- „ **Karl Werner**, Central-Inspector und Ober-Buchhalter der k. k. priv. österr. Nord-westbahn.
- „ Dr. **Karl Zimmermann**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien.

Directions-Comité:

- Herr **Karl Bertele von Grenadenberg**.
- „ **Emanuel Ad. Eichler**.
- „ **Julius Kaan** (zugleich mathem. Consulent des Vereines).
- „ Dr. **Dom. Kolbe** (zugleich Rechtsconsulent des Vereines).
- „ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl**.
- „ **Karl Werner**.

II. Hebermachungs-Ausschuß.

- Herr **Friedrich August Rirk**, Ober-Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.
- „ **Clemens Wilhelm Böhm**, Bureau-Chef der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.
- „ **Ignaz Tobisch**, k. k. Militär-Ober-Intendant i. P., Ritter des Franz Josef-Ordens.

III. Geschäftsleitung.

- Herr **Karl Majal**, General-Secretär.
- „ Dr. **Friedrich König**, General-Secretärs-Stellvertreter und Referent für die Versicherungs-Abtheilung.
- „ **Engelbert Kefler**, Referent für die Spar-, Vorschuß- und Genossenschafts-Abtheilung.

Chef-Arzt:

- Herr Med. Dr. **Eduard Buchheim**.



Anzeigen
empfehlenswerther Firmen.
